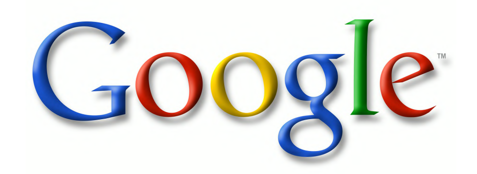


Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder B... ...e. — Die Bände erscheinen i... ...tung. — Schönes Papier u. gr... ...mat aller Bände gleichmässig ...inwand-Einband.

Jeder Band ... n nur 1 Mark

Das vo...

durch dessen ... werden soll, dem Gebildeten a... esamtgebiete der Wissenschaft ... us befriedigende Aufklärung, ... iermit der allgemeinen Teil... st vorläufig ein Umfang von ... genommen, **von denen jeder** ... nen Baustein zu einem Gesa... s Unternehmens haben wir j... ennbar durch die moderne Wis... sgrunde gemacht. Die **Naturwi...**, die gleichsam wie glücklich ... nd ansetzen und selbst widerst... den, wie sie im Leben der n... getreten haben, auch in unse... will, die beiden großen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein abstrakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden wir keineswegs aus unserem Werke ausscheiden, aber nicht sowohl vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, **zu bieten** ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen ... sich schließt, in unserem Plane deshalb der g... Wissenschaften angereiht haben, weil der Haupt... thode dieser Wissenschaften **ausgeht,** nämlich di... historischer ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.**, Gesch. d. 30jähr. Krieges in drei Abteilgn. I. 1618—1621: Der böhm. Aufst. u. s. Bestrafung. 280 S. Mit 3 Doppelvollbild., 1 Vollbild u. 4 Portr. in Holzst.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.**, Allgemeine Witterungskunde. 266 Seiten. Mit 6 Karten, 2 Vollbildern und 31 Abbildungen in Holzstich.

Bd. 3. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622 bis 1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs. 292 Seiten. Mit 10 Doppelvollbildern und 4 Porträts in Holzstich.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.**, Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden. 304 Seiten. Mit 70 Abbildungen.

Bd. 5. **Gindely, A.**, Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633 bis 1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden. 240 Seiten. Mit 9 Doppelvollbild. u. 3 Porträts in Holzstich.

Bd. 6. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. I. Abtlg.: Der Australkontinent und seine Bewohner. 280 Seiten. Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 7. **Taschenberg, Dr. Otto**, Die Verwandlungen der Tiere. 272 Seiten. Mit 88 Abbildungen.

Bd. 8. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. II. Abtlg.: I. Die Kolonien des Australkontinents u. Tasmanien. II. Melanesien (I. Teil). 312 Seiten. Mit 19 Vollbildern, 29 in den Text gedruckten Abbildungen und 6 Karten in Holzstich.

Bd. 9. **Klaar, Alfred**, Geschichte des modernen Dramas in Umrissen. 320 Seiten. Mit 9 Porträts in Holzstich.

Bd. 10. **Becker, Dr. Karl Emil**, Die Sonne und die Planeten. 308 S. Mit 68 Abbildungen.

Bd. 11. **Jung, Dr. E.**, Der Weltteil Australien. III. Abtlg.: I. Melanesien (II. T.). II. Polynesien (I. T.). 304 S. M. 27 Vollbildern u. 31 in d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 12. **Gerland, Dr. E.**, Licht und Wärme. 320 Seiten. Mit 4 Porträts und 126 Figuren in Holzstich.

Bd. 13. **Jung, Dr. Karl Emil**, Der Weltteil Australien. IV. Abtlg.: I. Polynesien (II. Teil). II. Neuseeland. III. Mikronesien. 276 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 35 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 14. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, I. Abyssinien und die übrigen Geb. d. Ostküste Afrikas. 312 S. M. 18 Vollbildern u. 63 i. d. Text gedruckt. Abbildgn.

Bd. 15. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit I. 298 Seiten. Mit 9 Vollbildern und 70 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 16. **Peters, Prof. Dr. C. F. W.**, Die Fixsterne. 176 Seiten. Mit 69 Abbildungen.

Bd. 17. **Jung, Jul.**, Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit II. 280 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 63 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 18. **Schultz, Prof. Dr. A.**, Kunstgeschichte I. 284 Seiten. Mit 38 Vollbildern und 120 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 19. **Willkomm, Dr. Moritz**, Die pyrenäische Halbinsel I. 260 Seiten. Mit 26 Vollbildern und 14 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 20. **Lehmann, Paul**, Die Erde und der Mond. 280 Seiten. Mit 6 Vollbildern und 59 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 21. **Schultz, Prof. Dr. A.**, Kunst und Kunstgeschichte II. 262 Seiten. Mit 44 Vollbildern und 42 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 22. **Ochsenius, C.**, Chile. Land und Leute. 268 Seiten. 28 Vollbildern, 59 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Bd. 23. **Meyer von Waldeck**, Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. 282 Seiten. Mit 27 Vollbildern und 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 24. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, Die Nilländer. 224 Seiten. Mit 10 Vollbildern und 65 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 25. **Wirth, Max**, Das Geld. 224 Seiten. Mit 103 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 26. **Hopp, E. O.**, Gesch. d. Verein. Staaten v. Nord-Amerika. I. 232 S. Mit 50 in den Text gedr. Abbild. u. Karten.

Bd. 27. **Valentiner**, Kometen und Meteore. 250 Seiten. Mit 62 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 28. **Waßmuth, Prof. A.**, Die Elektrizität und ihre Anwendung. 196 Seiten. Mit 119 in den Text gedruckten Abbildungen.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 29. **Falkenstein, Dr. J.**, Afrikas Westküste. 252 Seiten. Mit 81 in den Text gedr. Abbild.

Bd. 30. **Geschichte des Kunstgewerbes. I. Blümner, Prof. Dr. H.**, Das Kunstgewerbe im Altertum. 276 Seiten. Mit 133 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 31. **Willkomm, Dr. M.**, Die pyrenäische Halbinsel. II. 252 Seiten. Mit 11 Vollbild. und 27 in den Text gedr. Abbildungen.

Bd. 32. **Geschichte des Kunstgewerbes. II. Blümner, Prof. Dr. H.**, Das Kunstgewerbe im Altertum. 242 Seiten. Mit 143 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 33. **Geschichte des Kunstgewerbes. III. Schorn, Dr. Otto von**, Die Textilkunst. 268 Seiten. Mit 132 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 34. **Fritsch, Dr. Gustav**, Südafrika bis zum Zambesi. I. 244 S. Mit 50 in den Text gedr. Abb. u. 1 Karte.

Bd. 35. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. I. 252 Seiten. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 36 u. 37. **Sellin, A. W.**, Das Kaisereich Brasilien. 2 Abteilungen. 490 Seiten. Mit 23 Vollbildern, 66 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 Karten.

Bd. 38. **Hansen, Dr. Adolf**, Die Ernährung der Pflanzen. 272 Seiten. Mit 74 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 39. **Hopp, E. O.**, Geschichte der Vereinigten Staaten. II. 224 Seiten. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 40. **Geschichte der Malerei** in Einzeldarstellungen. I.: **Wurzbach, Dr. A. v.**, Geschichte der holländischen Malerei. 236 Seiten. Mit 71 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 41. **Taschenberg, Dr. Otto**, Bilder aus dem Tierleben. 236 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 42. **Brosien, Dr. Herm.**, Karl der Große. 192 Seiten. Mit 23 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 43. **Willkomm, Dr. M.**, Die pyrenäische Halbinsel. III. 268 Seiten. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 44 u. 45. **Graber, Prof. Dr. V.**, Die äußeren mechanischen Werkzeuge der Tiere. In 2 Abteilungen. 464 Seiten. Mit 315 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 46. **Hopp, Ernst Otto**, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. III. (Schluß). 276 Seiten. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 47. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. II. 212 Seiten. Mit 5 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 48. **Lippert, Jul.**, Allgemeine Kulturgeschichte. III. 232 Seiten. Mit mehreren in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 49. **Meyer von Waldeck**, Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. II. 236 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 50. **Fournier, Prof. Dr. Aug.**, Napoleon I. Eine Biographie. I. 240 Seiten. Mit einem Porträt.

Bd. 51. **Elsas, Dr. A.**, Der Schall. Eine Darstellung der physikalischen Akustik für musikalisch Gebildete. 216 Seiten. Mit 80 Abbildungen und einem Porträt.

Bd. 52. **Krümmel, Prof. Dr. Otto**, Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. 250 Seiten. Mit 77 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 53. **Egli, Prof. Dr. J. J.**, Die Schweiz. 218 Seiten. Mit 48 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 54. **Behaghel, Prof. Dr. Otto**, Die deutsche Sprache. 200 Seiten.

Bd. 55 u. 56. **Schasler, Dr. Max**, Ästhetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst. In 2 Teilen. 522 Seiten.

Bd. 57. **Hartmann, Prof. Dr. R.**, Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen. 160 Seiten. Mit 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 58. **Löwenberg, Fr.**, Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen. 200 Seiten. Mit 8 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 59. **Detleffen, Dr. Emil**, Wie bildet die Pflanze Wurzel, Blatt und Blüte. 266 S. Mit 95 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 60. **Blümner, Prof. Dr. H.**, Leben und Sitten der Griechen. I. Abteilung. 200 S. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 61. **Brosien, Dr. Herm.**, Preußische Geschichte. I. Band. 264 Seiten. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXI. Band.

Preußische Geschichte

von

Dr. Hermann Brosien.

In 5 Abteilungen.

I. Abteilung:

Geschichte der Mark Brandenburg im Mittelalter.



Leipzig: G. Freytag. 1887. Prag: F. Tempsky.

Geschichte

der

Mark Brandenburg

im Mittelalter

von

Dr. Hermann Brosien.

Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig: G. Freytag. 1887. Prag: F. Tempsky.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort.

Diese Bearbeitung der preußischen Geschichte, deren erstes Bändchen hier vorliegt, will einem populären Zweck dienen und begnügt sich deshalb damit, die Resultate der modernen Forschungen in großen Zügen wiederzugeben. Der Verfasser hat sich bemüht, die neueren Bearbeitungen sowohl des ganzen Zeitraums, als auch einzelner Perioden oder Verhältnisse heranzuziehen, ist jedoch vielfach bis auf die Quellenwerke zurückgegangen, aus denen er geeignete Stellen in Übersetzung oder Überarbeitung in seine Darstellung aufgenommen hat. Manche derselben sind schon von Riedel in der IV. Abteilung seines Codex diplomaticus Brandenburgensis entweder vollständig oder im Auszuge abgedruckt, so Pulkawa's böhmische Chronik, die Annalen des Andreas Angelus, das Mikrochronologikum des Peter Hafftitz u. a. Während die beiden letztgenannten Quellen nur für die spätere Zeit von Belang sind, wurden für die ältere benutzt: Widukinds Res gestae Saxonicae, Thietmars Chronik, der Tractatus de urbe Brandenburg (in den Monumenta Germ. hist. Script. XXV.), das Landbuch der Mark Brandenburg (ed. Fidicin, Berlin 1856); für das 15. Jahrhundert die Magdeburger Schöppenchronik (ed. Janicke in den deutschen Städtechroniken, Bd. VII.), des Ludwig von Eyb Denkwürdigkeiten Branden-

burgischer Fürsten (ed. Höfler, Baireuth 1849); Burckhardt, das funfft Merckisch Buch (Jena 1857); Briefe und Aktenstücke aus der Zeit des Albrecht Achilles und Johann Cicero (bei Gercken, diplomataria veteris Marchiae I. und Codex dipl. VIII.), Kranz, Vandalia (Köln 1519), dazu für das 16. Jahrhundert die Fortsetzung von Chyträus (Wittenberg 1585); ferner für die Verhältnisse Brandenburgs zu Pommern: Kantzow, Pommersche Chronik (niederdeutsch, ed. Böhmer, Stettin 1835, hochdeutsch ed. v. Medem, Anklam 1841).

Unter den modernen Bearbeitungen, die für diesen Band benutzt sind, nehmen den ersten Rang ein: Droysen, Geschichte der Preußischen Politik, Bd. I. und II. (Leipz. 1868—70) und Ranke, Zwölf Bücher Preußischer Geschichte Bd. I. u. II (Leipz. 1874). Aber auch auf die älteren Werke von Buchholz, Pauli und Stenzel, sowie auf das Handbuch von F. Voigt (3. Aufl. Berlin 1878) ist bisweilen zurückgegriffen. Die vorhistorische Zeit und ihre Altertümer sind behandelt nach Bekmann, historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg (Berl. 1751); v. Ledebur, Die heidnischen Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam (Berlin 1852); Weinhold, die heidnische Todtenbestattung in Deutschland (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. 29, Wien 1859); Friedel, Die Stein-, Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg (Berlin 1878); Behla, Die Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus (Luckau 1882). Für die Bau- und Kunstdenkmäler des Mittelalters kommen in Betracht: v. Stillfried, Altertümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses von Hohenzollern (Stuttgart und Tübingen 1838 und Neue Folge in 2 Bänden, Berlin 1858 ff.); Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke des Preußischen Staats (Bd. I., Berlin 1862); v. Minutoli, Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenburgischen Marken (1. und 2. Lief., Berlin 1836); Bergau, Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler in der Prov. Brandenburg (Berlin 1885). Von Spezialwerken, welche einzelne Perioden behandeln, sind zu nennen: L. Giesebrecht, Wendische Ge-

schichten (3 Bde., Berlin 1843); Schafarik, Slawische Altertümer (deutsch, 2 Bände, Leipzig 1843—44); Pictet, Les origines indo-européennes (2 Bde., Paris 1859—63); v. Heinemann, Markgraf Gero (Braunschweig 1860) und Albrecht der Bär (Darmstadt 1864); Brückner, Die slawischen Ansiedlungen in der Altmark (Leipzig 1879); v. Klöden, Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg (4 Bde., Berlin 1844—45), dazu Rezension von Riedel in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik (1845, II.); Heidemann, Die Mark Brandenburg unter Jobst von Mähren (Berlin 1881); Riedel, Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherrn des Preußischen Königshauses (Berlin 1851) und Geschichte des Preußischen Königshauses (das. 1861, 2 Bde.).

Außerdem kommen für einzelne Verhältnisse in Betracht: Lancizolle, Geschichte der Bildung des preußischen Staats (Berlin 1828); Winter, die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands (3 Bde., Gotha 1868—71); Möhsen, Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg (Berlin 1781); Spieker, Geschichte der Stadt Frankfurt a. O. (Bd. I., Frankf. 1853); Kuhn, Märkische Sagen und Märchen (Berlin 1842); v. Liliencron, Die Volkslieder der Deutschen (Bd. I., Leipzig 1865). Die Verfassung der Mark Brandenburg behandeln: Riedel, Die Mark Brandenburg im Jahre 1250 (2 Bde., Berlin 1831—32); Zimmermann, Geschichte des märkischen Städtewesens (Berl. 1837, 3 Bde.); Bornhak, Geschichte des preußischen Verwaltungsrechts (Bd. I., Berlin 1881). Endlich sind folgende Abhandlungen verwertet worden: aus den Märkischen Forschungen: Riedel, Über den Krankheitszustand des Kurfürsten Friedrich II. und Sello, Die Gerichtsverfassung und das Schöffenrecht Berlins; aus der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde: Kotelmann, Die Finanzen des Kurfürsten Albrecht Achilles; Hilse, Darstellung des Strafrechts nach der Halsgerichtsordnung von 1516; Sello, Die Hussiten in der Mark; Wagner, Joachim I. und die Raubritter; aus den Schriften des Vereins für die Ge-

schichte Berlins: Friedel, Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend; Holtze, Das Strafverfahren gegen die märkischen Juden 1510; aus Ledeburs Allgemeinem Archiv: Raumer, Beiträge zur Kriegsverfassung der Churmark Brandenburg im 15. Jahrhundert; aus den Baltischen Studien: Haag, Die Völker um die Ostsee vor 800—1000 Jahren; aus den Jahrbüchern für Nationalökonomie: Meitzen, Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland.

Berlin, im August 1886.

Verzeichnis der Abbildungen.

Einleitung.

Nicht wie andere Staaten Europas umfaßt Preußen ein Ländergebiet, welches von Natur ein selbständiges Ganzes bildet und von den Nachbarreichen durch hohe Gebirge oder mächtige Ströme getrennt wird. Selbst nach den Ereignissen von 1866 werden seine Grenzen vielfach durch die Gebiete anderer deutscher Staaten beengt. Noch weniger ist es ein Volk, nach Sprache und Sitte von andern verschieden, das hier zu einem Staate geeinigt ist, sondern die verschiedensten Stämme des deutschen Volks haben zur Bildung dieses Staates mitgewirkt, ohne doch vollständig darin aufgegangen zu sein. So z. B. giebt es auch in Mecklenburg und Oldenburg Niedersachsen und Friesen wie in den benachbarten preußischen Provinzen, und noch viel größer ist die politische Zerrissenheit innerhalb des thüringischen Stammes, dessen Angehörige nicht allein in der Provinz Sachsen wohnen, sondern eine ganze Gruppe von Kleinstaaten in Mitteldeutschland bilden.

Wenn man diese beiden Gesichtspunkte ins Auge faßt, wird man unwillkürlich seinen Blick auf Frankreich lenken, das hierin einen völligen Gegensatz zu Preußen bildet. Jener Staat stellt nicht nur geographisch ein Ganzes dar, dessen Grenzen von der Natur vorgezeichnet sind, sondern er vereinigt auch in

sich zum überwiegenden Teil das Volk der Franzosen, wenn man auch nicht vergessen darf, daß dieses erst vor einem Jahrtausend aus der Vermischung verschiedener Völker entstanden ist. So vielfach auch Frankreich im Mittelalter in kleinere Territorien zerfiel, so besaß es doch in dem über allen stehenden Königtum eine Einheit, und der geschichtlichen Betrachtung dieses Staates treten keinerlei Schwierigkeiten entgegen. Preußen aber hat erst in unseren Tagen seinen heutigen Umfang gewonnen, und die Schicksale seiner Provinzen sind bis zur neueren Zeit vielfach verschieden gewesen. Ihre Einigung verdanken sie nur dem Herrschergeschlecht der Hohenzollern, das seit dem 15. Jahrhundert in der Mark Brandenburg seinen Wohnsitz aufschlug und von hier aus durch kriegerische Heldenthaten oder geschickte Verhandlungen die Grenzen seiner Herrschaft erweiterte, bis es nach der Erwerbung des Preußenlandes, das damals nicht mehr zum deutschen Reiche gehörte, eine souveräne Stellung in Europa zu erringen vermochte.

Eine ähnliche Entwickelung wie der preußische Staat zeigt die österreichisch-ungarische Monarchie. Auch sie ist allmählich entstanden und verdankt ihre Existenz ihrem Herrscherhause. Nur ist es diesem aus natürlichen Gründen nicht gelungen, eine innere Einheit unter den Kronländern herzustellen. Denn der Kaiserstaat umfaßt einerseits viele Gebiete, welche geographisch in keinem Zusammenhange stehen, anderseits sind auch die verschiedensten Völker in ihm vereinigt. Preußens Lage ist insofern günstiger, als die Gegensätze in seiner Bodengestaltung weniger groß und unter seiner Bevölkerung verschwindend klein sind. Denn mit Ausnahme der wenigen Millionen Polen, die im letzten Jahrhundert unter preußische Herrschaft gekommen sind und sich trotz aller Abneigung im Laufe der Jahre zu deutscher Sprache und Sitte werden bequemen müssen, besteht die Bevölkerung Preußens fast ausschließlich aus Deutschen. In Österreich-Ungarn dagegen machen diese nur einen verhältnismäßig geringen Teil der Bevölkerung aus und sind politisch

an Völker gefesselt, welche ihrem Ursprunge nach von ihnen völlig verschieden und ihnen meist feindlich gesinnt sind.

Wie aber eine Darstellung der Geschichte Österreich-Ungarns vom Stammlande an der Donau ausgehen und sich bis zum Ausgange des Mittelalters fast ausschließlich mit diesem beschäftigen wird, so sind es nur zwei Lande des preußischen Staats, auf deren Geschichte wir in dieser Periode der Preußischen Geschichte unsere Aufmerksamkeit richten dürfen — es sind Brandenburg und das Ordensland Preußen.

Erstes Buch.

Die Mark Brandenburg bis zur Herrschaft der Hohenzollern.

Kap. 1. Die vorhistorische Zeit.

Auf eine uralte Bevölkerung, welche über die Zeit der Germanen hinausreicht, weisen die sogenannten Hünenbetten hin, welche sich allerdings zahlreicher in den Ostseeländern, aber auch im nördlichen Teile der Mark vorfinden. Inmitten einer runden oder länglichen Erhöhung, die mit Steinen umstellt ist, befindet sich eine Grabkammer, deren Boden und Rückenwände mit Steinen ausgelegt sind. Wenn man die auf dem Grabe aufgeschüttete Erde fortschafft und die Deckplatte aufhebt, stößt man auf Leichenreste, die teils unverbrannt, teils als Asche in einer Urne aufbewahrt sind. Daneben findet man Waffen aus Stein, wie Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein, ferner Hämmer, Äxte und Meißel aus Granit oder Sandstein, andere Werkzeuge aus Knochen, endlich Schmucksachen wie Tierzähne und Bernsteinperlen. Nur in wenigen Hünenbetten, deren Form nicht rund, sondern oval war, haben sich Geräte aus reinem Kupfer gefunden.

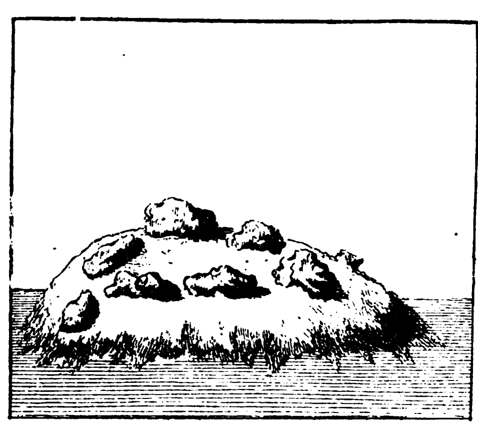
Um einige der hauptsächlichsten Funde zu erwähnen, so beschreibt Bekmann um 1751 in seinem ausführlichen Werke über die Mark Brandenburg einige Hünenbetten in der Uckermark, darunter eins bei Pinnow (im Nordosten von Angermünde, s. Fig. 1

und 2). Es waren umfangreiche Steinkreise von ovaler Form; unter einem der Steine hat man drei große Keile von Kieselstein



Fig. 1 u. 2.





Hünengräber bei Pinnow (Kr. Angermünde).
Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

und drei steinerne Streithämmer gefunden. In der Priegnitz hat r nur ein Hünenbett bei Mellen in der Nähe von Lenzen entdeckt. In der Nähe von Prenzlau war zu seiner Zeit

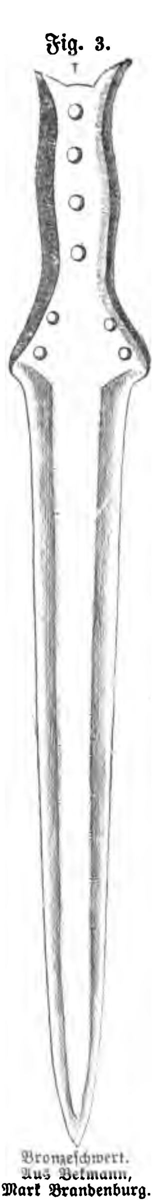
ein Hünenbett noch völlig erhalten, das auf einer Längsseite noch 9 Steine zeigte. Auf der Westseite lagen nach der Mitte hin zwei unbehauene Steine, die sogenannten Wächter. Ledebur (die heidnischen Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam) beschreibt zwei Hünengräber aus der Gegend von Angermünde, welche im Jahre 1845 aufgedeckt wurden; von ihnen hatte das eine eine Länge von zehn und eine Breite von fünf Fuß und bestand aus acht großen Steinen, von denen vier flach lagen und vier die Einfassung bildeten. Das andere hatte einen Deckstein, der 5½ Fuß lang, 3½ Fuß breit und 2⅓ Fuß hoch war. Für die Lausitz, zumal den Spreewald, leugnet man neuerdings eine besondere Steinzeit, da wirkliche Steinkammern nicht entdeckt sind. Die Steinfunde stammen hier vielleicht aus der Bronze- oder gar aus der ältern Eisenzeit. Daß es trotzdem eine vorgermanische Bevölkerung auch dort gegeben hat, ist nicht unwahrscheinlich. Indessen fehlt hier wie sonst in der Mark jedes Merkmal, welches einigermaßen Licht über jene Urbevölkerung verbreitete. Ob es Finnen oder Kelten oder noch ein anderer Stamm gewesen ist, läßt sich nach dem heutigen Stande der Forschung nicht erkennen. Die Hirnschale, die man bei Lengen (im S. von Neu-Ruppin) in einer Tiefe von 6 Fuß gefunden hat und die durch Glättung in ein Trinkgefäß umgewandelt war, zeigte nach L. v. Buchs Urteil Ähnlichkeit mit den Schädeln der Lappen, kann aber auch ein Beutestück gewesen sein, das von einem Kriegszuge herrührte.

Der germanischen Zeit gehören die sogenannten Hügelgräber an, die aus Erde oder Steinen errichtet sind und kegelförmige Gestalt haben. Selten zeigen sie unverbrannte Leichenreste wie ein Grab bei Dallmin in der Westpriegnitz, worin eine von Asche umschüttete, unverbrannte Leiche lag. In den meisten Hügelgräbern befindet sich, bisweilen mehrere Fuß unter der Oberfläche, eine sogenannte Aschenkiste, wie in den zahlreichen Gräbern bei Ulzen, das allerdings nicht mehr auf dem Boden der Altmark liegt. Nur in der Priegnitz bei Putlitz hat

man eine solche Aschenkiste geöffnet, in welcher sich eine große, hellbraune Urne befand, die außer Leichenresten und Erde auch eine eherne Lanzenspitze barg; daneben stand ein sechs Zoll hoher Doppelbecher von Thon. Die meisten Gefäße in diesen Gräbern sind zur Aufnahme der verbrannten Leichenreste bestimmt und überwiegend aus Thon durch Handarbeit hergestellt. Die ehernen Waffen und Werkzeuge, die man darin fand, zeigen gute Mischung, geschickten Guß und meist treffliche Form. Sie sind entweder durch den Handel aus dem römischen Reiche eingeführt oder wurden daheim durch Sklaven gefertigt, die, wenn sie Schmiede waren, bei den Germanen in hohem Ansehen standen.

Von diesen Hügelgräbern sind in der Mark viele aufgedeckt und zahlreiche Urnen und Geräte darin gefunden worden, die meist in das Berliner Museum, teils auch in Privatsammlungen übergegangen sind. In einem Grabhügel bei Bochin in der Westpriegnitz wurde ein zweischneidiges Schwert von Bronze, 2 Fuß 2 Zoll lang, gefunden, ferner ein cylinderförmiges Gefäß aus Bronze von $6^1/_2$ Zoll Höhe und $3^3/_4$ Zoll Breite mit geschmackvollen Verzierungen (s. Fig. 3 und 4). Durch die Beackerung sind natürlich manche Hügel abgepflügt und zuletzt geebnet worden. Trotzdem gehören solche ebenen Grabstätten, die man in Menge, zuweilen 100 bis 150, nebeneinander in der Mark gefunden hat, der germanischen Zeit an. Vor 80 Jahren fand man z. B. bei dem Berliner Vororte Rixdorf auf einem Begräbnisplatz, der sorgfältig angelegt war, Totenurnen, die mit Asche und Knochen gefüllt waren und teilweise

Fig. 3.



Bronzeschwert.
Aus Beckmann,
Mark Brandenburg.

Ringe aus Messing und Pfeilspitzen enthielten. Sie standen auf Granitplatten und waren von vier Platten umgeben, während eine darüber gelegt war. Über diesen lag eine Menge von

Fig. 4.

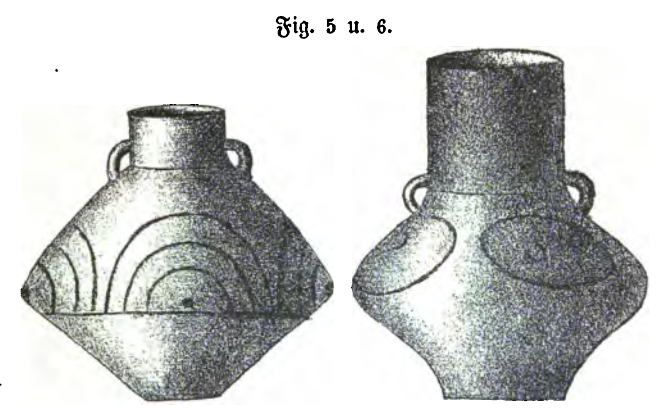


Cylindergefäß aus Bronze. Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

Feldsteinen aufgetürmt. In der Lausitz giebt es zuweilen Gräberfelder von 10 Morgen Ausdehnung; einzelne Hügel haben 30 bis 50 Schritt im Umfang und eine Höhe von 10 bis 15 Fuß. Die Urnen, die man darin gefunden hat, sind von zierlicher

Form und mit Vorsprüngen, Buckeln und Henkeln versehen (siehe Fig. 5 u. 6). Virchow hat sie als den „Lausitzer Typus" bezeichnet und in Gegensatz zu den dickwandigen, plumpen Urnen gestellt, die meist Wellen- oder Schlangenlinien als Ornamente zeigen und in sogenannten Burgwällen gefunden sind. Der genannte Forscher hat nachgewiesen, daß das Wellenornament auch an solchen Orten auftritt, deren slawische Bevölkerung historisch feststeht, und hat die sog. Burgwälle, in denen man letztere Art von Urnen findet, für die Slawen in Anspruch genommen. Obwohl unter den Urnengräbern mit Lausitzer Typus

Fig. 5 u. 6.



Buckelurnen (Lausitz). Aus Behla, Urnenfriedhöfe.

Bronze das vorherrschende Metall ist, hat man doch noch Steingeräte darin gefunden, seltener Eisen. Demnach gilt für die Mark, vornehmlich die Lausitz, nicht die vielleicht für den Norden Europas zutreffende Einteilung in das Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter. Die Leichen wurden oft nicht an der Begräbnis-tätte, sondern an besonderen Plätzen verbrannt. Man ist näm-ich auf Steinpflasterungen gestoßen, die sehr stark mit kohlen-altiger Erde bedeckt waren. Bei vornehmen Männern bediente man sich als Brennmaterial des Schwarzdorns oder des Eichenholzes, bei geringeren des Fichtenholzes.

Urnen des Lausitzer Typus hat man im Norden bis in die Gegend von Berlin, im Westen bis zur Elbe, im Süden bei Sorau, im Osten an der Oder gefunden. Beseitigt man die auf den Gräbern liegende Erdschicht, so stößt man auf Steine, alsdann auf eine Urne, seltener auf zwei, worin sich Knochenreste von weißer oder weißgrauer Farbe, oft auch Asche findet. Die Knochen sind leider fast immer zerbrochen. Manche Urnen sind so regelmäßig gebaut, daß sie ohne die Töpferscheibe nicht angefertigt sein können, und geben ein authentisches Zeug-

Fig. 7—11.



Thongefäße. Aus Behla, Urnenfriedhöfe mit Thongefäßen des Lausitzer Typus.

nis von der hohen Ausbildung der Töpferei in der Lausitz; andere Urnen scheinen aus freier Hand geformt zu sein. In Tornow im Kreise Kalau hat man in größeren Hügeln mehrere Schichten von Urnen in regelmäßigen Lagen übereinander gefunden; es waren wohl Familienbegräbnisse, die mehreren Generationen gedient haben.

Die Gräber des Lausitzer Typus enthalten Speise- und Trinkgeschirre, z. B. Krüge, Näpfe, Schalen, Trinkhörner, Räuchergefäße, ferner Kinderspielsachen, sämtliche genannten Gegenstände aus Thon (s. Fig. 7—17). Während in den Grä-

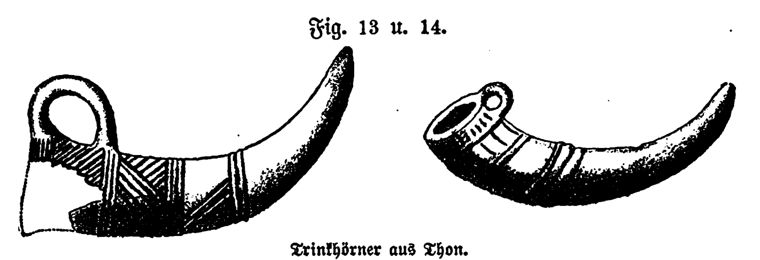
bern der Altmark und Priegnitz Waffen häufig vorkommen, sind sie wie überhaupt Gegenstände aus Metall in der Lausitz selten, dagegen findet man Steinhämmer, Messer aus Feuerstein, Pfeil- und Lanzenspitzen häufig (s. Fig. 18—21). Unter den Schmucksachen (s. Fig. 22—31) sind besonders Ringe und Nadeln vertreten; sie wie Messer, Äxte, Fibeln, Schnallen ꝛc. Die bestehen meist aus Bronze und sind dann wohl durch den Handel aus Italien eingeführt worden, andere sind schon von Eisen, Begräbnisplätze liegen häufig nur wenige Minuten von den heutigen Ortschaften entfernt. Obwohl diese jetzt slawische

Fig. 12.



Deckel von Thon.

Fig. 13 u. 14.



Trinkhörner aus Thon.

Fig. 15—17.

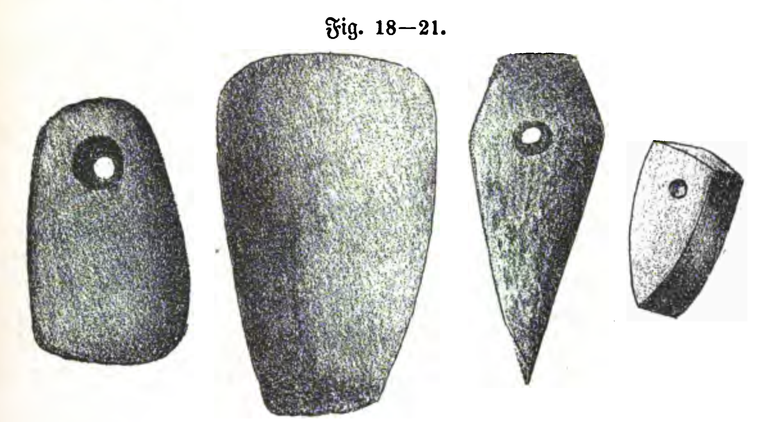



Kinderspielzeug aus Thon.
Fig. 12—17 aus Behla, Urnenfriedhöfe ꝛc.

Namen tragen, ist es wahrscheinlich, daß einst an derselben Stelle germanische Ansiedelungen gewesen sind; mindestens spricht die Nähe der germanischen Hügelgräber dafür. Man betrachtet jetzt allgemein die Semnonen, auf die wir noch weiter unten zu sprechen kommen, als das Volk, an welches diese Gräberfunde erinnern.

Auch die heidnischen Wenden verbrannten ihre Toten und bargen die Asche in Urnen, welche sie meist in größerer Anzahl in ihrem märkischen Sande, nur wenige Fuß unter der Oberfläche, vergruben. Man nimmt an, daß zu ihrer Zeit das Eisen vornehmlich für Waffen und Geräte verwendet wurde, und setzt den Übergang von der Bronze zum Eisen in die Zeit der slawischen Einwanderung. Vielfach haben die Wenden, wie man es in der Lausitz beobachtet hat, die germanischen Begräbnisstätten weiter benutzt, und man findet demgemäß in den oberen

Fig. 18—21.

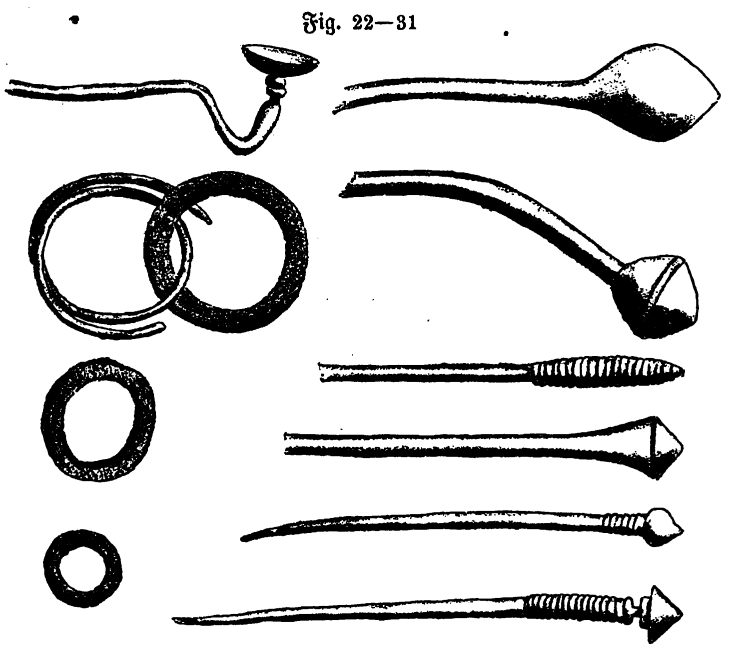


Steinhämmer. Aus Behla, Urnenfriedhöfe ꝛc.

Schichten eines Gräberfeldes Scherben von slawischen, in den unteren Schichten solche von germanischen Urnen. Man wird im allgemeinen nur aus der kunstlosen Form der Gräber und Urnen, aus dem Überwiegen der eisernen Geräte und Waffen, neben denen statt der Bronze eine Mischung vorkommt, die teils unserm Glockengut, teils dem Messing ähnlich ist, auf den wendischen Ursprung eines Gräberfeldes schließen können. Mit ziemlicher Sicherheit gehörte der Wendenzeit eine Grabstätte auf dem Stollenberge bei Teltow an, die man 1736 aufdeckte. Sie enthielt 70 mit Asche und Knochen gefüllte Urnen, die in ge=

raden Reihen und in mehreren Schichten übereinander aufgestellt waren. Die Gerätschaften, die teils neben, teils in den Urnen lagen, wie ein eiserner Spieß, ein Messer, von dem wenigstens die Klinge von Eisen war, weisen wohl auf wendischen Ursprung hin (s. Fig. 32 u. 33). Auf einer Sandfläche zwischen Groß- und Kleinbeeren stieß man 1837 auf ein Urnenlager und fand neben

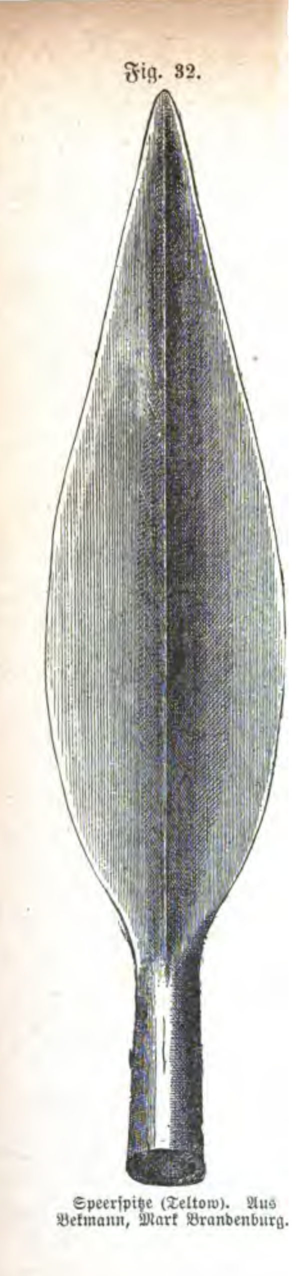
Fig. 22—31



Nadeln und Ringe aus Bronze. Aus Behla, Urnenfriedhöfe rc.

Haarnadeln, einer Pinzette und einer Spirale aus Blech achtzehn kleine Silbermünzen aus der Zeit der Ottonen. Auch die Urnen, die man bei und in Berlin (z. B. in der Hasenheide, im sog. „dusteren Keller", beim Bau des Charlottenburger Schlosses 1696) zutage gefördert hat, scheinen wendischen Ursprungs gewesen zu sein. Schwerer wird man Funde inbetreff ihrer Herkunft be-

Fig. 32.



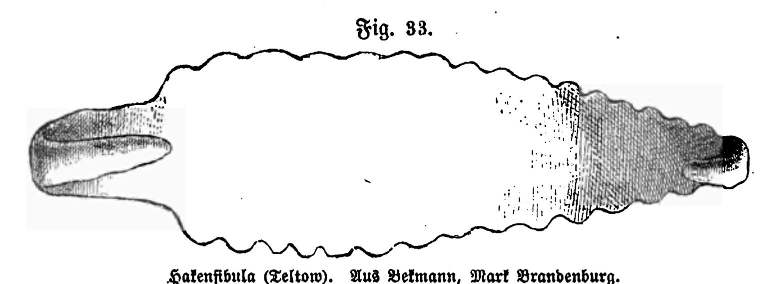
Speerspitze (Teltow). Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

urteilen können, die aus der Erde hervorgeholt wurden, ohne daß das Vorkommen von Urnen in der Nähe nachzuweisen war. So fand auf dem Kienberge bei Kremmen vor 200 Jahren ein Bürger unter einem Haufen Feldsteine ein Gefäß aus Bronze, das oben 4, unten 3 Zoll im Durchmesser hielt; der Boden war abgefressen, der Stiel noch vorhanden (s. Fig. 34 u. 35). In Prenzlau wurde unweit der Stelle, wo einst der Tempel des wendischen Gottes Triglav gestanden haben soll, ein Armschmuck gefunden, der aus zwei spiralförmig gewundenen Halbkugeln, welche durch einen oval geöffneten Bügel verbunden waren, bestand (siehe Fig. 36). Bei dem nahen Dorfe Schönermark fand man in einem Grabhügel auf dem Felde eine Menge Schmucksachen aus Metall, meist Armringe, von denen einer mit drei beweglichen, kleineren Ringen verziert war (s. Fig. 37 u. 38). Einander ähnlich in der Form, wenn auch von verschiedener Bestimmnng sind zwei Funde, die man in der Nähe von Köpenick und Pritzwalk, also auf altwendischem Boden, gemacht hat, nämlich eine Armspirale und eine Bruststpange (s. Fig. 39 u. 40). Im Jahre 1709 entdeckte ein Bewohner von Osterburg unter einem alten Eichen-

stumpf an der Biese mehrere metallene Armringe und eine Spirale (s. Fig. 41). Im Nordwesten von Prenzlau bei dem Dorfe Klinkow wurde im Jahre 1743 eine Urne mit 2 Henkeln gefunden, die 1 Fuß hoch und $1^1/_4$ Fuß weit war (s. Fig. 42).

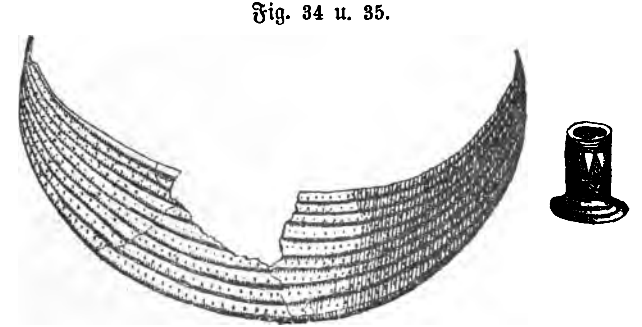
Auch ausländische Münzen sind in beträchtlicher Anzahl in der Mark entdeckt worden. Während die römischen Münzen

Fig. 33.



Hakenfibula (Teltow). Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

Fig. 34 u. 35.



Reste eines Bronzegefäßes. Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

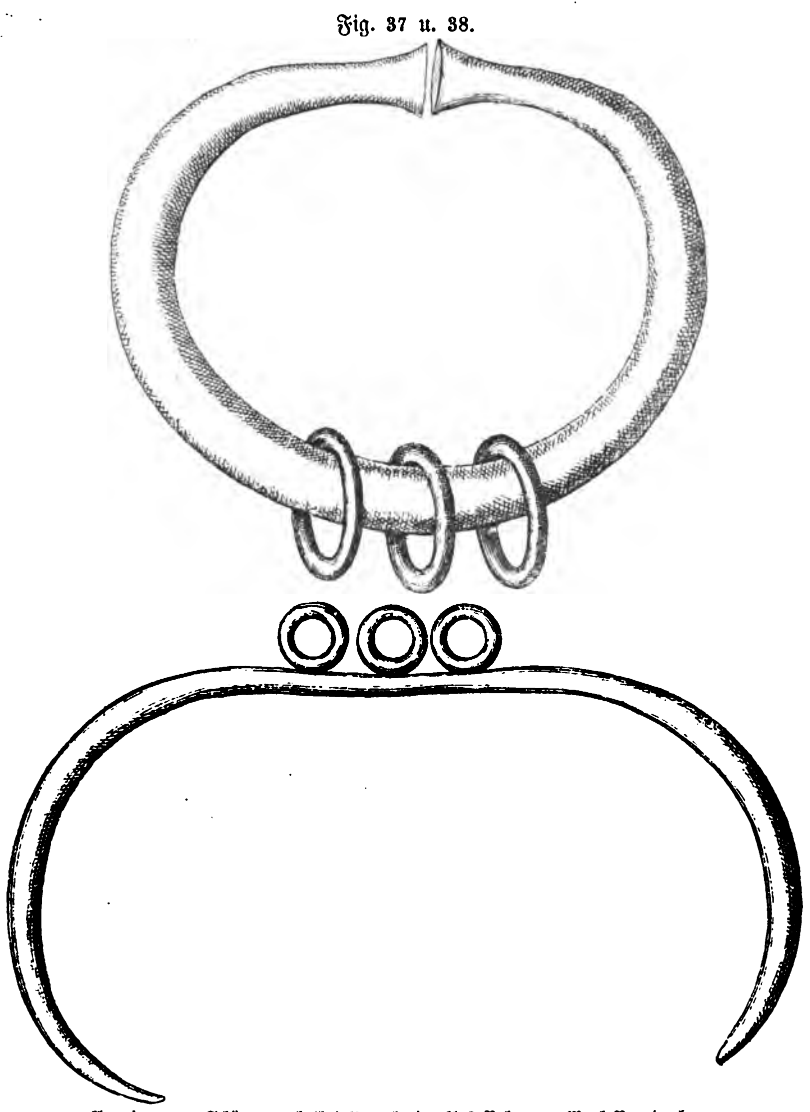
noch der germanischen Zeit angehören, weisen Silberbarren oder zerbrochene Brakteaten auf die Wendenzeit hin. Im Kreise Zauch-Belzig hat man römische Münzen von Tiberius und Trajan, bei Mittelwalde solche von Nerva und Macrinus (um 260 n. Chr.) gefunden; dagegen in der Nähe von Nauen 25 Silberbarren, von denen jeder 9 Zoll lang war und einen Zoll im Umfange hatte, ferner eine Urne mit 280 Brakteaten. Sie

Fig. 36.

b c e a f g h

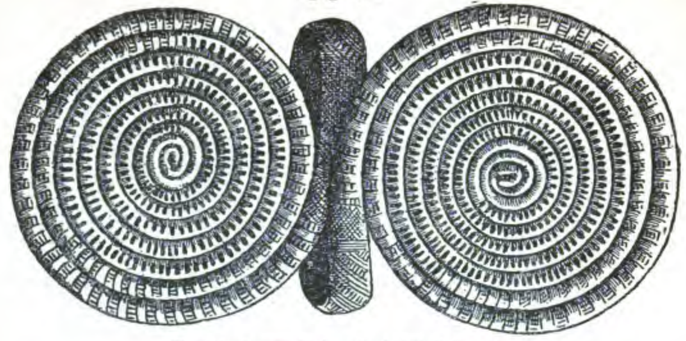
Armschmuck (Prenzlau). Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

Fig. 37 u. 38.



Armringe von Schönermark (bei Prenzlau). Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

Fig. 39.



Armspirale von Weitgendorf (bei Pritzwalk).
Aus Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler Brandenburgs

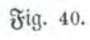
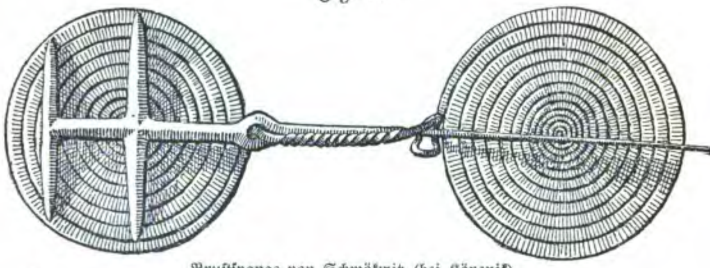
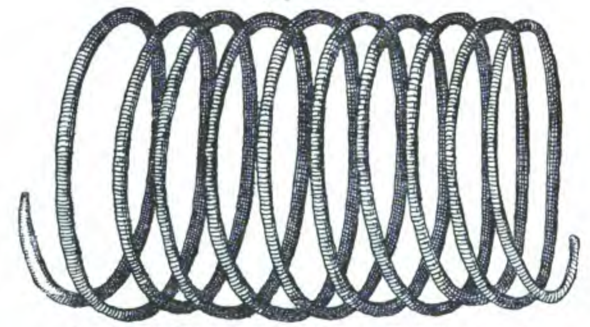


Fig. 40.



Brustspange von Schmökwitz (bei Köpenik).
Aus Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler Brandenburgs.

Fig. 41.



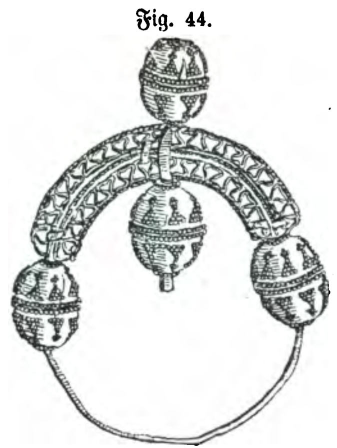
Spirale von Osterburg. Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

Fig. 42.



Graburne von Klinkow (bei Prenzlau).
Aus Bekmann, Mark Brandenburg.

Fig. 44.



Ohrgehänge von Silber,
gefunden zu Tempelhof (bei Solbin).

Fig. 43.



Halsring von Silber, gefunden zu Tempelhof (bei Solbin).
Fig. 43 und 44 aus Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler Brandenburgs.

waren teilweise zerstückelt und sind wohl durch den Handel aus dem Orient gekommen, wo man im 9. und 10. Jahrhundert in dieser Weise zu zahlen pflegte. Der Wendenzeit gehört auch der Silberfund von Tempelhof bei Soldin an, der vor wenigen Jahren gemacht ist. Er enthielt außer Arm- und Halsspangen und anderen Schmucksachen aus Silberfiligran (s. Fig. 43 u. 44) Silberdenare von Regensburg und Straßburg aus dem 10. Jahrhundert und arabische Münzen aus der Zeit von 892—950, die durch den Handel über Byzanz in die Neumark gelangt sein dürften.

Zum Schluß erwähnen wir noch eine Grabstätte aus christlicher Zeit, die von Minutoli in Stendal im Jahre 1827 entdeckt ist. Es war ein Bau aus Feldsteinen, der von einem flachen, tonnenartigen Ziegelgewölbe überspannt war. Er enthielt 70 Urnen, die in regelmäßigen Reihen standen und Knochen, sowie Asche in sich bargen. Der Entdecker ist der Ansicht, daß das Gemäuer in christlicher Zeit entstanden ist und von Germanen, die zum Heidentum und damit auch zu der bei den Christen verpönten Verbrennung der Leichen zurückkehrten, als Aufbewahrungsort der Urnen benutzt ist.

Kap. 2. Die Mark und ihre älteste germanische Bevölkerung.

Die Mark Brandenburg wird im Norden und Süden von zwei Höhenzügen eingeschlossen, welche im Zusammenhange mit den die sarmatische Tiefebene durchziehenden Landrücken stehen. Das zwischen beiden liegende Land ist eine Einsenkung, die nur in der Mitte durch einen von Osten nach Westen streichenden Höhenzug unterbrochen wird, aus welchem die Rauenschen und die Müggel-Berge besonders hervorragen. Der größte Teil der Mark ist welliges Flachland, das aus Sand und Heideboden besteht und nur vereinzelte Thonlager zeigt. Dasselbe wird von der Havel und Spree durchbrochen, Flüssen, die bei ihrem

geringen Gefälle und der unbedeutenden Tiefe ihres Bettes große Neigung zur Seenbildung zeigen. Bekanntlich ist der Spreewald ein ganzes Gewirr von Flüssen und Kanälen und in der nassen Jahreszeit nur zu Kahn passierbar. Auch heute giebt es dort nur Wiesen und Gartenland, während größere Ackerflächen fehlen. Im Norden des mittleren Höhenzuges waren ehemals zwei sumpfige Gegenden von beträchtlicher Ausdehnung, nämlich zwischen Fehrbellin, Rathenow und Nauen das havelländische Luch, eine nur von wenigen, mit Kiefern bestandenen Sanddünen unterbrochene Moorlandschaft, die reich an Torflagern ist, und im Osten die Niederung des Oderbruches, welche erst von Friedrich d. Gr. entwässert und in fruchtbares Ackerland verwandelt wurde. Der Sandboden der Mark ist nur durch fleißige Bearbeitung und reichliche Düngung anbaufähig geworden und lag im früheren Mittelalter jedenfalls völlig brach. Fruchtbares Erdreich findet man nur auf kleinen Strecken in der Uckermark. Jenseits der Elbe sind die Gegensätze noch größer, da Heide und Moor, die hier getrennt auftreten, einen großen Raum einnehmen. Die Mark ist an Mineralien sehr arm. Außer dem kleinen Gebiet von Muschelkalk in den Rüdersdorfer Bergen finden sich nur Gipsbrüche bei Sperenberg und überallhin verstreut erratische Blöcke. Der Reichtum an Braunkohlen, der heute für die Mark von Bedeutung ist, war in früheren Zeiten ohne jeden Belang, da die Braunkohlenlager durch starke Schichten des Diluviums verdeckt sind.

Wenn unsere Provinz heute in Gewerbe und Handel eine der ersten Stellen in Deutschland einnimmt, so war im Mittelalter nicht einmal der Anfang dazu gemacht. Die natürliche Beschaffenheit des Bodens wies die Bevölkerung darauf hin, ihren Unterhalt in Viehzucht und Fischfang zu suchen. Die dichten Kiefernwälder lieferten reichliches Holz zum Häuserbau. Jedoch die weiten Sand- und Wasserflächen boten vielfach keinen geeigneten Platz zur Ansiedelung, und wenn noch heute in vielen Kreisen das platte

Land mäßig bevölkert ist, so wird dies im früheren Mittelalter, wo viele Arten des Erwerbes noch unbekannt waren, in viel höherem Grade der Fall gewesen sein. Allerdings erhöhten die vielen Wälder, Sümpfe, Seen und Sandhügel die Sicherheit der einmal ansässigen Bevölkerung, anderseits boten sie nur ein geringes Reizmittel für die Nachbarn dar. So erklärt es sich auch, daß wenigstens die Lande auf dem rechten Elbufer noch lange in tiefer Barbarei verharrten, als das übrige Norddeutschland schon der christlich-germanischen Kultur gewonnen war. Die Bodengestaltung der Mark trat jeder Einwirkung des kultivierten Westens entgegen, beförderte aber die Einwanderung von Osten her. Die meisten Flüsse des ostdeutschen Tieflandes, wie hier Elbe, Spree, Oder, verfolgen im allgemeinen eine nordwestliche Richtung und erleichtern einer von Osten her vordringenden Bevölkerung die Einwanderung ungemein. Deshalb bemächtigten sich nach dem Abzug germanischer Völker die aus der sarmatischen Ebene vorrückenden slawischen Stämme der Mark ohne jede Schwierigkeit.

Die älteste nachweisbare Bevölkerung Brandenburgs ist jedenfalls germanisch gewesen. Es ist wahrscheinlich, daß diese schon einige Jahrhunderte v. Chr. hier eingewandert ist; daß jedoch in der Mark und an der Ostsee damals schon Germanen wohnten, dafür bietet die bekannte Reise des Pytheas von Massilia (Marseille) um 320 v. Chr. keinen Anhalt. Derselbe hat sicherlich nur die germanische Küste an der Nordsee besucht, wo er das Volk der Teutonen ansässig fand. Daß er damals auch zu den Guttonen oder Goten an der Ostsee gekommen sei, ist eine irrige Ansicht, die nur durch Mißverständnis einer Bemerkung des Plinius entstanden ist. Als die Bernsteininsel des Pytheas „Abalus“ ist wohl eine der Inseln an der holsteinischen Küste zu betrachten, wo noch jetzt Bernstein gefunden wird. Jedenfalls hat es längere Zeit gedauert, ehe die germanischen Völker in Deutschland feste Wohnsitze begründeten, wie wir es in der Germania des Tacitus um 100 n. Chr. dargestellt finden.

Da wohnten jenseits der Elbe in der späteren Altmark die Langobarden, an welche noch lange der Bardengau und der Ort Bardowiek erinnerte; zwischen Elbe und Oder bis in die Lausitz hinein die Semnonen, in der späteren Neumark die Burgunder und an der pommerschen Grenze vandalische Stämme wie die Eudosier. Unter ihnen hatten die Semnonen für unsere Mark die größte Bedeutung. Sie waren nach des Tacitus Bericht der älteste und edelste Stamm der Sueven, die bekanntlich schon mit Cäsar in feindliche Berührung gekommen waren. Wie das Monument von Ancyra berichtet, hatten sich die Semnonen und die ihnen verwandten Stämme schon zur Zeit des Augustus durch eine Gesandtschaft um die Freundschaft der Römer bemüht; daß es ihnen gelungen, ist gegenüber den Feldzügen des Germanicus nach Deutschland nicht gut anzunehmen. Als charakteristisch für die Sueven überhaupt hebt Tacitus ihre Haartracht hervor; sie pflegten nämlich das Haar nach hinten zu kämmen und in einen Knoten zusammenzubinden. Dadurch unterschieden sie sich von den übrigen Germanen und den unter ihnen wohnenden Sklaven. Die Semnonen waren ein volkreicher Stamm und bewohnten hundert Gaue. Inmitten ihres Landes lag ein heiliger Hain, in welchem sie ihren Göttern Menschenopfer darzubringen pflegten. Niemand betrat ihn anders als mit einer Fessel gebunden, um die Abhängigkeit von der Gottheit kundzuthun. Fiel er zu Boden, so durfte er sich nicht erheben, sondern mußte kriechend die heilige Stätte verlassen.

Auch die Langobarden rechnet Tacitus zu den Sueven, doch hebt er ihre geringe Anzahl ausdrücklich hervor. Daß sie sich trotzdem inmitten stärkerer Völkerschaften behaupteten, verdankten sie ihrer Tapferkeit. Alle diese suevischen Völkerschaften verehrten die Göttin Nerthus, welche Tacitus für die Mutter Erde erklärt. Der Mittelpunkt dieses Dienstes war ein heiliger Hain auf einer Insel, die man in dem heutigen Rügen wiederzuerkennen glaubt. Dort stand ein geweihter Wagen, der mit

Tüchern überdeckt war. Derselbe wurde von vier Kühen gezogen, und der Priester geleitete ihn, wenn er merkte, daß die Göttin darin Platz genommen hatte. Alsdann ruhte alle Fehde, und festlich gekleidet eilte jeder herbei, um der Göttin bei ihrem Umzuge durch das Land seine Verehrung darzubringen. War das Fest beendet, so kehrte der Priester mit dem heiligen Wagen nach dem Haine zurück. Götterbild und Wagen wurden dann in einem See gewaschen, in welchem die Sklaven, welche bei dieser Zeremonie verwendet wurden, ihr Grab fanden.

Von den vielen Sagen, welche Paulus Diakonus über die Vorzeit der Langobarden überliefert hat, läßt sich keine historisch deuten, wir können nur soviel entnehmen, daß sie, nachdem sie Skandinavien verlassen hatten, nach Norddeutschland kamen und dort den Vandalen benachbart wohnten, über welche sie nach heißem Kampfe den Sieg errangen.

Nur wenige Jahrhunderte haben diese germanischen Stämme auf märkischem Boden geweilt, die Wogen der Völkerwanderung haben sie schon zu Ende des 4. Jahrhunderts mit sich fortgerissen und in ferne Gegenden getragen. Die Langobarden zogen zunächst nach den Karpathenländern und später nach Italien, die Burgunder nach dem Oberrhein, Sueven und Vandalen überschritten zu Anfang des 5. Jahrhunderts den Rhein und haben bald darauf Reiche in Spanien und Nordafrika gegründet. Einige suevische Stämme sind nach Süddeutschland gezogen und haben hier dem Lande der Schwaben den Namen gegeben. Von dem Stamme der Semnonen ist später keine Spur mehr übrig. Als Grund für dieses Verlassen der Heimat betrachtet man Übervölkerung und Hungersnot, jedenfalls aber hat auch die Bewegung, welche durch den Einbruch der Hunnen in Europa veranlaßt wurde und sich den Slawen mitteilte, jene Auswanderung der germanischen Völker beschleunigt. Möglich ist, daß während der Wanderung auch die Heruler, ein germanischer Stamm, welcher im 3. Jahrhundert an der Ostseeküste, vielleicht in Schleswig-Holstein und Mecklenburg, saß, zu Anfang des

6. Jahrhunderts vorübergehend in der Mark Fuß faßten. So wäre auch der Name „Harlunger Berg“, welcher einer Anhöhe bei Brandenburg a. H. eigen ist, verständlich. Jedenfalls bestand in dieser Gegend zwischen den Reichen der Thüringer und Warner ein Reich der Heruler. Allerdings soll nach einer andern Erklärung der Harlunger Berg an die Neffen des Gotenkönigs Ermanarich, die berühmten Harlunge, erinnern. Wenigstens bezeichnet eine Quelle des 12. Jahrhunderts die Söhne eines Fürsten von Brandenburg als Harlonge und leitet von ihnen den Grafen Wiprecht von Groitsch ab.

Man hat neuerdings oft die Frage erörtert, ob sich nach dem Eindringen der Slawen ein Rest germanischer Bevölkerung in der Mark erhalten hat. Sicherlich verblieb die spätere Altmark, die Gebiete auf dem linken Elbufer, auch weiter den Germanen, denn wir finden dort zur Zeit Karls d. Gr. den sächsischen Stamm der Ostfalen ansässig. Aber auch aus den anderen märkischen Landen scheint nicht die gesamte Bevölkerung ausgewandert zu sein. Wir lesen nämlich bei dem griechischen Schriftsteller Prokop, daß Boten der in der Heimat (allerdings nicht in der Mark, sondern in Schlesien) verbliebenen Vandalen zu König Geiserich nach Karthago gekommen wären und ihn gebeten hätten, jenen zu gestatten, daß sie die alten Sitze aufgäben, weil sie diese nicht verteidigen könnten. Die Volksversammlung der Vandalen sei diesen Bitten geneigt gewesen, doch ein Greis habe sich dagegen ausgesprochen, weil man nicht wissen könne, ob man nicht selbst in die Heimat zurückkehren müsse. Auch der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours erzählt ähnliches von einem sächsischen Stamm, der die Langobarden nach Italien begleitete und dann wieder zurückkehrte, aber seine Sitze am Harz von den Nordthüringern besetzt fand. Im Slawenlande selbst finden sich Spuren von jener ursprünglichen germanischen Bevölkerung. So z. B. giebt es in der Lausitz noch heute ein Dorf Niemitzsch bei Guben, das um das Jahr 1000 von Kaiser Otto III. an das Kloster Nienburg an

der Saale geschenkt wurde. Dasselbe scheint eine solche germanische Ansiedelung mitten unter den Slawen gewesen zu sein, denn Njemetz, d. i. Stumme, war die slawische Bezeichnung für die Deutschen.

Kap. 3. Die Wendische Zeit.

Die Slawen oder Wenden finden wir schon zur Zeit des Tacitus im heutigen Polen und Littauen ansässig. Ihr ursprünglicher Name ist „Slawen" (Slawene oder Slowene, d. h. die Redenden, Verständlichen), der andere „Wenden" wurde ihnen erst von den Germanen beigelegt. Sie drangen im 5. Jahrhundert bis zur Elbe vor, besetzten hier alle Lande außer dem eigentlichen Holstein, fielen in Mähren und Böhmen ein und erfüllten nach dem Untergange des Hunnenreichs auch Oberösterreich und Kärnten mit ihren zahllosen Scharen. Ja, sie drangen nach dem Sturze des Thüringerreichs (530) in das Bergland zwischen Elbe und Saale ein und gründeten vereinzelte Ansiedelungen selbst im Thale des Mains.

Über die slawischen Völker auf dem Boden der heutigen Mark giebt uns erst Einhard in seinem Leben Karls d. Gr. und den Jahrbüchern nähere Auskunft. Danach wohnten in der Mark selbst die Wilzen oder Welataben, an der Mündung der Havel die Bethenzer und im südlichen Mecklenburg die Linonen. Gegen die Wilzen, welche sich den eben unterworfenen Sachsen feindlich zeigten, unternahm Karl d. Gr. im Jahre 789 einen Feldzug. Er rückte bis zur Elbe vor, schlug an ihrem Ufer ein Lager auf und erbaute zwei Brücken über den Strom, von denen er sich eine durch Verschanzungen und eine Besatzung sicherte. Alsdann überschritt das fränkische Heer den Fluß und verwüstete das Land der Wilzen mit Feuer und Schwert. Auch bei ihnen wie bei den meisten slawischen Stämmen bestanden mehrere Völkerschaften nebeneinander unter eigenen Fürsten, unter denen als mächtigster Dragowit erscheint. Als die Fran-

ken vor dessen Stadt rückten, unterwarf er sich und stellte die verlangten Geiseln. Seinem Beispiele folgten die übrigen Slawenfürsten jener Landschaft. Doch war die Unterwerfung nur von kurzer Dauer, da in den folgenden Jahren Karl d. Gr. noch mehrmals die Elbe überschreiten mußte. Dagegen bei dem Stamme der Abodriten im heutigen Mecklenburg fand der König nachhaltige Unterstützung gegen die Sachsen und Dänen.

In den folgenden Jahrhunderten erscheinen die Liutizen als das Hauptvolk auf dem rechten Ufer der unteren Elbe. Liutizen wurden sie, wie Adam von Bremen im 11. Jahrhundert berichtet, von ihren deutschen Nachbarn genannt, sie selbst nannten sich Wilzen, doch scheint ihr Gebiet weniger umfangreich gewesen zu sein als das ihrer gleichnamigen Vorfahren zu Karls d. Gr. Zeit. Sie zerfielen in die vier Völkerschaften der Chiziner, Circipaner, Tollensaner und Redarier. Davon wohnten nur die letzteren bis in die Mark hinein, nämlich zwischen Peene und Dosse (etwa bei Wittstock). Zu den Liutizen gehörten sicherlich auch die Hevelder, welche in der Geschichte der Mark so bedeutend hervortreten. Die Abodriten oder Bodrizer haben sich noch aus der fränkischen Zeit her erhalten. Einige rechnen zu ihnen die Ukraner an der Ucker, andere diese zu den Liutizen; es ist wahrscheinlich, daß sie zu Adams von Bremen Zeit als selbständiger Stamm schon verschwunden sind, obwohl die Uckermark erst um 1177 von den Pommern erobert ward. Zu den bisherigen Völkern sind die Lusitzer an der mittleren Elbe und Oder neu hinzugetreten; von ihnen werden die Milzener oder Daleminzier als besonderer Stamm unterschieden. Während die jenseits der Elbe bis zur Saale ansässigen Sorben einen dem Tschechischen ähnlichen Dialekt sprachen, kamen die Wilzen und Abodriten, die man beide auch zu den polabischen Stämmen rechnet, darin den Polen nahe.

Versuchen wir uns die Zustände, welche unter den märkischen Wenden etwa im 10. Jahrhundert herrschten, als sie mit den Deutschen in nähere Berührung kamen, klar zu machen! Wohl

waren Jahrtausende verflossen, seitdem sich die Slawen von den anderen Völkern des indogermanischen Sprachstamms, dem sie gleich den meisten Kulturvölkern angehören, getrennt hatten, allein der Kulturzustand hatte sich in mancher Hinsicht wenig geändert. Schon die Arier hatten in ihrer asiatischen Heimat neben der Viehzucht und Jagd den Ackerbau zu treiben begonnen. Bei den Wenden trat dagegen die Fischerei in den Vordergrund, da damals ein weit größerer Teil der Mark von Wasserflächen bedeckt war und die Wenden naturgemäß ihre Ansiedelungen vielfach auf Pfahlbauten in unmittelbarer Nähe des Wassers anlegen mußten. Auf den höher gelegenen Stellen richteten sie sich hinter Ringwällen, die teils als Wohnsitze, teils als feste Plätze dienten, häuslich ein. Außer den Dörfern bauten sie auch städtische Ansiedelungen, wodurch sie sich bekanntlich von den Germanen unterscheiden.

Als Haustiere finden wir bei den Wenden Pferde, Schafe, Schweine, Gänse, Hühner und vor allem das Rind. Nur die Ziegen, die bei den Ariern schon heimisch waren, finden wir bei ihnen selten, mit desto größerem Eifer lagen sie der Bienenzucht ob. Die Viehzucht war auch bei den Wenden bedeutend, aber das Rind spielte doch nicht mehr die Rolle, wie in dem Leben der Arier, wo das Geschenk einer Kuh die höchste Auszeichnung, das Rind das wesentlichste Tauschmittel war. In den fruchtbaren und trockenen Landstrichen trieben die Wenden Ackerbau. Der leichte Boden der Mark machte den schon ihren Vorfahren bekannten Pflug überflüssig, es genügte ein Haken, um den Acker zu lockern. Mit der Sichel pflegte man das Getreide zu schneiden. Man baute die ältesten Kulturpflanzen, Gerste und Hülsenfrüchte, daneben aber auch Roggen, Weizen, Hanf und Flachs. Der Weinbau, der den Ariern vielleicht schon bekannt war, ist erst im 12. Jahrhundert durch deutsche Einwanderer in die Mark eingeführt, und Weinberge entstanden bald, wie am Harlunger Berge bei Brandenburg und zu Leitzkau in der Altmark.

Das Handwerk stand, wenn auch noch überwiegend Hausindustrie, doch auf einer höheren Stufe als bei den asiatischen Ariern. Die wenigen Geräte aus Bronze und Eisen verfertigte man sich meist selbst, wie die Werkzeuge für den Ackerbau, Messer, Äxte, Sägen und Waffen. Die Sitte der Leichenverbrennung führte zu einem großen Aufschwunge der Töpferei, obwohl man in der Technik die Germanen nicht erreichte. Man schnitt Figuren aus Holz und verstand Holzschnitzereien zur Verzierung herzustellen. Die zahlreichen Wasserläufe der Mark nötigten zum Bau von Booten, aber man zimmerte selbst größere Schiffe, mit denen man das Meer befuhr. Das Getreide mahlte man auf Handmühlen und war gewöhnt Brot zu backen. Wie schon in den ältesten Zeiten war die Kunst des Spinnens und Webens allgemein im Gebrauch, man verwertete dazu Wolle und Flachs. Die Kleidung bestand aus einem leinenen Untergewande, einem Oberkleide aus Wolle, Schuhen und einem kleinen Hut. Der Mauerhammer war bekannt, doch pflegte man wegen des Überflusses an Holz die Häuser aus diesem Material, seltener aus Stein zu bauen. Ziegel verstand man noch nicht zu brennen, erst unter Albrecht dem Bären wurde diese Kunst, wie sich nachweisen läßt, aus den Niederlanden eingebürgert.

Die dichten Wälder, welche damals einen großen Teil der Mark bedeckten, boten reiche Beute für die Jagd; da fand man Hirsche, wilde Schweine, zahlreiches kleineres Wild, aber auch Büffel und Bären.

Schon in der Zeit der Karolinger bestand ein lebhafter Handel aus dem Wendenlande nach Sachsen und anderseits nach Rußland und dem Orient. Deshalb sind arabische Münzen in den Ostseeländern in beträchtlicher Anzahl gefunden worden. Doch hörte der Verkehr mit dem Orient im elften Jahrhundert auf, bestand nur nach Rußland weiter. Bestimmte Handelsstraßen führten durch die Mark von Sachsen nach Polen oder nordwärts nach Pommern, wo an der Odermündung die wichtige Stadt Jumne lag.

Im 12. Jahrhundert führte dorthin eine Straße von Halle her; wenn man nicht den Wasserweg über Saale, Elbe und Havel bis Havelberg wählte, zog man zu Lande bis Demmin. Der in den ältesten Zeiten übliche Tauschhandel ist schon im 8. Jahrhundert verschwunden; der Kaufpreis wurde fortan in Silber, seltener in Gold bezahlt. Nur wog man diese Edelmetalle zu, weshalb man zuweilen Silberbarren oder zerschnittene Silberstücke findet. Gemünztes Geld kommt erst im 11. Jahrhundert bei den märkischen Wenden vor, doch zeigt es ausländisches Gepräge.

Die öffentlichen Zustände hatten naturgemäß einen patriarchalischen Charakter. Der Volksstamm setzte sich aus einer Anzahl von Geschlechtern zusammen, und diese zerfielen wiederum in mehrere Familien. Das Band der Ehe besaß bei den Slawen nicht die Innigkeit, wie sie Tacitus den Germanen nachrühmt. Es herrschte bei jenen Vielweiberei, wenn auch wahrscheinlich eine als die rechtmäßige Ehefrau betrachtet wurde. Doch war sie nicht die Herrin des Hauses, sondern ihrem Gatten zu unbedingtem Gehorsam verbunden. Wie bei Naturvölkern zu geschehen pflegt, wurden die Söhne den Töchtern vorgezogen und letztere zuweilen bei der Geburt getötet. Ebenso grausam war es, daß die Sitte verlangte, daß nach dem Tode des Hausherrn eine seiner Frauen den Scheiterhaufen bestieg. Ja, es wird berichtet, daß in Zeiten großer Hungersnot Kinder ihre Eltern getötet und verzehrt hätten. Überhaupt finden wir bei den Slawen Laster und Tugenden miteinander gepaart. Sie werden als treulos und gegen die Feinde grausam geschildert, obwohl auch edlere Völker als sie die Kriegsgefangenen als Leibeigene behandelten. Anderseits galten sie für mitleidig gegen Arme und freigebig gegen Fremdlinge. Wenn jemand das Gastrecht versagte, so durfte man ihm Haus und Hof niederbrennen. Wie wir noch heute bei den slawischen Nationen bemerken, so waren schon ihre Vorfahren freigebig bis zur Verschwendung. Man rühmte ihnen Ausdauer bei der Arbeit und beim Ertragen

von Leiden und Beschwerden nach. Als höchstes Gut galt ihnen die Freiheit, und diese zu bewahren, scheuten sie kein Opfer.

Die Mehrzahl der Bevölkerung war leibeigen, aber auch unter den Freien gab es Leute, welche zu Zehnten verpflichtet waren. Die Freien wohnten in Dörfern oder den Städten, welche um die zahlreichen Burgen erwuchsen. In den Städten gab es Versammlungsorte, an denen die freie Bevölkerung über gemeinsame Angelegenheiten verhandelte. Auch die Slawen hatten einen Geburtsadel, der mit großem Grundbesitz und der Hoheit über viele hörige Bauern ausgestattet war. Er beriet über die Angelegenheiten des ganzen Landes auf besonderen Herrentagen und konnte nur einstimmig Beschlüsse fassen. Doch wurde der Widerspruch des Einzelnen oft mit Gewalt unterdrückt.

Nicht bei allen slawischen Völkerschaften werden fürstliche Geschlechter erwähnt, z. B. fehlen sie bei den Lusizern und Milzenern. Aber bei den Abodriten erhielt sich das Herzogtum oder Königtum ununterbrochen bis ins 12. Jahrhundert. Die fürstliche Gewalt wurde durch Erbschaft übertragen und fiel meist dem Erstgebornen zu, doch war seine Erhebung zum Fürsten von der Zustimmung des Volkes abhängig. Der Herzog oder, wie ihn die alten Chroniken oft nennen, König war oberster Heerführer und höchster Richter. Seine Herrschaft stützte sich auf die Burgen, in denen seine Mannen, die man Kastellane oder Bürger nannte, unter einem Befehlshaber saßen; sie stürzte zusammen, wenn er die Burgen verlor. Seine Einkünfte bestanden aus einem Hufenzins, den er von der ländlichen Bevölkerung erhob, aus einer Abgabe von den Baustellen, aus Markt- und Brückenzöllen. Auch mußten einzelne Gewerbtreibende, wie die Gastwirte, besondere Abgaben zahlen; wer z. B. eine Salzpfanne errichten wollte, war zu einem Salzzins verpflichtet. Die Abgaben wurden meist in Geld, daneben in Naturalien, wie Rindern, Pferden, Schweinen, Getreide und Honig entrichtet.

Zum Kriegsdienst waren alle Freien verpflichtet, sie dienten auf eigene Kosten zu Fuß, der Adel dagegen mit seinem Anhange zu Roß. Aus dem Adel wurden auch die Hauptleute genommen, welche den Titel Supan führten. Nur in Zeiten der äußersten Not rief man auch die Unfreien zu den Waffen. Die Bewaffnung unterschied sich wenig von der der Germanen. Das Fußvolk führte Speer oder Wurfspieß, Schwert oder Streitaxt und Schleuder; nur Bogen und Pfeile werden nicht erwähnt. Die Reiter besaßen Schilde, aber keine Rüstung.

Die Wenden hatten kein geschriebenes Recht, sondern urteilten nach dem Herkommen. Man unterschied zwischen Gerichten, die der Landesherr persönlich abhielt, und solchen, welche unter dem Vorsitz der Burggrafen in den Städten stattfanden. Nur über das Strafrecht besitzen wir vereinzelte Nachrichten. Als Beweismittel wird der Eid erwähnt, kam aber selten vor. Das Gottesurteil wurde erst von den Deutschen in der Mark eingeführt. Unter den Strafen fehlt der Tod und die Verstümmelung, wie sie bei den Germanen üblich war. Als höchste Strafe erscheint der Verlust der Freiheit, außerdem gab es Stockschläge und Geldbußen.

Bei den Wenden herrschte Polytheismus; doch darf man diesen nicht so verstehen, als ob dieselbe Völkerschaft mehrere Götter nebeneinander mit derselben Hingebung verehrt hätte, sondern es gab in jedem Gau eine Hauptgottheit, und andere Götter hatten daneben nur ihre Kultusstätten, die in geringerem Ansehen standen. Die vornehmsten Gottheiten waren: Siwa, die Göttin des Lebens, Gerovit, der Frühlingssieger, Svatovit, der heilige Sieger, der Kriegsgott Radigast, der böse Zernebog und der dreiköpfige Triglav. Unter diesen Namen dachten sich die Wenden Naturkräfte und sittliche Gewalten. Die alten Chronisten vergleichen den Radigast mit Merkur, Gerovit und Svatovit mit Mars, Siwa mit Ceres. Man stellte sie sich entweder als Steine, Bäume und Wälder, die man verehrte, vor oder fertigte Götzenbilder, die man an heiligen Orten aufstellte.

Anfangs waren jene höchst primitiv, wahrscheinlich Pfähle, die man mit Waffen behängte; so z. B. diente als Symbol Gerovits eine Fahne oder ein Schild, unter welchem der Name des Gottes eingeschnitten war. Später stellte man die Götter in unförmlichen, übermenschlichen Gestalten dar, die man aus Holz verfertigte und mit Silber oder Gold verzierte. Sie hatten meist mehrere Köpfe, Svatovit deren vier (zwei vorwärts und zwei rückwärts gewandt), Triglav drei Ziegen- oder Menschenhäupter. Augenscheinlich hatte dieser seltsame Ausputz eine symbolische Bedeutung, z. B. bei Triglav, den man als den Herrn des Himmels, der Erde und der Unterwelt betrachtete. In Brandenburg, wo einer der Hauptsitze seiner Verehrung war, wurde sein hölzernes Bild in einer Seitenkapelle der Marienkirche aufbewahrt, bis es König Christian II. von Dänemark 1526 als interessante Erinnerung an die Heidenzeit mit sich nahm. Gerovit war mit einem Gewande dargestellt, das ihm bis zum Knie reichte, und trug in der Rechten ein Horn, das alljährlich mit Met gefüllt wurde. Aus gelegentlichen Bemerkungen der christlichen Chronisten kann man schließen, daß die Götter nicht nur den Menschen allmählich ähnlicher dargestellt, sondern auch als lebendig gedacht wurden. Svatovit, so sagte man, durchstreifte bei Nacht die Lande auf einem weißen Rosse, das man dann am Morgen schweißtriefend wiederfand. Noch heute hört man im Volke, daß man auf den Ruf des Kuckucks achten und zählen muß, wie oft er ruft; daraus könne man entnehmen, auf wieviel Lebensjahre man noch zu rechnen habe. In diesem Aberglauben hat sich ein slawischer Mythos erhalten — von Siwa, die sich im Frühling in einen Kuckuck zu verwandeln pflegte.

In jedem der Gaue, in welche das Slawenland zerfiel, gab es einen Tempel. Derselbe lag entweder an einem bewohnten Orte oder in einer sonst unbewohnten Befestigung. Das größte Ansehen genossen die Tempel des Svatovit zu Arkona auf Rügen, des Radigast in Rethra, des Zuarasici in der Burg Riede-

gost (die beiden letzteren bei den Redariern); auf dem Boden der Mark waren es die Tempel des Triglav auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg und des Gerovit auf dem Domberge zu Havelberg. Manche Tempel lagen mitten in einem See, wie der zu Rethra, an dessen Stelle später die Prämonstratenser das Kloster Broda errichteten, andere in einem heiligen Walde, wie der zu Riedegost. Das Heiligtum war meist ein einfacher Holzbau, der mit einem grell bemalten Dache bedeckt war. Die Bretterwände zeigten oft Verzierungen, die sich auf den Mythos der Gottheit bezogen. Der innere Raum war durch Vorhänge in ein Heiligtum und ein Allerheiligstes geteilt, in dessen Mitte das Götzenbild stand.

Der Gottesdienst bestand in Opfern und Gaben. Jene waren blutige Tier- oder Menschenopfer, wozu vornehmlich Christen ausersehen wurden; zumal der Dienst des Svatovit erforderte alljährlich mindestens ein Menschenleben. Die Gaben, welche man spendete, bestanden in goldenen oder silbernen Gefäßen, Waffen und mancherlei Gerät; auch liebte man es den Göttern Speisen vorzusetzen. Ursprünglich konnte jeder Freie Opfer darbringen, doch bildete sich später aus der Tempeldienerschaft ein besonderer Priesterstand, der allmählich zu großem Ansehen gelangte. Fortan wurde die Gottheit den Blicken des Volkes entzogen, und nur der Priester durfte ihr nahen. Durch freiwillige Gaben oder durch ständige Zehnten wurde der Unterhalt der Priesterschaft bestritten. Sie war bemüht, ihre Bedeutung durch große Festlichkeiten, deren Mittelpunkt die Gottheit war, zu steigern. Alljährlich feierte man solche zu Ehren des Gerovit und der Siwa im Frühling, des Svatovit und Radigast im Herbst. Alsdann fanden in den Tempeln Gelage statt, die durch allerlei Spiele und Gesänge belebt wurden. Manche dieser Feste haben sich in anderer Form noch in christlicher Zeit erhalten, ohne daß das Volk eine Erinnerung an ihre eigentliche Bedeutung behalten haben mag. So hielt man noch lange in Mecklenburg im Mai festliche Umzüge durch

die Saatfelder, oder in der Lausitz wanderte man des Abends auf einen Berg, zündete oben Fackeln an und kehrte singend heim, indem man meinte, den Tod ausgetrieben zu haben.

Eine wichtige Nebenbeschäftigung der Priester war die Wahrsagekunst, besonders an den Haupttempeln. Um die Zukunft zu ergründen, befolgte man zwei Methoden. Entweder warf man Loose, nämlich drei Stückchen Holz, die auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz bestrichen waren; je nachdem nun eine oder die andere Farbe nach oben kam, schloß man auf Glück oder Unglück. Oder man steckte mehrere Paare von Lanzen gekreuzt in den Boden, in gleichen Abständen voneinander; dann ließ man das heilige Roß des Gottes über jene steigen und schloß, wenn dasselbe mit dem rechten Fuß zuerst hinüberschritt, auf bevorstehendes Glück und umgekehrt. In Stettin legte man 9 Speere, je eine Elle weit voneinander, auf den Boden und führte das heilige Roß dreimal hin und her; berührte dieses mit dem Fuße einen Lanzenschaft, so galt dies für ein günstiges Zeichen. Doch wurden diese Veranstaltungen nur getroffen, wenn man im Zweifel war, ob man einen Krieg anfangen sollte.

Die Einteilung des Slawenlandes in Gaue scheint ebensosehr einen religiösen als politischen Ursprung gehabt zu haben. Unter den 25 Gauen zwischen Oder und Elbe treten auf märkischem Boden folgende hervor: zwischen Elbe und unterer Havel lag der Gau Liezizi, von der Havel umflossen Zemzizi, nördlich davon an der Dosse Desseri, an der Müritz Murizzi, westlich von diesem bis zur Elde Linagga (Land der Linonen), während südlich an der Havelmündung Nielitize lag. Die Uckermark bildete den Gau Wucri, von dem westlich auf mecklenburgischem Boden das Gebiet der Redarier sich befand. Im Süden vom Gau Liezizi an der Havel lagen Moraceni und Zerbisti (um Zerbst), Plone um Beelitz, nördlich davon an der Havel Hevellun, während das Spreeland um Berlin Sprewa hieß; nordöstlich davon bis zur Oder lag Riaciani. Der größte Teil des

heutigen Regierungsbezirks Frankfurt gehörte zu Pommern, Polen und der Lausitz; die polnische Grenze ging südöstlich von Frankfurt selbst auf das linke Ufer der Oder über.

Kapitel 4. Die Kämpfe zwischen Wenden und Deutschen.

Während Karl d. Gr. die Slawen zwischen Elbe und Oder, nach einer Nachricht sogar bis zur Weichsel tributpflichtig gemacht hatte, änderte sich dies Verhältnis bald. Wohl betrachteten noch die Abodriten und Wilzen Ludwig den Frommen als ihren Oberherrn, und auf der fränkischen Reichsversammlung im Mai 823 erschienen zwei „Könige“ der Wilzen, Milegast und Cealadrag, die Söhne des in einer Schlacht gegen die Abodriten gefallenen Königs Liobi, und baten um Entscheidung in ihrem Streite um die Herrschaft, da Milegast vom Volke entsetzt und sein Bruder auf den Thron erhoben war. Der Kaiser bestätigte den bestehenden Zustand und ließ beide Fürsten den Eid der Treue schwören. Jedoch wenige Jahre später erhoben sich Abodriten und Wilzen wiederholt gegen die fränkische Herrschaft und überfielen im Bunde mit den Sorben die sächsische Mark. Während letztere gezüchtigt wurden, erfahren wir von einer Unterwerfung der Wilzen nichts. Unter Ludwig dem Deutschen sind Abodriten und Wilzen wieder dem Namen nach dem ostfränkischen Reiche unterthan, doch nach seinem Tode fielen die ersteren in Sachsen ein und besiegten im Jahre 880 den Herzog Brun in einer blutigen Schlacht. Als dann die links von der Elbe wohnenden Slawenstämme und vielleicht auch die Wilzen sich gleichfalls erhoben, wurden sie besiegt, aber die Herrschaft der Franken ist auf dem rechten Elbufer wenigstens nicht wiederhergestellt worden, zumal da König Arnulf auf seinem Feldzuge gegen die Slawen nicht vom Glücke begünstigt war.

Nicht die Eroberungslust hat dann König Heinrich I. zur Erneuerung des Slawenkrieges veranlaßt, sondern die un-

aufhörlichen Einfälle der Wenden in die sächsischen Lande. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung scheint er sie in gewisse Schranken gewiesen zu haben, aber erst, nachdem er einen Waffenstillstand mit den Ungarn geschlossen und den Plan gefaßt hatte, sein Heer durch kleinere Kämpfe zur Gegenwehr gegen jenen gefährlichen Feind geschickt zu machen, ging er daran, die slawischen Stämme zu unterwerfen. Nachdem er im sächsischen Lande Burgen angelegt und zu deren Besatzung jeden neunten Mann aus der ländlichen Umgebung ausgewählt hatte, fiel er 928 plötzlich über die Hevelder her und eroberte, von der strengen Kälte begünstigt, welche ihm sogar den Bau eines Lagers auf dem Eise der Havel ermöglichte, ihre Stadt Brennaburg, das heutige Brandenburg. Wenn dessen Name auch germanischen Ursprungs zu sein scheint, so war es damals sicher in den Händen der Wenden, die für den Ort die gleichbedeutende Bezeichnung Sgorzelicz (von sgorzal = brennen) gewählt hatten. Heinrich unterwarf noch in demselben Jahre die Daleminzier und unternahm einen Zug nach Böhmen. Der Mönch Widukind von Korvei, der uns dies erzählt, nennt unter den Unterworfenen auch die Wilzen und Redarier. Doch letztere empörten sich bald darauf, überschritten die Elbe, eroberten die Stadt Walsleben in der Altmark und töteten ihre Bewohner. Der König entsandte den Markgrafen Bernhard, welchem die Aufsicht über die Redarier übertragen war, und den Grafen Thietmar von Nordthüringen mit einem Heere, dem auch Reiterei beigegeben war, gegen die Stadt Lenzen, welche in der Priegnitz unweit der Elbe gelegen ist. Schon dauerte die Belagerung fünf Tage, da nahte ein Entsatzheer der Wenden, das dem sächsischen Aufgebot am 4. September 929 eine blutige Schlacht lieferte. Ohne die Übermacht der Feinde zu achten, rückten die Sachsen mit wehenden Fahnen aus dem Lager aus; ihnen kam zu statten, daß der Feind an Reiterei ihnen wenigstens nicht überlegen war und daß dessen zahlreiches Fußvolk wegen des in der letzten Nacht gefallenen Regens auf dem durch-

weichten Boden nicht recht vorwärts kam. Trotzdem fand der Markgraf mit seinem Haufen großen Widerstand und mußte Thietmar um Hilfe bitten. Dieser sandte einen Hauptmann mit 50 Geharnischten dem Feinde in die Flanke und richtete selbst so große Verwirrung an, daß der Feind sich zur Flucht wandte. Manche versuchten sich in die feste Stadt Lenzen zu werfen, doch Thietmar verlegte ihnen den Weg, worauf sie sich in den nächsten See stürzten und hier meist ihren Tod fanden. Noch heute erzählt man bei dem Orte Seedorf, daß eine von der Löcknitz gebildete Wasserfläche den Namen „Wennensee“ davon erhalten habe, daß dort ein ganzes Wendenheer ertrunken sei. Wenn auch Widukinds Angabe, daß von den Feinden 200000 gefallen, wenig glaubhaft ist, so war der Sieg der Sachsen doch ein vollständiger. Ihre Erbitterung führte sie dazu, daß sie die gefangenen Feinde dem Tode überlieferten. Am folgenden Morgen rückten sie dann gegen die Stadt vor, die sich sogleich ergab, nachdem man den Bewohnern Schonung ihres Lebens verheißen hatte. Die freie männliche Bevölkerung durfte ohne Waffen die Stadt verlassen, aber Weiber und Kinder nebst den Knechten und dem Goldschatz wurden als Beute für den König mitgenommen.

Im Jahre 932 unternahm der König einen Zug in die Lausitz und belagerte dabei eine Stadt Liubusua, die man wohl mit Unrecht für Lebus an der Oder gehalten hat; andere erklären sie für das noch bestehende Dorf Lebusa zwischen Dahme und Schlieben. Die Einwohner des Ortes, der jedenfalls auf märkischem Boden lag, hatten sich in eine benachbarte Veste zurückgezogen, wurden aber von Heinrich zur Übergabe gezwungen. Die Feste ward zerstört und blieb fortan unbewohnt. Der Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg schildert die Stadt, die er für ein Werk des Julius Cäsar (!) hält, als sehr geräumig, sie hatte zwölf Thore und bot für mehr als zehntausend Menschen Platz. Damals unterwarf Heinrich auch die im Süden der Lausitz wohnenden Milzener. Zum letzten Male

ist er noch 934 gegen die Slawen gezogen und hat die Ukraner in der Uckermark zum Gehorsam gebracht.

Schon Karl d. Gr. hatte zum Schutz Thüringens die sorbische Mark angelegt, welche sich vom Fichtelgebirge längs der Saale bis zur Mündung der Havel in die Elbe erstreckte. Sie wurde von einem Markgrafen, der in Erfurt seinen Sitz hatte, verwaltet, war aber um 908 vom sächsischen Herzoge Otto dem Erlauchten eingezogen worden. König Heinrich I. hat dann Schritte zur Wiederherstellung einer Mark an der Ostgrenze Thüringens gethan. Er übertrug dem Grafen Bernhard, einem der Sieger von Lenzen, die Aufsicht über den Stamm der Redarier, was sonst zu den Funktionen eines Markgrafen gehörte, und machte ihn für die Sicherheit von Nordthüringen verantwortlich. Ebenso wurde an der Saale dem Grafen Sigfrid eine Mark anvertraut, welche Südthüringen schützen sollte. Aus der erstgenannten hat sich später die Nordmark, aus der andern die Ostmark entwickelt.

Die Regierung Ottos d. Gr. ist für die Geschichte der Mark Brandenburg von hervorragender Bedeutung. Denn wenigstens auf kirchlichem Gebiete sind die Anordnungen, die er traf, von Bestand gewesen. Als im Jahre 937 Graf Sigfrid starb, wurde sein Nachfolger in jener hervorragenden Stellung nicht des Königs Bruder Thankmar, der sich darum beworben hatte, sondern ein Edelmann aus Nordthüringen, Graf Gero. Derselbe besaß an der Grenze des Schwaben- und Nordthüringer Gaues bedeutende Lehen, darunter den heute noch bestehenden Ort Groß-Alsleben, und verwaltete außerdem eine Grafschaft zwischen Bode und Elbe. Wegen seiner persönlichen Tüchtigkeit erschien er dem Könige für sein schwieriges neues Amt besonders geeignet, wie er auch für die Mark an der unteren Elbe aus demselben Grunde Hermann Billung ausgewählt hatte. Dem Markgrafen Gero wurden die beiden Grenzgrafen, Christian an der oberen Elbe im Gau Serimunt und Thietmar, dessen Grafschaft nördlich der Ohre lag, unterstellt. Das Vertrauen des

Königs rechtfertigte Gero durch seine Treue in trüben Zeiten, als von Otto die nächsten Verwandten abfielen, durch seine Tapferkeit und Klugheit in den unaufhörlichen Kämpfen gegen die Wenden. Allerdings konnte er bei seinen geringen Machtmitteln, zumal einem treulosen Gegner gegenüber, nicht immer offen zu Werke gehen, und wir dürfen ihn nicht verdammen, wenn wir ihn den Ränken des Feindes mit gleicher List begegnen sehen. Als die Wenden sich im Jahre 939 empörten und Geros Land verwüsteten, trachteten sie auch danach ihn mit List zu fangen und aus dem Wege zu räumen. Doch er kam ihnen zuvor: er lud 30 ihrer Fürsten zu einem Gastmahle und ließ sie, als sie von Wein trunken waren, überfallen und ermorden. Als es darauf zu einem allgemeinen Aufstande der Wenden kam, vermochte weder Gero, noch der aus Lothringen herbeieilende König den Gegner zu bewältigen. Erst im folgenden Jahre gelang dies, wiederum durch eine List. Seit Jahren befand sich nämlich in der Gefangenschaft der Deutschen ein edler Slawe, Namens Tugumir, welchem die Thronfolge bei dem Stamme der Hevelder zustand. Diesen gewann Gero für sich und veranlaßte ihn zum Verrat an seinem Volke. Er erschien eines Tages in Brandenburg, der Hauptstadt seines Stammes, und gab vor heimlich aus der Gefangenschaft der Deutschen entflohen zu sein. Die Hevelder schenkten ihm Glauben und erkannten ihn als Fürsten an. Nachdem er den letzten Sproß des alten Herrschergeschlechtes, einen seiner Neffen, getötet hatte, übertrug er die Stadt mit ihrem Gebiet der Oberhoheit des deutschen Königs, blieb selbst aber im Besitze der Herrschaft.

Auf ähnliche Weise wurden alle slawischen Völker bis zur Oder unterworfen und zur Zahlung eines Tributs gezwungen. Dieser bestand teils in einem Zehnten, der auf den Wechsel des Besitzes gelegt war, teils in einem Zins, der in Geld oder Naturalien abgetragen wurde. Bei manchen Völkerschaften, denen nicht einmal ein Schein von Selbständigkeit ge-

lassen war, zog der König die Güter der entthronten Fürsten und der heidnischen Tempel ein und belehnte teils damit seine Vassallen, teils stattete er Kirchen aus, die er bald darauf dort gründete. Zum Schutz der Mark an der Elbe war die ganze freie Bevölkerung jener Gegenden verpflichtet. Zwischen Elbe und Oder gab es damals nur sehr wenige deutsche Ansiedelungen inmitten der zahlreichen slawischen Bevölkerung; um diese in Abhängigkeit zu erhalten, legte man Kastelle oder Burgwarde an, deren Besatzung aus Kriegern bestand, während der Oberbefehl in jedem Kastell einem Burggrafen übertragen wurde. Diese Burgwarde bildeten auch die politischen Mittelpunkte des Wendenlandes, nach ihnen war dasselbe eingeteilt wie ehemals nach Tempelbezirken. Geros Mark wurde durch den Anfall der bisher dem Grafen Thietmar unterstellten Gaue vergrößert, und seit 945 führte er den Titel Herzog.

Das Christentum fand bei den Wenden nur allmählich Eingang. Um das Werk der Bekehrung zu fördern, gründete Otto I. im Jahre 946 für die Slawen, welche zur Mark Hermanns gehörten, das Bistum Oldenburg (in Holstein), für die in Geros Mark das Bistum Havelberg und dehnte dessen Sprengel bis zur Ostsee aus. Der Bischof erhielt die Hälfte von Burg und Stadt Havelberg und mehrere Festen und Dörfer in der Nähe; zu seinem Unterhalte mußten die slawischen Gaue Zehnten aufbringen. Drei Jahre später stiftete Otto für die Slawen im Gebiete der Havel und Spree bis zur Oder das Bistum Brandenburg und stattete es mit der nördlichen Hälfte der Feste Brandenburg nebst Umgebung und den Burgen Pritzerbe und Ziesar aus. Noch an manchen anderen Stellen wurden Kirchen gegründet, und viele Slawen traten durch Empfang der Taufe wenigstens äußerlich zum Christentum über. Doch schon 954 geriet die Bekehrung der Wenden ins Stocken. Als damals Unruhen im deutschen Reiche ausbrachen und die Ungarn in Bayern einfielen, empörten sich zunächst die Ukrer und vertrieben die unter ihnen weilenden Geistlichen. Allerdings wurden sie

von Gero und Herzog Konrad, der einen neulichen Abfall vom Könige gutmachen wollte, bald unterworfen, aber als die Ungarn 955 den Einfall erneuerten, brach ein allgemeiner Aufstand der Wenden aus. Sie waren durch zwei unzufriedene sächsische Große, die Brüder Wichmann und Ekbert, dazu aufgestachelt worden. Der Aufruhr richtete sich zunächst gegen den Markgrafen Hermann. Dieser trieb zwar zunächst die Empörer über die Elbe zurück, als er aber die Burg, in welche sie sich geworfen hatten, nicht erobern konnte, ergossen sich die Scharen der Wenden über das sächsische Land. Ein Haufe Sachsen wurde von ihnen in einer Burg belagert und erhielt durch Vertrag die Zusicherung freien Abzugs, wurde aber, als die Thore der Burg geöffnet waren, niedergemetzelt. Für diesen Verrat konnte man nicht sofort Rache nehmen, da der König und Markgraf Gero nach Süddeutschland gegen die Ungarn gezogen waren. Nun empörten sich auch die Slawen in Geros Mark und besiegten den Grafen Thiadrich, welcher zum Schutz derselben zurückgeblieben war. Im Herbste kehrte der König zurück, durchzog mit einem Heere das Slawenland bis zur Recknitz (in Mecklenburg), sah sich aber hier plötzlich von mehreren Scharen der Slawen umzingelt. Vergebens suchte er sich durch Unterhandlung der Gefahr zu entziehen, endlich entschloß er sich zum Angriff gegen die Übermacht und errang mit Geros Hilfe einen blutigen, aber entscheidenden Sieg. Wichmann und Ekbert entflohen, der Wendenfürst Stoinef war in der Schlacht gefallen, doch dauerte es noch mehrere Jahre, ehe die Wenden, gegen die der König mehrmals selbst zu Felde zog, Unterwerfung gelobten. Das Christentum wurde nunmehr unter ihnen wiederhergestellt, Kirchen und Klöster errichtet und das Land nach deutscher Art in Gaue geteilt. Nachdem Gero noch 963 einen Aufstand der Lusizer gedämpft und selbst den Polenkönig zur Unterwerfung gezwungen hatte, legte er das Kriegsgewand ab und trat eine Pilgerfahrt nach Rom an. Als er 965 starb, wurde ihm ein Grab in dem von ihm gestifteten Kloster Gernrode am Harz bereitet.

Nach Geros Tode erhielt Markgraf Thiadrich den nördlichen Teil von dessen Mark, die sogenannte Nord- oder Altmark. Der mittlere Teil wurde als Ostmark oder Mark Lausitz zwiefach geteilt, und der südliche Teil, die spätere Mark Meißen, zerfiel sogar in drei kleinere Marken. Des Königs Sohn Wilhelm, Erzbischof von Mainz, und der Bischof Bernhard von Halberstadt hatten immer der Errichtung eines Erzstiftes für den slawischen Osten widerstrebt. Erst nach ihrem Tode konnte es deshalb Otto unternehmen, das Erzbistum Magdeburg zu stiften. Zum ersten Erzbischof wurde 968 Adalbert, der Abt des Klosters Weißenburg im Speiergau, erhoben, ein Mann, der mit der slawischen Sprache besonders vertraut war. Die schon bestehenden Bistümer Brandenburg, Havelberg und Meißen wurden der neuen Erzdiözese zu gewiesen, ebenso die neuerrichteten zu Zeitz und Merseburg. Als Kathedrale wurde die Kirche des h. Mauritius in Magdeburg erwählt, und die Benediktiner, welche bisher hier gewohnt hatten, wanderten nach dem Kloster des h. Johannes vor der Stadt, das dann später als Kloster Bergen großen Ruf erlangt hat.

Doch die Unterwerfung der Wenden in der Mark und überhaupt auf dem rechten Elbufer hatte keinen Bestand. Sie benutzten die Abwesenheit des Kaisers Otto II. in Italien und empörten sich 983, weil ihnen des Markgrafen oder, wie er auch genannt wird, Herzogs Thiadrich Übermut zu drückend erschien. Wir finden eine Schilderung dieses Aufstandes bei Thietmar von Merseburg: Danach überfielen die Empörer am 29. Juni Havelberg, metzelten die Besatzung nieder und zerstörten die Kirche. Verstärkt durch andere Haufen rückten sie vor Brandenburg. Hier war Bischof Volkmar noch rechtzeitig entflohen, auch die Besatzung rettete sich während des Kampfes, aber die zurückbleibende Geistlichkeit fiel in die Gefangenschaft des Feindes und ging damit einem schrecklichen Schicksal entgegen. Denn die Wut der Wenden war so groß, daß sie die Leiche des jüngst verstorbenen Bischofs Dodilo aus dem Sarge rissen und ihres Schmuckes beraubten. — Wenn die Sage erzählt, daß dieser Dodilo bei einem

früheren Überfall des Ortes durch die Wenden seinen Tod gefunden habe, indem er in seinem Versteck zwischen der Sakristei und dem Dach infolge des Bellens seines Hundes von den Verfolgern aufgefunden und durch eine Öffnung hinuntergestürzt sei, so steht dem die besser beglaubigte Überlieferung gegenüber, daß er von seinen eigenen Leuten erwürgt wurde. — Hier und sonst in der Mark wurde nun der Götzendienst wiederhergestellt. Auch die Abodriten erhoben sich unter ihrem Herzoge Mistui, plünderten das Kloster des h. Laurentius in Kalbe an der Milde und legten Hamburg in Asche. Alle Städte und Dörfer bis zur Tanger sollen damals in Flammen aufgegangen sein. Erst spät sammelte sich ein Heer unter Thiadrich, zu welchem die Markgrafen von Meißen und der Lausitz, der Graf Sigfrid von Walbeck (Vater des Chronisten Thietmar), der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt mit ihrem Heerbann stießen. Sie erfochten einen Sieg, doch entkam der Rest der Wenden unter dem Dunkel der Nacht.

Das Land jenseits der Elbe blieb verloren, und man war froh, die Elbgrenze halten zu können. Die Nordmark bestand dem Namen nach weiter, war aber meist auf das linke Elbufer beschränkt; sie wurde nach Thiadrichs Tode von der Kaiserin Theophano dem Grafen Lothar von Walbeck übertragen. Es folgt nun eine Zeit fast ununterbrochener Kämpfe mit den Slawen, die durch jenen ersten Erfolg neue Siegeszuversicht erhalten hatten. So wurden von 991—996 alljährlich Heereszüge gegen die Liutizen unternommen und dabei Brandenburg wieder erobert, doch war dieser Besitz nicht von Dauer. An die Spitze der Stadt trat damals ein deutscher Flüchtling, Graf Kizo, der die Liutizen dann wieder an den König verriet und die deutsche Oberhoheit anerkannte. Als auch er durch Verrat den Tod gefunden hatte, kam es vorläufig zu einem Frieden mit den Liutizen, die sich in ihrer Freiheit behaupteten.

Unter Kaiser Heinrich II. änderte sich das Verhältnis der Deutschen zu ihren wendischen Nachbaren. Die Notwendigkeit,

dem mächtigen Boleslaw Chrobry entgegenzutreten, der Böhmen mit Polen vereinigt hatte, veranlaßte den Kaiser mit den heidnischen Liutizen gemeinschaftliche Sache zu machen, als er 1017 einen Zug nach Schlesien unternahm. An dem allerdings für Heinrich unglücklichen Feldzuge nahmen sie zunächst thätigen Anteil, kehrten jedoch nach einer geringfügigen Niederlage in die Heimat zurück, besonders weil sie sich durch einen Knappen des Markgrafen Hermann beleidigt wähnten. Dieser hatte nämlich mit einem Steinwurf das Bild ihrer Göttin, das auf einer Fahne prangte, durchbohrt, wofür der Kaiser später eine Geldentschädigung bewilligte. Als die Liutizen auf ihrem Rückzuge bei Wurzen über die ausgetretene Mulde setzten, verloren sie ein zweites Bild der Göttin und 50 der Ihrigen, die im Flusse ertranken. Auch dies sahen sie als eine böse Vorbedeutung an und planten selbst den Krieg gegen ihre bisherigen Bundesgenossen, bis es den Vorstellungen ihrer Häuptlinge gelang, den Treubruch zu verhüten.

Indessen erhielt sich die alte Abneigung zwischen den Liutizen und Sachsen; sie artete 1032 zu offener Feindseligkeit aus, und nur dem persönlichen Erscheinen Kaiser Konrads II. in Werben war die Erhaltung des Friedens zu danken. Doch im folgenden Jahre erschlugen die Liutizen den Grafen Liudger nebst vielen deutschen Rittern. Als sie der Kaiser zur Rechenschaft zog, veranlaßten sie, wie Konrads Biograph Wipo erzählt, zum Beweise, daß die Sachsen Schuld an dem Friedensbruch trügen, einen Zweikampf, der auch bewilligt wurde, aber mit dem Siege des Slawen endete. Dadurch entstand bei den Heiden solcher Übermut, daß sie sofort über die Christen hergefallen wären, wenn es nicht der Kaiser verhindert hätte. Bevor dieser das Sachsenland verließ, befestigte er noch die Burg Werben. Doch die Liutizen eroberten sie 1035 mit List, und nun war der Krieg mit ihnen nicht mehr zu vermeiden. Konrad überschritt mit einem Heere die Elbe, schlug den Feind, verwüstete das Land weit und breit und nahm an den Liutizen blutige Rache, weil

sie Christi Bild verspottet hatten. Sie wurden dann zur Zahlung eines Tributs verpflichtet und verhielten sich längere Zeit, abgesehen von einer fruchtlosen Empörung gegen Heinrich III., ruhig.

Um 1056 kam es dann unter den einzelnen Völkerschaften der Liutizen zu einem Streite. Es hatten nämlich die Redarier die Anerkennung ihrer Oberherrschaft von den übrigen Stammesgenossen verlangt; dem hatten sich die Circipaner zunächst mit Erfolg widersetzt, waren aber schließlich doch erlegen, weil ihre Gegner bei den Dänen, Sachsen und Abodriten nachdrückliche Unterstützung fanden. Damals gewannen die Abodriten, bei denen das Christentum schon Eingang gefunden hatte, eine führende Stellung unter den Slawen, und auch die Liutizen mußten sich ihrem mächtigen Einflusse beugen. Heinrich IV. ließen seine Kämpfe mit den Sachsen, sein Streit mit dem Papste keine Zeit, die Bekehrung der Wenden wieder aufzunehmen. Er hätte es sogar gern gesehen, wenn die Liutizen im Kampfe gegen Sachsen für ihn Partei genommen hätten, und forderte sie 1073 zur Hilfsleistung auf. Aber jene waren mit inneren Zwistigkeiten so beschäftigt, daß sie die Beteiligung am Kriege ablehnen mußten, und als wenige Jahre später der König sie nochmals herbeirief, kamen ihnen die Sachsen durch einen glücklichen Einfall in das Wendenland zuvor.

Auch in den folgenden Jahrzehnten dauerte der Grenzkrieg gegen die Liutizen fort. Von der Gründung Otto's d. Gr. war damals kaum noch eine Spur übrig. Es gab wohl noch Markgrafen von der Nordmark, seit 1056 aus dem Geschlecht der Grafen von Stade, aber klein war ihr Land und gering ihre Macht. Bischöfe von Brandenburg und Havelberg gab es nur dem Namen nach; sie lebten fern von ihren Sprengeln, in denen das Christentum erloschen war.

Kapitel 5. Die Mark unter der Herrschaft der Askanier.

Zu Anfang des 12. Jahrhunderts hatte Graf Otto von Ballenstedt ein beträchtliches Gebiet in seiner Hand vereinigt; er besaß große Güter im alten Schwabengau, im Harz, an der Saale und in den slawischen Gegenden an der Mulde. Auch gegen die Wenden hatte er seine Tapferkeit bewährt und 1115 bei Köthen eine große Schar Liutizen durch einen Überfall vernichtet. Aus seiner Ehe mit Eilecke, der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, war ihm ein Sohn Albrecht geboren, den die Geschichte durch den Beinamen des Bären geehrt hat. Nach dem Tode des Vaters wurde er 1123 zu Eilenburg von dem Herzoge Lothar von Sachsen, dem er treue Dienste geleistet hatte, mit der Ostmark belehnt. Dieselbe hatte aber Kaiser Heinrich V. samt der Lausitz dem Grafen Wiprecht von Groitsch verliehen, und Albrecht mußte sich erst durch eine glückliche Fehde mit dessen Sohn Heinrich den Besitz jenes Lehens erkämpfen. Die Erhebung Lothars auf den deutschen Königsthron kam Albrecht zu statten, der auch ferner in seinem Dienste thätig war. So begleitete er den König 1126 auf seinem Feldzuge nach Böhmen, wo er nach tapferer Gegenwehr mit vielen andern bei Kulm gefangen wurde. Kaum hatte er die Freiheit erlangt, da bot sich ihm eine Aussicht zu fernerer Machterweiterung. Mit Heinrich II. erlosch nämlich 1128 das Geschlecht der Grafen von Stade im Mannsstamm, und Albrecht erhob als Schwager des Verstorbenen Ansprüche auf die nun erledigte Nordmark. Als der König diese an Udo von Freckleben, einen Vetter Heinrichs, verlieh, wollte sich Albrecht nicht fügen. Er überfiel die bei Wolmirstedt liegende Hildagesburg, welche Udo gehörte, und verbrannte sie. Ein Angriff auf eine andere Burg bei Wegeleben wurde rechtzeitig vereitelt, aber es kam am 15. März 1130 zu einem Gefecht bei Aschersleben, in welchem Udo fiel. Der König übertrug nun die Nordmark an den Grafen

Konrad von Plötzke und nahm Albrecht auch die Ostmark, die Heinrich von Groitsch erhielt. Obwohl Albrecht hiermit einen neuen Beweis von der Ungnade des Königs erhalten hatte, wankte er nicht in seiner Treue, sondern begleitete jenen auf seinem Römerzuge nach Italien und wurde schließlich nach dem Tode seines Nebenbuhlers Konrad doch mit der Nordmark belohnt. Die feierliche Übertragung dieses Landes erfolgte 1134 zu Halberstadt.

Die Nordmark umfaßte damals trotz der glücklichen Kämpfe des Markgrafen Udo gegen die Liutizen nur ein kleines Gebiet auf beiden Seiten der Elbe, nämlich außer dem gegen die Slawen behaupteten Lande auf dem linken Elbufer einen schmalen Strich zwischen Elbe und Havel, der etwa bis zum Plaueschen Kanal reichte. Es war für Albrecht vorteilhaft, daß kurz vorher der König der Abodriten Heinrich gestorben war und die Herrschaft im Lande an der Havel und Spree, die er besessen hatte, einheimischen Fürsten zufiel. Das Gebiet von Havelberg kam an die Söhne des Häuptlings Wirikind, Brandenburg an den Fürsten Pribislaw oder, wie ihn die Deutschen nach seiner Taufe nannten, Heinrich. Nachdem Albrecht im Winter 1136—37 die Priegnitz bis zum Rhin erobert hatte, trat er zu Pribislaw, der mit seiner Gattin Petrussa zum Christentum übergetreten war, in freundschaftliche Beziehungen. Da der Slawenfürst kinderlos war, bestimmte er Albrecht zu seinem Erben und brachte ihm die ganze Zauche (bei Belzig) zum Geschenk dar, als er seinen Sohn Otto aus der Taufe hob. So erzählen wenigstens nach einer verlorenen märkischen Quelle der Böhme Pulkawa und die sächsische Fürstenchronik, die einer späteren Zeit angehören; doch hat ihre Glaubwürdigkeit durch den jüngst erfolgten Münzfund von Michendorf bei Potsdam eine neue Stütze gewonnen.

Das Christentum hatte inzwischen auf dem rechten Elbufer wieder Wurzel geschlagen, Dank der Missionsthätigkeit des Erzbischofs Norbert von Magdeburg. Von den märkischen Bischöfen weilte Anselm von Havelberg wohl meist am Hofe des Kaisers

oder in Rom, aber Wigger, der 1138 auf den bischöflichen Stuhl von Brandenburg erhoben wurde, schlug seinen Sitz wenigstens in Leitzkau auf, wo seit 1114 eine christliche Kirche bestand. Wie großen Wert Albrecht der Bär auf die Ausbreitung des Christentums im Slawenlande legte, zeigt auch die Unterstützung, die er Otto von Bamberg, dem Apostel der Pommern, angedeihen ließ. Auf des Markgrafen Verwendung verlieh diesem der Kaiser den Tribut von fünf wendischen Gauen an der Peene, von denen vier zur Nordmark gehörten. Doch die um jene Zeit im Reich ausbrechenden Wirren ließen Albrecht keine Zeit zu friedlicher Thätigkeit. Bald stand seine ganze Existenz auf dem Spiele.

Als der Kaiser dem Herzoge Heinrich dem Stolzen von Bayern auch das Herzogtum Sachsen übertrug, fühlte sich der Markgraf zurückgesetzt, weil er als Nachkomme der Billunger auf dieses Land bessere Rechte zu haben glaubte. Deshalb wußte er die Versammlung der sächsischen Fürsten, welche die Kaiserin Richenza nach Lothars Tode nach Quedlinburg berief, um Heinrich die Nachfolge in Sachsen zu sichern, durch die Einnahme dieses Platzes zu verhindern. Aus demselben Grunde schloß er sich auch dem Hohenstaufen Konrad an, der damals auf Betreiben des Erzbischofs von Trier zum deutschen Könige erhoben wurde, und leistete ihm zu Bernburg die Huldigung. Der Ungehorsam Heinrichs des Stolzen führte dann auf einem Reichstage zu Würzburg dessen Ächtung herbei, und zu seinem Nachfolger in Sachsen ward Albrecht ausersehen. Doch die Kaiserin-Witwe ruhte nicht, sie hetzte die sächsischen Fürsten gegen den ihnen ohne ihre Einwilligung aufgedrungenen Herzog auf, und die mächtigsten derselben, der Markgraf von Meißen, der Pfalzgraf von Sachsen, der Graf von Stade u. a. sammelten ein Heer. Aber Albrecht kam ihnen zuvor, überfiel sie bei einem Orte Mimirberg und trieb ihre Scharen auseinander. Dann drang er in Heinrichs sächsische Lande ein, setzte den Grafen Adolf von Holstein ab und belehnte mit dieser Grafschaft den

Ritter Heinrich von Badwide. Seine Abwesenheit benutzten Albrechts Feinde dazu, seine Eigengüter zu besetzen; sie verbrannten sogar die Feste Bernburg, auf der seine Mutter Eilecke Hof hielt. Als dann der König Heinrich dem Stolzen auch Bayern nahm, wuchs die Erbitterung der welfischen Partei, und Heinrich rüstete sich zum Verzweiflungskampfe. Er erschien unerwartet in Sachsen, so daß der König Quedlinburg verlassen mußte, ohne den dorthin berufenen Reichstag abzuhalten, eroberte mit ungeahnter Schnelligkeit die Burgen der Anhänger Albrechts, vertrieb Heinrich von Badwide und zerstörte auch Albrechts feste Plätze. Dieser mußte aus Sachsen fliehen und suchte beim Könige in Franken eine Zuflucht. Konrad gab nach, er schloß mit den Sachsen Frieden und verschob die Ordnung der sächsischen Verhältnisse auf einen späteren Reichstag. Auch durch den frühen Tod Heinrichs des Stolzen wurde die Lage Albrechts nicht gebessert. Unaufhaltsam drangen die Sachsen in seine Erblande ein und brachen seine letzten Festen, auch die Stammburg Anhalt im Selkethal. Als Herzog wurde dann des stolzen Heinrich Sohn, Heinrich der Löwe, vom Könige anerkannt, und der Nordmark bemächtigte sich der Graf Rudolf von Stade. Ein geringer Ersatz für den Verlust all' dieser Länder war für Albrecht der Gewinn der Grafschaften Weimar und Orlamünde aus der Erbschaft des Pfalzgrafen Wilhelm. Um wenigstens seine Erblande und die Nordmark zu retten, entschloß sich Albrecht 1142 auf den Rat des Erzbischofs Markulf von Mainz zur Nachgiebigkeit. Er legte den Herzogstitel ab und begann Unterhandlungen mit den Sachsen, die auf einem Tage zu Frankfurt a. M. zu folgendem Vertrage führten: Während Heinrich der Löwe Sachsen behielt, wurde Albrecht in den Besitz seiner Erbgüter und der Nordmark gesetzt. Bayern wenigstens verblieb der staufischen Partei, indem Heinrich von Österreich, des Königs Bruder, die Hand der Witwe Heinrichs des Stolzen und zugleich jenes Herzogtum erhielt. Albrechts Schützling in Holstein wurde für den Verlust dieser Grafschaft durch ein

Gebiet an der Niederelbe, das spätere Herzogtum Lauenburg, entschädigt.

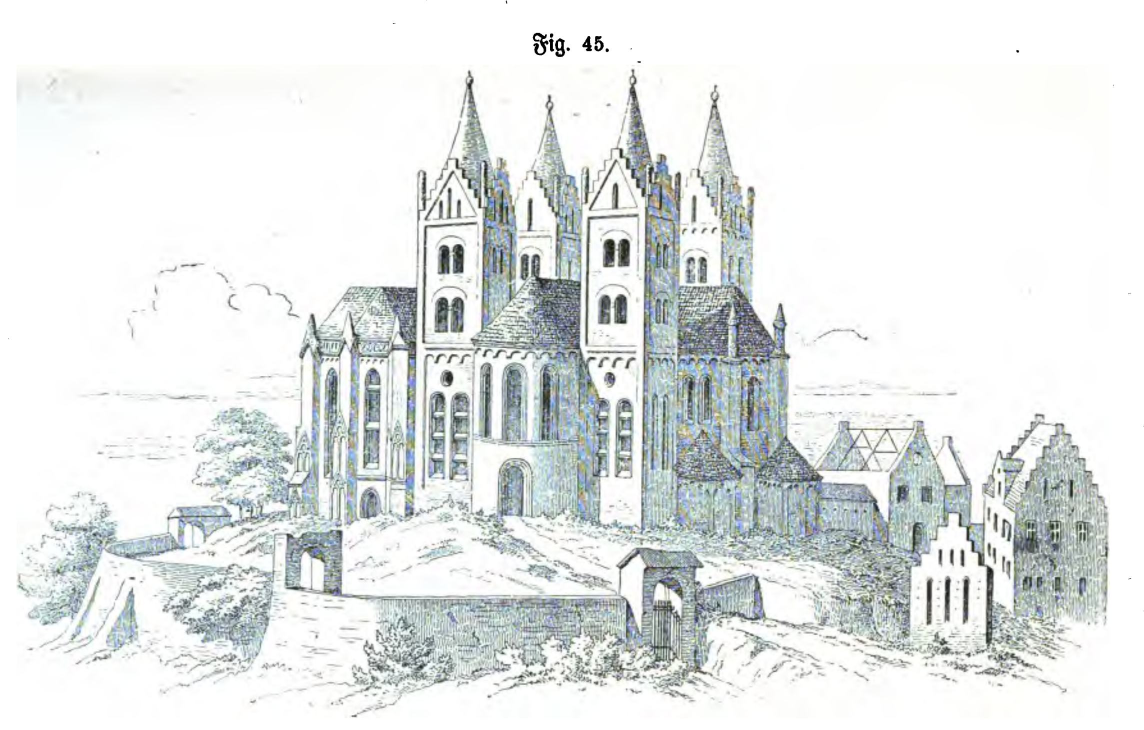
So schwer auch Albrecht damals diese Wendung der Dinge empfunden haben mag, sie war für die Mark ein Glück; denn diese wurde nun aus der drohenden Vereinigung mit Sachsen gelöst, die für ihre Selbständigkeit verhängnisvoll geworden wäre. Der Markgraf nahm nun das unterbrochene Werk der Bekehrung wieder auf. Damals entstand ein Kloster der Prämonstratenser zu Jerichow in der Altmark, wozu Mönche aus dem Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg entnommen wurden; Bischof Anselm, der nun seinen Sitz in Havelberg aufschlug, erhielt die Leitung, der Markgraf die Vogtei über das Kloster. Nach den Anschauungen der Zeit sollte auch Gewalt das Bekehrungswerk fördern. Während der König seinen Kreuzzug nach dem Orient unternahm, entschlossen sich die sächsischen Großen zu einer Kreuzfahrt in das Wendenland. Dabei zog Heinrich der Löwe gegen die Abodriten, Albrecht aber sammelte mit dem Erzbischof von Magdeburg, den Bischöfen von Halberstadt und Brandenburg und vielen Fürsten bei Magdeburg ein Heer von 60000 Mann, das noch durch polnische Scharen verstärkt wurde. Man überschritt die Elbe und zog über Havelberg gegen Malchow am Müritzsee, wo man einen Götzentempel zerstörte. Die Wenden flohen in das Dickicht ihrer Wälder, nur die feste Stadt Demmin mußte man belagern. Nachdem die Liutizen Gehorsam versprochen hatten, zog das Kreuzheer nach Pommern, wo der Herzog Ratibor das Christentum zu befördern gelobte. Nach wenigen Wochen war der Feldzug beendet. Für Albrecht war es ein wertvoller Gewinn, daß er dabei zu Polen in freundschaftliche Beziehungen trat, wie er denn auch damals seinen ältesten Sohn Otto mit der polnischen Prinzessin Judith verlobte.

Der Tod Pribislaws von Brandenburg, welcher, wie jetzt feststeht, im Jahre 1150 erfolgte, führte zu einer erheblichen Erweiterung der Mark. Es wird berichtet, daß die Witwe des

Verstorbenen den Leichnam drei Tage lang verbarg, um zu verhindern, daß sich die heidnischen Wenden der Herrschaft in Brandenburg bemächtigten. Zugleich forderte sie Albrecht auf, die erledigte Herrschaft daselbst anzutreten. Dieser besetzte den Ort und führte fortan den Titel eines Markgrafen von Brandenburg, den er schon vor einigen Jahren angenommen hatte, mit Recht. Brandenburg war damals schon eine christliche Stadt; Pribislaw hatte eine Marienkirche auf dem Harlunger Berge erbaut (s. Fig. 45) und aus dem Kloster Leitzkau Kanoniker vom Orden der Prämonstratenser im Dorfe Parduin, das an der Stelle der späteren Altstadt Brandenburg lag, angesiedelt. Auch die Kirche des h. Godehard wurde bald darauf dort gebaut, doch blieb Bischof Wigger einstweilen noch in Leitzkau, und erst sein Nachfolger Wilmar schlug 1165 in der Godehardskirche seinen Sitz auf. Derselbe hat 1161 die Prämonstratenser nach der Dominsel hinübergeführt. Unverzüglich wurde nun der Grundstein zu einem neuen Gotteshause der Kirche des h. Petrus gelegt, und so entstand der älteste Teil des Doms von Brandenburg, der in den folgenden Jahrhunderten wiederholte Umbauten erlebte. Auch Anselm von Havelberg bemühte sich in seinem Sprengel das Christentum auszubreiten und Ansiedler auf die Güter seines Stiftes zu ziehen.

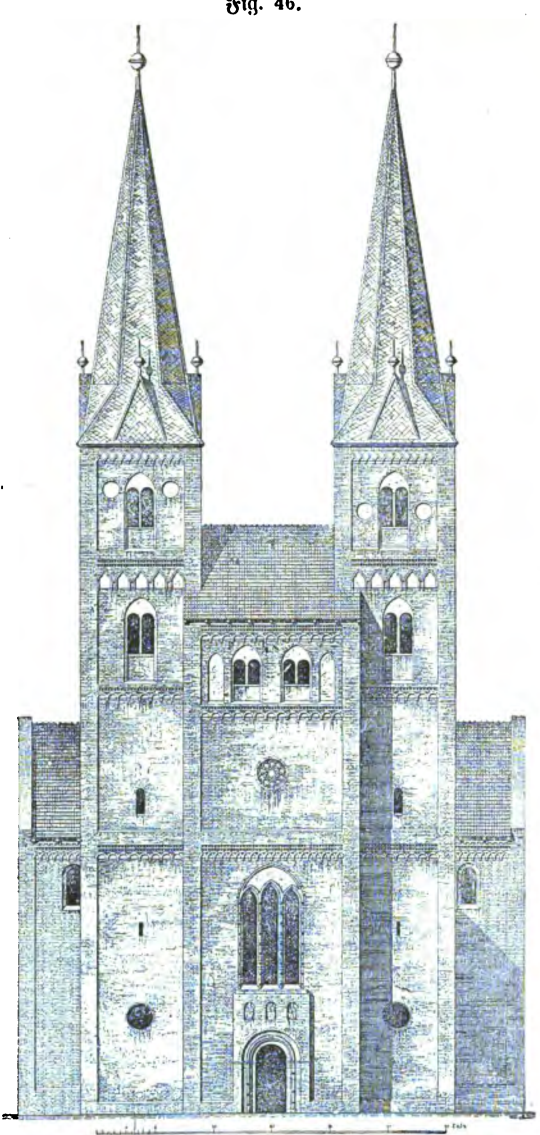
Wohl schon damals begann Albrecht eine kolonisatorische Thätigkeit in umfassender Weise. Der Geschichtsschreiber der Slawen Helmold berichtet nämlich, daß der Markgraf nach der Unterwerfung mehrerer wendischer Völkerschaften an der Havel und Elbe (also nach Pribislaws Tode) Abgeordnete nach Utrecht und dem Niederrhein gesandt habe, um von dort und den Nordseeländern Einwanderer herbeizuholen. Diese habe jener in den Städten der Slawen angesiedelt, wodurch sich die Bistümer Havelberg und Brandenburg sehr gehoben hätten. Zu derselben Zeit hätten die Holländer auch begonnen, das linke Elbufer zu bewohnen, und zwar wäre ihnen alles Sumpf- und Ackerland des Balsamer und Marsciner Landes mit vielen Städten und

Fig. 45.



Die ehemalige Marienkirche zu Brandenburg (13. Jahrh.). Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Fig. 46.

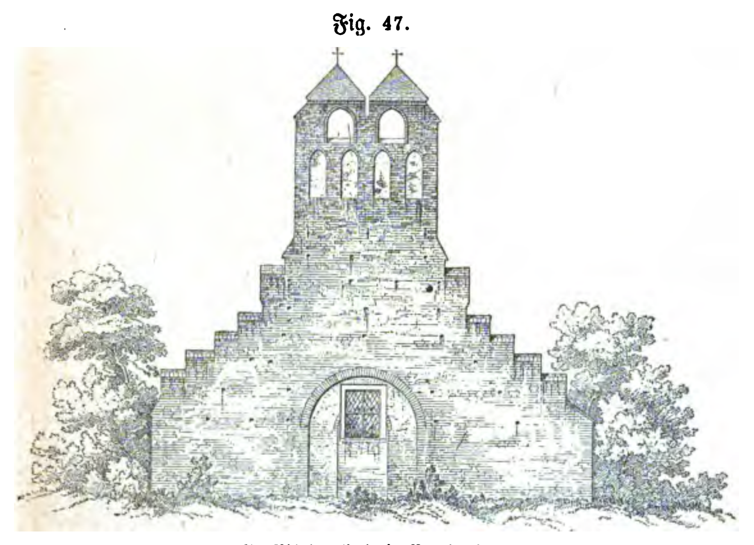


Klosterkirche zu Jerichow (Westfront, 13. Jahrh.).
Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Flecken von der Stadt Salzwedel an bis zum Böhmerwalde zugefallen. Hier hätten ursprünglich die Sachsen, dann die Slawen gewohnt, bis diese Gebiete von Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären unterworfen wären.

Die Richtigkeit dieser Überlieferung bestätigt im allgemeinen eine Untersuchung der Kirchenbauten in der Altmark. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts tritt nämlich an die Stelle des

Fig. 47.

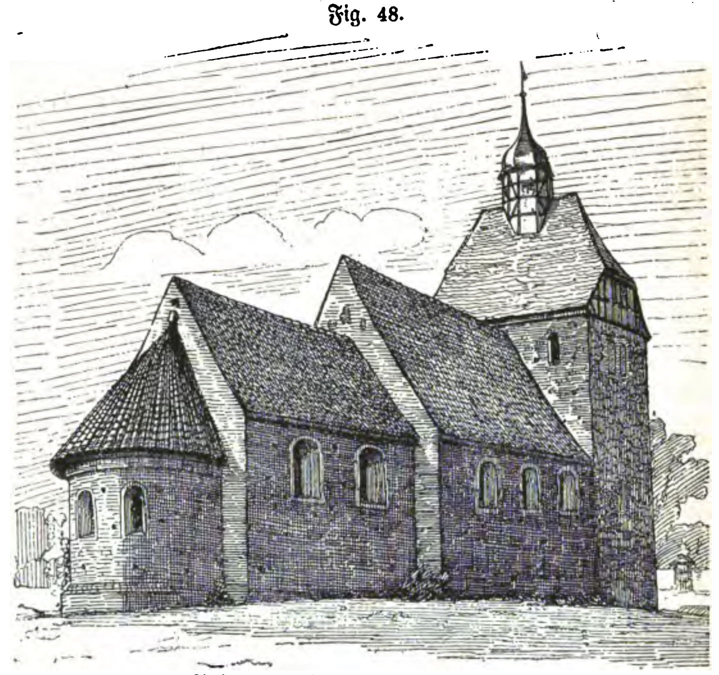


St. Nikolauskirche in Brandenburg.
Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Feldsteinbaues, für welchen die Kirchen St. Maria zu Salzwedel, St. Jakob zu Stendal, St. Georg zu Arneburg und selbst die Godehardskirche in Brandenburg als Beispiele dienen, ganz unvermittelt der Backsteinbau, der aus den Niederlanden eingeführt ist. Denn die ältesten märkischen Backsteinbauten wie die stattliche Klosterkirche von Jerichow (1159 vollendet, s. Fig. 46), die Klosterkirche von Diesdorf bei Salzwedel (1161 geweiht) zeigen denselben Rundbogenstil wie die Kirchen von St. Nikolaus und

St. Peter in Utrecht und St. Salvator in Brügge. Ja, das Format der verwerteten Backsteine ist ebenso klein, wie das bei vielen holländischen Kirchenbauten übliche. Dieser Periode gehören noch an die nach 1160 erbaute Westfront der Ordenskirche zu Werben, die Kirche St. Martin bei Osterburg, ferner auf dem rechten Elb-

Fig. 48.

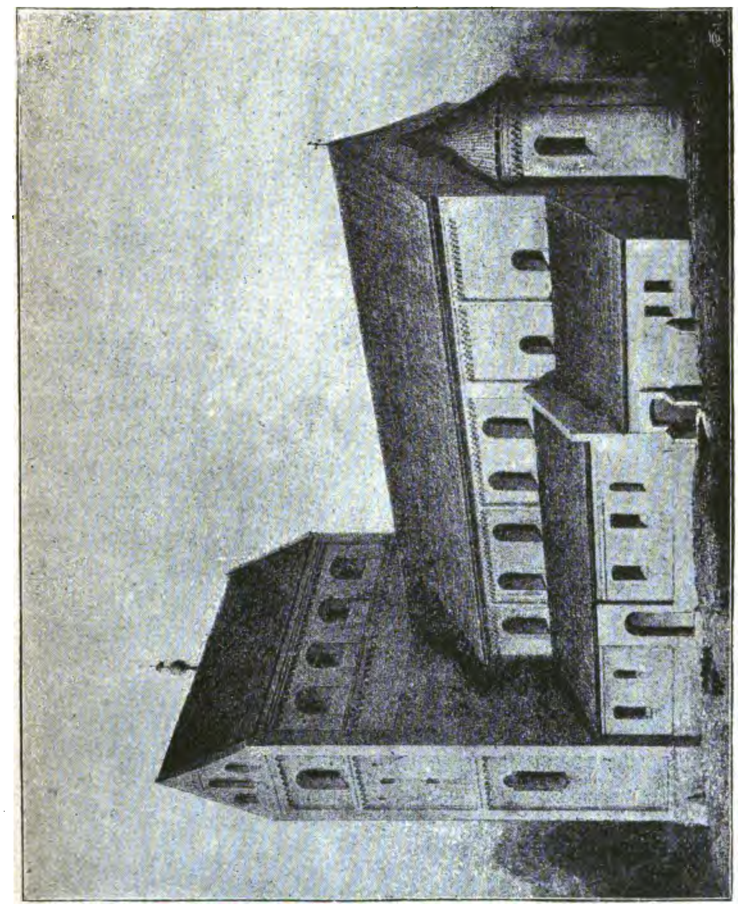


Kirche von Pechüle bei Jüterbog (12. Jahrh.).
Aus Bergau, Bau- und Kunst-Denkmäler Brandenburgs.

ufer die Stadtkirchen von Jerichow und Sandow, die St. Nikolauskirche des untergegangenen Dorfes Luckeberg vor der Altstadt Brandenburg (s. Fig. 47), die Kirche in der Vorstadt Damme vor Jüterbog und zahlreiche Dorfkirchen auf beiden Ufern der Elbe (s. Fig. 48 u. 49). Adler, dem wir diese wertvollen Ergebnisse verdanken, setzt den Beginn der holländischen Einwande-

rung mit Recht schon in die auf Brandenburgs Erwerbung folgenden Jahre; allerdings nimmt er irrtümlich für letztere das

Fig. 49.



Pfarrkirche zu Schönhausen (um 1212). Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Jahr 1143 an. Durch diese Einwanderung wurde das deutsche Element in der Mark erheblich vermehrt und ein freier deutscher

Bauernstand geschaffen. Die Deutschen hatten bei neuen Ansiedelungen zwei Arten der Ackerteilung: entweder teilten sie die Dorfflur in Streifen, deren je einer dem Hofe als Ackerland zugewiesen wurde, an welchen er grenzte — man nannte solche Hufen Königshufen, sie waren doppelt so groß als die gewöhnliche Hufe, etwa 130—150 Magdeburger Morgen — oder man legte die Ackerlose nach der Weise der Niederländer an, indem man parallele und sehr schmale Streifen Landes von 720 Ruthen Länge und 30 Ruthen Breite bildete. Letztere Hufe, die der Königs- oder Waldhufe an Fläche ziemlich gleich war und die flämische Hagenhufe genannt wurde, kommt in den Dörfern der Altmark sehr häufig vor und ist ein neuer Beweis für die Einwanderung niederländischer Kolonisten.

Auch die Anfänge zu einer Verschmelzung der beiden Nationalitäten wurden gemacht; aus den Burgen zogen die Burgmannen auf das platte Land und traten in Verbindung mit der einheimischen Bevölkerung. Der slawische Adel söhnte sich vielfach mit den neuen Verhältnissen aus. An städtischen Ansiedelungen bestehen zu Albrechts Zeit außer Brandenburg Werben, Arneburg, Tangermünde, Osterburg, Salzwedel und Stendal, welchem der Markgraf Stadtrecht verlieh. Die Sage erzählt, das auch Bernau von ihm angelegt sei. Es habe nämlich damals an der Ecke der Brauerstraße im Mittelpunkte der jetzigen Stadt ein vereinzeltes Wirtshaus gestanden; vor demselben habe einst Albrecht angehalten und einen Trunk verlangt. Dieser habe ihm so geschmeckt, daß er an derselben Stelle eine Stadt zu bauen beschloß, in welcher er die Einwohner aus drei Nachbardörfern ansiedelte.

In seiner segensreichen Thätigkeit ließ sich Albrecht durch mancherlei äußere Händel nicht behindern. Wegen der Erbschaft der Grafen von Plötzke und Winzenburg geriet er um 1152 in einen Streit mit Heinrich dem Löwen, der jedoch von König Friedrich I. so geschlichtet wurde, daß Albrecht die Plötzkeschen Güter (bei Bernburg), sein Gegner Winzenburg erhielt.

Dagegen mußte der Markgraf infolge des polnischen Thronzwistes zum Schwerte greifen. Schon zu Zeiten König Konrads war es in Polen zwischen den Brüdern Wladislaw II. und Boleslaw IV. zu einem Streite um die Herrschaft gekommen; für jenen erklärte sich sein Schwager Konrad III. von Deutschland und unternahm auch zu seinen Gunsten einen allerdings erfolglosen Feldzug nach Polen. Erst Friedrich Barbarossa nötigte 1157 Boleslaw zur Unterwerfung durch einen Heereszug, an welchem auch Markgraf Albrecht teilnahm.

Vorher hatte dieser gegen den mit Polen verbündeten Fürsten den Hevelder Jacze ziehen müssen. Derselbe hatte, wie bei Freienwalde gefundene Münzen ergeben, seine Residenz in Köpenick uud besaß ein Gebiet, das etwa dem Barnim und Teltow entspricht. Er hatte sich durch Bestechung der Stadt Brandenburg bemächtigt, auf welche er als Verwandter Pribislaws Ansprüche zu haben glaubte. Der Markgraf verband sich mit dem Erzbischhof Wichmann von Magdeburg und erstürmte am 11. Juni 1157 Brandenburg. Damit war der Aufstand niedergeworfen; zugleich scheint ein Teil des Teltow bis nach Trebbin, Saarmund und Zehlendorf für die Mark gewonnen zu sein. Was sonst von Jacze erzählt wird, ist sagenhaft. Zuerst Gundling erwähnt (vor etwa 150 Jahren), daß jener nach einer Niederlage bei Potsdam entflieht, bei Sacrow durch die Havel schwimmt und hinter den Sümpfen bei Kremmen eine neue Stellung nimmt. Später wird die Sage dahin erweitert, daß der letzte Wendenkönig von Albrecht bei Spandau geschlagen und auf seinem Pferde durch die Havel an jener breiten Stelle, welche Schildhorn gegenüber liegt, geschwommen sei. Wie er gelobt, habe er dem Christengott für seine Rettung seinen Schild geweiht und auf Schildhorn niedergelegt. An diese sagenhafte Begebenheit erinnert noch heute eine Denksäule auf einer Anhöhe an der Havel (s. Fig. 50).

Albrecht hatte sich aus kleinen Anfängen zu einer Stellung emporgeschwungen, welche zu den bedeutendsten des Reiches ge-

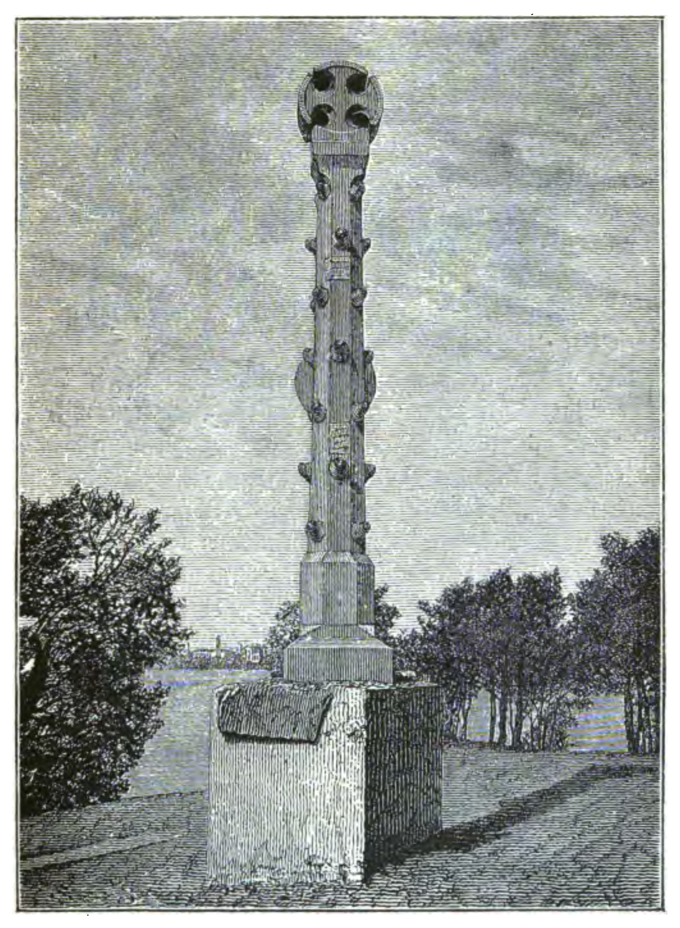
hörte. Er besaß auch das Amt des Erzkämmeres, aus welchem sich später die Kurwürde entwickelt hat. An Macht war ihm wohl sein Nebenbuhler Heinrich der Löwe überlegen, aber dessen Herrschaft ruhte, wie die Folgezeit ergab, auf unsicheren Grundlagen. Neben dem widerspenstigen Welfen erscheint gerade Albrecht der Bär als ein Muster deutscher Treue. So folgte er im Jahre 1162 dem Kaiser nach Italien und begleitete ihn später nach Burgund. Nach seiner Rückkehr schloß er sich der Koalition an, welche sich in Sachsen gegen den gewaltthätigen Heinrich den Löwen bildete und die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen und den Landgrafen Ludwig von Thüringen zu ihren Mitgliedern zählte. Des Kaisers Kanzler Rainald von Dassel leitete von Italien aus diese Bewegung. Im Jahre 1166 kam es in Sachsen zu einem Kriege, den erst Friedrich I. nach seiner Rückkehr auf dem Reichstage zu Bamberg durch einen Frieden beendete. Albrecht erlebte noch die Vollendung des Doms zu Havelberg, dessen Bau er selbst sehr gefördert hatte. Er starb am 18. Nov. 1170 und wurde in Ballenstedt (nicht, wie Spätere meinen, im Dom zu Brandenburg) beigesetzt.

Von Albrechts sieben Söhnen waren zwei Geistliche geworden; von den übrigen begründete Hermann das Geschlecht der Grafen von Orlamünde, von Adalbert, der bei seinem Tode die Grafschaft Ballenstedt an seinen jüngsten Bruder Bernhard überließ, stammen die Grafen von Lindow und Ruppin ab, Dietrich, der sechste Sohn, nannte sich nach seinem Anteil Graf von Werben. Bernhard, Albrechts jüngster Sohn, ist der Stammvater der Herzöge von Sachsen geworden, da er zu der ursprünglichen Grafschaft Anhalt 1180 nach dem Sturze Heinrichs des Löwen das allerdings verkleinerte Herzogtum Sachsen erhielt.

Albrechts ältester Sohn Otto I. folgte 1170 in der Mark Brandenburg und machte sich um diese dadurch verdient, daß er die Ansiedelung der Cistercienser förderte. Wie vom Erzbischof

Wichmann von Magdeburg das Kloster Zinna (s. Fig. 51) herstammt, so ist Markgraf Otto um 1180 der Gründer von Lehnin

Fig. 50.



Schildhorn. Aus Ring, Kaiserstadt Berlin.

geworden, das in den Sümpfen der Zauche im Süden von Brandenburg angelegt wurde. Nach der Sage wurde der Markgraf

dazu durch einen Traum veranlaßt, als er von der Jagd ermüdet dort unter einer Eiche ausruhte. Er sah nämlich eine Hirschkuh, die ihn unaufhörlich belästigte, schoß sie mit einem Pfeile nieder und begründete auf den Rat seiner Ritter an jener Stelle ein Kloster, wozu er die ersten Mönche dem Kloster Sittichenbach im Mansfeldischen entnahm. Wenige Jahre später gründete er das Kloster Arendsee in der Altmark (s. Fig. 52). Von Kriegsthaten Ottos ist nur ein siegreicher Feldzug gegen Pommern überliefert, den er in Verbindung mit Heinrich dem Löwen unternahm. Damals scheint er auch die Lehnshoheit über jenes slawische Land erworben zu haben, obwohl sich dies nicht näher nachweisen läßt. Nachdem der Markgraf noch das Amt des Erzkämmerers auf dem denkwürdigen Reichstage zu Mainz ausgeübt hatte, starb er im Jahre 1184.

Von Ottos drei Söhnen folgte ihm der älteste, Otto II., in der Mark Brandenburg, während die jüngeren mit Teilen der Altmark abgefunden wurden; Heinrich, der schon 1192 ohne Erben starb, nannte sich Graf von Tangermünde, Albrecht Graf von Arneburg. Letzterer, der in der Überlieferung als ein kriegerischer, ehrgeiziger Fürst erscheint, war mit seinem Anteil an der Erbschaft seines Bruders Heinrich nicht zufrieden, sondern begann 1195 gegen Otto II. einen Krieg, der anfangs zu seinen Gunsten sich wandte. Doch bald nahm ihn Otto gefangen und entließ ihn erst wieder aus der Haft, als ein Streit mit dem Erzbischof Ludolf von Magdeburg ausbrach. Dieser belegte beide Brüder, die sich mittlerweile versöhnt hatten, mit dem Bann und nötigte sie 1196 die Lehnshoheit des Erzstifts Magdeburg über ihre Erbgüter in der Altmark und alle Erwerbungen auf dem rechten Elbufer anzuerkennen. Der Grund für dieses demütigende Zugeständnis, welches auch von Kaiser und Papst bestätigt wurde, liegt wohl in dem Wunsche der Markgrafen, das Erbrecht in ihren Landen auch der weiblichen Nachkommenschaft zu sichern, was damals ausdrücklich vom Erzbischof eingeräumt wurde. Diese Bestimmung hatte eine praktische Be-

Fig. 51.

Klosterkirche zu Zinna bei Jüterbog (13. Jahrh.). Aus Bergau, Bau- und Kunst-Denkmäler Brandenburgs

deutung, da die Nachfolge in der Mark keineswegs gesichert war, indem Otto keine Leibeserben hatte und der erst 22jährige Albrecht noch unvermählt war. Übrigens finden wir damals auch sonst bei deutschen Fürsten das Bestreben, ihr Land der weiblichen Linie zu sichern, und Kaiser Heinrich hat ihnen die Anerkennung dieses Rechtes angeboten, wenn sie, was allerdings nicht geschah, in die Erblichkeit der Königswürde in seinem Hause willigen wollten.

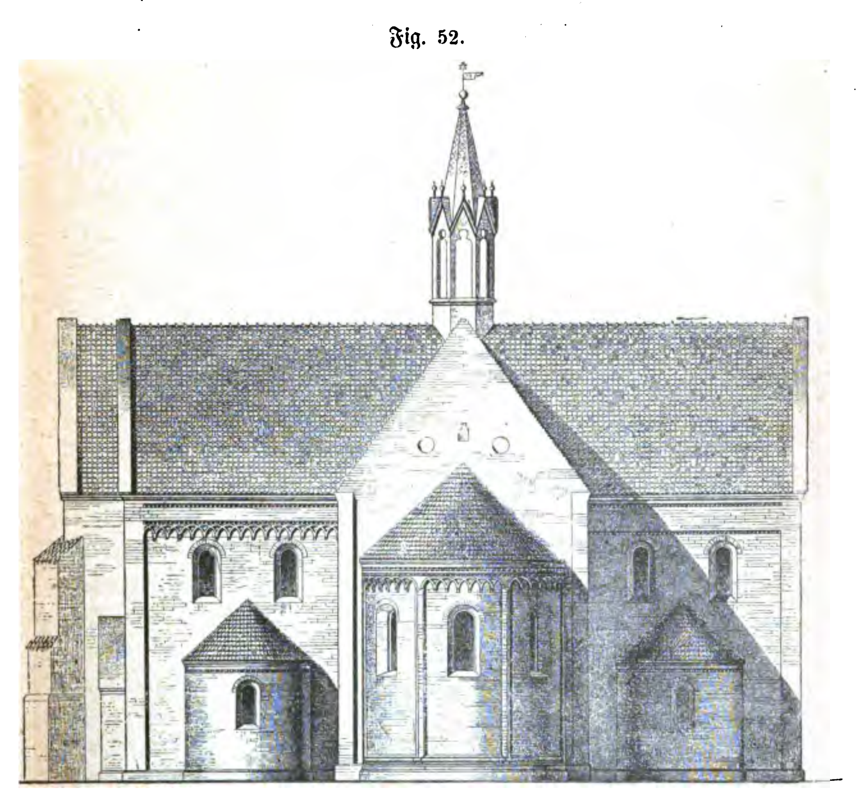
Heinrich der Löwe hatte bekanntlich die Abwesenheit Kaiser Friedrichs während des dritten Kreuzzugs benutzt, um Sachsen wieder zu erobern, und Markgraf Otto unterstützte vergebens seinen Oheim Bernhard in der Verteidigung jenes Herzogtums. Erst Heinrich VI. führte eine Einigung herbei, durch welche Bernhard sein Land gesichert wurde.

Nach dem Tode Ottos II. (1205) übernahm sein Bruder Albrecht II. die Regierung der gesamten Mark. Er stand in dem Streit um die deutsche Krone zunächst auf seiten Philipps von Schwaben und erkannte erst nach dessen Ermordung den Welfen Otto IV. als König an. Mit desto größerem Eifer unterstützte er diesen dann gegen den Erzbischof von Magdeburg, dessen Stadt Burg er 1208 verwüstete, ferner gegen den jugendlichen König Friedrich II., indem er dessen Verbündeten, den König Waldemar II. von Dänemark, mit Krieg überzog und vereint mit Otto IV. Hamburg befreite. Erst als des Welfen Macht durch die Schlacht bei Bouvines vernichtet war, söhnte sich Albrecht mit dem Hohenstaufen Friedrich II. aus.

Um die Sicherung der Grenzen seines Landes hat sich Albrecht durch Anlage von Burgen verdient gemacht. So erbaute er gegen die Magdeburger die Burg Wolmirstedt an der Ohre und gegen die Pommern Oderberg. Vom Grafen von Altenhausen hatte er die Feste Osterburg erworben. Mit den Herzogen von Pommern Kasimir und Boleslaw führte er Krieg und nahm den nördlichen Teil des Barnim in Besitz. Aus

seiner Ehe mit Mathilde, der Tochter des Markgrafen Konrad von der Lausitz, hinterließ er zwei Söhne: Johann I. und Otto III., die noch minderjährig waren, als er im Jahre 1220 starb.

Fig. 52.



Ostfassade der Klosterkirche zu Arendsee (um 1200).
Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

Die Regierung dieser beiden Markgrafen ist für die Entwickelung und Ausdehnung der Mark von der größten Wichtigkeit gewesen. Die Vormundschaft über sie führte zunächst der Erzbischof von Magdeburg, bis ihn die Markgräfin Mathilde

durch Geld veranlaßte, ihr dieselbe einzuräumen. Sobald die Brüder mündig geworden waren, gingen sie daran die von ihrem Vater ererbte Herrschaft auszudehnen. Dabei kam ihnen zu statten, daß die Macht der Dänen damals durch die Schlacht bei Bornhöved einen empfindlichen Stoß erhielt. Dort wurde der Schwager der Markgrafen, Herzog Otto das Kind von Braunschweig, gefangen, und manche seiner Lande wurden von dem Erzbischof von Magdeburg und dem Bischof von Halberstadt in Besitz genommen. Als nun die beiden Markgrafen zu Gunsten Ottos die Fehde gegen Magdeburg begannen, erlitten sie 1229 am Flusse Plane eine Niederlage. Ein Streit, den sie über die Erhebung des Zehnten in der Mark mit dem Bischof von Brandenburg hatten, wurde noch durch Vermittelung des Papstes beigelegt, indem ihnen der Bischof den Zehnten in den neuen Landen jenseits der Havel als Lehen gegen eine Geldentschädigung überlassen mußte. Dagegen kam es mehrere Jahre später zu einem Kriege mit dem Bischof Ludolf von Halberstadt, welcher im Verein mit dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen, dem nach dem Lande an der Spree gelüstete, die Waffen gegen Brandenburg erhob. Während nun Otto III. den Markgrafen von Meißen im Jahre 1240 bei Mittenwalde besiegte, rückte Johann dem Bischof von Halberstadt entgegen, der verbündet mit dem Erzbischof Wilbrand von Magdeburg in die Altmark eingefallen war. Es kam zu einer Schlacht an der Biese, in welcher der Bischof von Halberstadt von den siegreichen Brandenburgern gefangen wurde. Doch der Erzbischof kehrte mit einem neuen Heere, das er mit Hilfe Heinrichs von Meißen gebildet hatte, zurück und zog vor Brandenburg. Zwischen dieser Stadt und dem Orte Plaue fand nun eine zweite Schlacht statt, die für die Markgrafen günstig ausfiel. Die Feinde erlitten auf der Flucht noch dadurch einen großen Verlust, daß eine Brücke über die Havel zusammenbrach und viele in dem Flusse ertranken.

Aus diesen Kämpfen waren die beiden Markgrafen zwar mit Ehren hervorgegangen, hatten aber an Gebiet nichts ge-

wonnen. Indessen gelang es ihnen schon in der ersten Zeit durch andere Mittel ihr Land zu vergrößern. Sie kauften von dem Wendenfürsten Borwin die Länder Barnim und Teltow, also den größten Teil der Mittelmark, soweit diese nicht schon von Albrecht dem Bären besetzt waren. Die wüsten Gegenden wurden nun unter Kultur gebracht und mehrere Orte, die von den Wenden schon angelegt waren, erhielten Stadtrechte, vornehmlich Spandau und die nebeneinanderliegenden Ansiedelungen an der Spree, Köln und Berlin (s. Fig. 53—55). Diese beiden Orte sind, obwohl jünger als das benachbarte Köpenick, schon früh entstanden, da hier eine wichtige Handelsstraße, der heilige Bielbogsweg, der etwa dem Zuge der heutigen Chaussee- und Müllerstraße folgte, nach dem Lande der Abodriten und zur Ostsee hindurchführte. Köln erhielt um 1232 sein Stadtrecht von Spandau her, Berlin erst um 1240 von Brandenburg a. d. Havel.

Eine weitere Erwerbung an der Nordgrenze brachte zunächst der Vertrag von Kremmen (1236), durch welchen Herzog Wartislaw von Pommern-Demmin das Land Stargard, welches dem heutigen Mecklenburg-Strelitz entspricht, abtrat. Doch Wartislaws Vetter, der Herzog Barnim I. von Pommern, erhob dagegen Einspruch und nahm auch das Fürstentum Wolgast in Besitz, das dem Markgrafen Johann als Mitgift seiner ersten Gattin, die eine Tochter Waldemars II. von Dänemark war, zukam. Nach langen Verhandlungen wurde der Krieg 1250 durch eine Einigung vermieden, infolge deren Johann auf Wolgast verzichtete, dafür aber die Uckermark erhielt, die zugleich als Mitgift für seine zweite Gemahlin, eine Tochter des Herzogs Barnim, dienen sollte. Letzterer erkannte jetzt auch den Anfall Stargards und die Lehnshoheit der Markgrafen über Pommern, die Kaiser Friedrich II. bei seiner Belehnung der Markgrafen bestätigt hatte, an. Die Uckermark, welche von der Welse bis zur Zarowa reichte, war damals noch wenig bevölkert, gewann aber bald durch die Einwanderung deutscher Kolonisten ein anderes Aussehen.

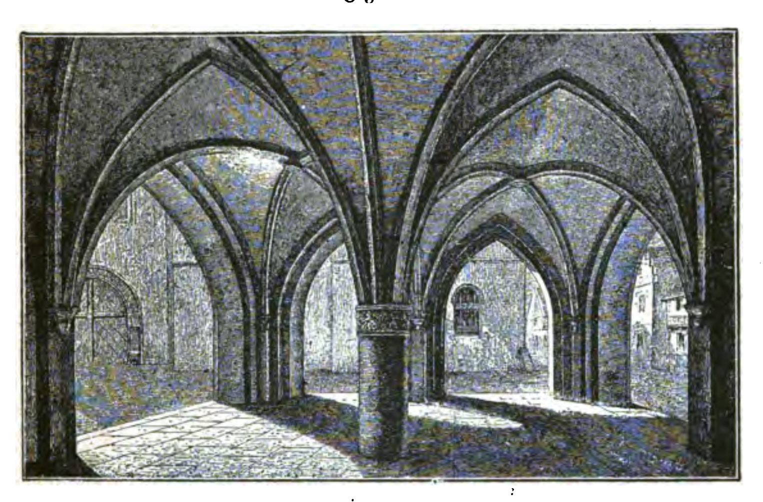
Fig. 53 u. 54.



Älteste Siegel von Berlin (13. u. 14. Jahrh.). Aus Ring, Kaiserstadt Berlin.
(Nach Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins.)

Wie an der pommerschen Grenze früher die Dänen das Vordringen der Askanier gehemmt hatten, so geschah dies in den Landen jenseits der Oder seitens der Polen. Es war nun ein Glück für die Markgrafen, daß damals unter den polnischen Fürsten Zwietracht ausbrach. Der Herzog von Pommerellen Swantepolk sah nämlich seine Herrschaft von Polen bedroht und überfiel die dortigen Herzöge, wobei deren Haupt, Leszko

Fig. 55.



Inneres der ehemaligen Berliner Gerichtslaube. Aus Ring, Kaiserstadt Berlin. (Nach Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins.)

der Weiße, fiel. Es kam nun zu Thronstreitigkeiten in Polen, und dieses war außer stande, sich den Vergrößerungsplänen der Markgrafen zu widersetzen. Auch die Piasten in Schlesien waren damals uneins, und einzelne von ihnen begehrten von den benachbarten deutschen Fürsten hilfreichen Beistand. So suchte auch der Herzog Boleslaw von Liegnitz die Markgrafen und den Erzbischof von Magdeburg für sich zu gewinnen und trat ihnen 1253 das Land Lebus an der Oder, um welches er

mit seinem Bruder Heinrich von Breslau stritt, gegen Geldentschädigung ab. Es ist unbekannt, wie sich Brandenburg und Magdeburg über den Besitz dieses neuen Gebiets geeinigt haben; wir erfahren nur, daß Lebus an die Markgrafen überging, welche in jener Gegend Frankfurt a. d. Oder anlegten.

Im Jahre 1255 erfolgte die Erwerbung der Oberlausitz, welche zu Böhmen gehörte, aber zum Teil schon an Otto III. für die Mitgift seiner Gattin, einer Tochter König Wenzels von Böhmen, verpfändet war. Dadurch wurde die Südgrenze des brandenburgischen Staates bis zum Lausitzer Gebirge vorgerückt.

Der Streit zwischen den Fürsten von Pommern und Pommerellen gab endlich den Anlaß dazu, daß auch das Land auf dem rechten Oderufer, die spätere Neumark oder das „Land über Oder", gewonnen wurde. Polen trat nämlich dieses Grenzgebiet, das es dem Herzog von Pommerellen nicht gönnte, 1260 an Brandenburg ab. Die ersten Anfänge der Kultur hatten dort schon die Tempelherren geschaffen, welche sich einige Jahrzehnte vorher im Lande Küstrin niedergelassen hatten. Gleich ihnen begründeten die Johanniter in jener Gegend Ansiedelungen, und es entstanden auch hier bald zahlreiche Dörfer, die mit deutschen Einwanderern bevölkert wurden. Mehrere Städte der Neumark datieren ihre Entstehung aus jener Zeit; die älteste ist Landsberg a. d. Warthe, das schon 1257 angelegt war, es folgen Königsberg, Bärwalde, Soldin u. a. Auch die Cistercienser kamen ins Land und förderten in gewohnter Weise den Ackerbau. Die neue Erwerbung wurde dadurch gesichert, daß Konrad, ein Sohn Johanns I., sich mit einer Tochter des Herzogs Przemyslaw von Polen vermählte.

Da beide Markgrafen viele Söhne hatten und jeden von ihnen für den Fall ihres Ablebens mit einer Herrschaft bedenken wollten, so vereinbarten sie schon 1258 eine Teilung ihrer Lande, welche jedoch erst 10 Jahre später, nachdem sie selbst inzwischen

gestorben waren, völlig durchgeführt wurde. Dabei scheint die Bestimmung getroffen zu sein, daß nur einer das Amt des Erzkämmerers im Reiche ausüben dürfe. Nachdem das gesamte Gebiet in zwei annähernd gleiche Teile gesondert war, wählte Johann zunächst die Altstadt, Otto die Neustadt Brandenburg als Residenz.

Bekanntlich erscheint zuerst bei der Wahl des Königs Richard von Cornwallis das Recht der Königswahl auf einen engern Kreis von Fürsten, die späteren Kurfürsten, beschränkt. Auch die Askanier haben von Anbeginn kraft ihres Erzamts zu diesem auserlesenen Kreise gehört. Ja, ein Askanier schien mächtig genug, die Hand selbst nach der deutschen Krone ausstrecken zu dürfen. Als Johann I. nach dem Tode Wilhelms von Holland mit anderen Fürsten in Wolmirstedt zusammenkam, um über die Wahl zu beraten, wurde von den Versammelten Markgraf Otto III. in einer Vorwahl als künftiger König bezeichnet, da Ottokar von Böhmen die Wahl abgelehnt hatte. Zu dem Wahltermin nach Frankfurt a. M. ist keiner von den Markgrafen gezogen, sondern sie übertrugen ihre Stimme dem Erzbischof von Trier, der sich nun im Gegensatz zu der englischen Partei für Alfons von Kastilien entschied. Weshalb Ottos Kandidatur fallen gelassen wurde, ist nicht recht klar.

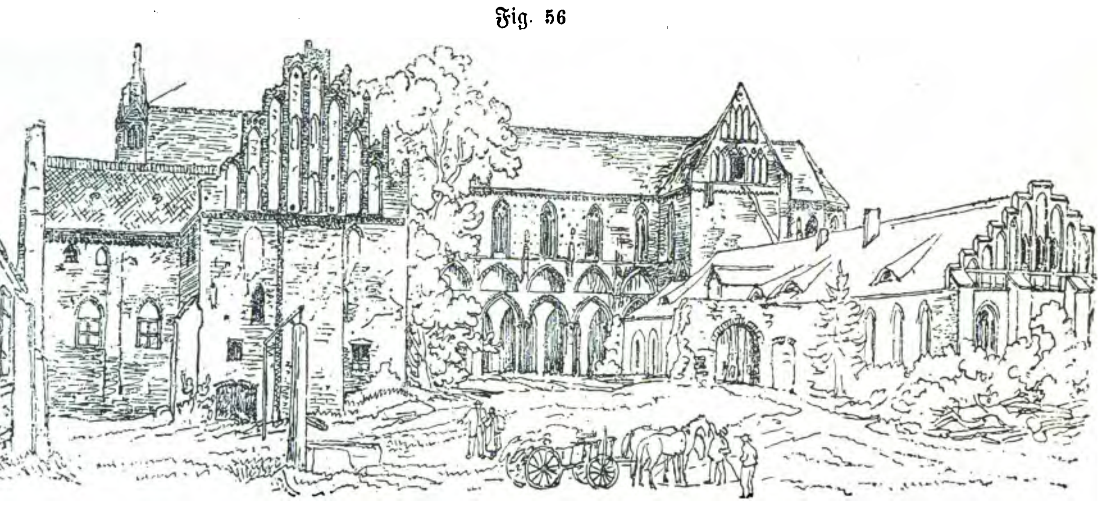
Johann I. ist schon im Jahre 1266 gestorben und im Cistercienser-Kloster Chorin (bei Eberswalde), das er selbst gegründet und reich beschenkt hatte, beigesetzt (s. Fig. 56). Nachdem Otto eine Kreuzfahrt nach dem heidnischen Preußenlande unternommen hatte, auf der er am frischen Haff den heute noch bestehenden Flecken Brandenburg anlegte, ist er 1267 seinem Bruder zu Brandenburg a. d. Havel im Tode nachgefolgt und hat in Lehnin seine Ruhestätte gefunden.

Die Söhne beider Brüder begründeten nun die Linien Stendal, wo Johanns, und Salzwedel, wo Ottos Nachkommen ihren Sitz nahmen. Von Johanns fünf Söhnen starb

der älteste, Johann II., schon 1281, die beiden nächsten führten die Regierung ihres Anteils gemeinschaftlich: Otto IV. mit dem Pfeil († 1309) und Konrad († 1304). Der vierte Sohn, Erich, war zunächst Domherr in Halberstadt und bestieg, wie wir unten sehen werden, 1283 den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg. Sein jüngster Bruder Heinrich I. erhielt anfangs kein Land, gewann aber aus dem Streit, welchen Albrecht der Unartige von Meißen mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann führte, die Mark Landsberg zwischen Mulde und Saale und die Pfalz Sachsen. Diezmann verkaufte 1304 auch die Lausitz an Brandenburg. Noch bei Lebzeiten des Markgrafen Konrad erhielten dessen Söhne Anteil an der Regierung, und bei der vielköpfigen Herrschaft geriet die Mark in die Gefahr innerer Parteiungen, zumal auch die Linie Salzwedel reich an Gliedern war, die mit Landesteilen ausgestattet wurden. Otto III. hatte vier Söhne hinterlassen, von denen jedoch bald nur zwei, Otto V. der Lange und Albrecht III., im Besitz der Herrschaft blieben, da ihr ältester Bruder Johann III. einen frühen Tod im Turnier fand und der jüngste, Otto VI., 1291 ins Kloster Lehnin eintrat. Wohl erzählt die Sage, daß einstmals neunzehn Markgrafen von Brandenburg auf dem Markgrafenberge bei Rathenow versammelt waren und ob ihrer großen Zahl fürchteten, das Land werde zu ihrem Unterhalte nicht ausreichen, aber schon ums Jahr 1305 hatte der Tod die meisten von ihnen dahingerafft, und von der Stendaler Linie waren nur Otto IV. und Heinrich I. (von Landsberg) und deren Neffe Waldemar, von der Salzwedeler Linie Hermann und sein junger Sohn Johann V. übrig.

Unter den letzten Askaniern sind von historischer Bedeutung nur Otto IV. mit dem Pfeil, welcher von 1281—1309 Haupt des Geschlechtes war, und Waldemar, der nach dem Tode Johanns V. von der Linie Salzwedel alle Besitzungen seines Hauses bis auf Landsberg vereinigte. Otto verdankt seinen Beinamen „mit dem Pfeil" den Kämpfen, welche er mit dem Erz-

Fig. 56



Klosterruine zu Chorin. Aus Bergau, Bau- und Kunstdenkmäler Brandenburgs.

bischof von Magdeburg zu führen hatte. Hier war nach dem Tode des Erzbischofs Konrad (1277) eine zwiespältige Wahl erfolgt, indem ein Teil der Domherren den Markgrafen Erich, ein anderer den Grafen Günther von Schwalenberg erwählte. Gegen diesen eröffnete nun Markgraf Otto zu Gunsten seines Bruders die Fehde, wurde aber 1278 bei Frose besiegt und gefangen. Der Erzbischof soll ihn in einen Käfig aus eichenen Bohlen gesperrt und den Bürgern von Magdeburg zur Schau gestellt haben. Endlich erhielt der Markgraf durch Vermittelung einiger Domherren einen Urlaub von vier Wochen, nach dessen Ablauf er entweder 4000 Mark Silbers zahlen oder in die Gefangenschaft zurückkehren sollte. Sein treuer Diener Johann von Buch zeigte ihm einen Schatz, den der alte Markgraf Johann in der Kirche von Angermünde niedergelegt hatte, und aus diesem bestritt Otto das Lösegeld und erlangte die Freiheit. So erzählt wenigstens die Magdeburger Schöppenchronik, deren Abfassung in diesem Teil noch dem 14. Jahrhundert angehört. Manche verlegen den Schatz nach Tangermünde, das in älterer Zeit auch Angermünde heißt, doch mit mehr Recht gehört er nach Angermünde in der Uckermark, wo man noch lange die alte Linde auf dem Kirchhof von St. Marien zeigte, neben welcher in einem Gewölbe der Schatz aufbewahrt sein soll; selbst den Schatzkasten zeigt man noch in der dortigen Sakristei.

Schon im folgenden Jahre begann Otto IV. wieder den Krieg, wurde aber bei der Belagerung von Staßfurt durch einen Pfeil am Kopfe verwundet. Da ihm die Spitze des Pfeiles in der Stirn sitzen blieb und erst nach Jahresfrist entfernt werden konnte, hat man ihm den erwähnten Beinamen gegeben. Schließlich triumphierte in dem Streite um das Erzbistum doch di[e] brandenburgische Sache. Erzbischof Günther wurde vom Papst[e] nicht bestätigt, sein Nachfolger Bernhard entsagte nach einen[m] Jahre, und nachdem dann der erzbischöfliche Stuhl längere Zei[t] erledigt war, wurde Markgraf Erich doch zum Erzbischof er-

wählt. Während von einer Beteiligung des Markgrafen Johann II., des damaligen Hauptes der Familie, an der Wahl Rudolfs von Habsburg nichts bekannt ist, sehen wir nach Rudolfs Tode den Markgrafen Otto IV. für die Wahl Adolfs von Nassau thätig, für welche ihn König Wenzel II. von Böhmen, ein Gegner des Habsburgers Albrecht, gewonnen hatte. Otto war dann auch mit den Markgrafen Hermann und Heinrich I. auf jenem Tage zu Mainz (1298) anwesend, auf welchem Adolf der Krone für verlustig erklärt wurde, und gab einige Wochen später bei der Königswahl zu Frankfurt als Kurfürst dem Herzoge Albrecht seine Stimme. Er hielt anfangs treu zu ihm und unterstützte ihn auch in seinem Kampfe gegen die rheinischen Kurfürsten, nach dessen glücklichem Ausgange er 1302 einen Frieden zwischen dem Könige und Erzbischof Gerhard von Mainz vermittelte. Als dann Otto und Markgraf Hermann den König Wenzel von Böhmen gegen Albrecht unterstützten, wurden sie in die Acht gethan, jedoch 1305 in den mit Wenzel III., dem Sohne des verstorbenen Königs, abgeschlossenen Frieden eingeschlossen. Sie verzichteten damals auf die Mark Meißen, welche ihnen Wenzel II. als Ersatz für ihre Hilfe verpfändet hatte, und wurden durch die Lausitz entschädigt. Nach dem Tode König Albrechts (1308) waren die Margrafen Otto und Waldemar auch als Kandidaten für den deutschen Thron aufgestellt, doch ließen sie sich durch den Erzbischof Heinrich von Köln zur Wahl Heinrichs VII. bewegen, und Waldemar gab demselben, zugleich als Vertreter seines Oheims Otto, in Frankfurt a. M. die Stimme.

Waldemar, der letzte der askanischen Markgrafen, vereinigte noch einmal alle Vorzüge in sich, durch welche mehrere seiner Vorfahren das Emporkommen ihres Geschlechts befördert hatten. Er war zwar klein von Gestalt, aber von gewaltiger Körperkraft, im Kampfe gewandt und in allen ritterlichen Übungen wohl erfahren. Sein Sinn war für äußeren Glanz empfänglich, selbst kostspieligem Aufwand nicht abgeneigt, und mit Vorliebe besuchte

er Turniere, auf denen er seine Geschicklichkeit zeigen konnte. Nachdem Markgraf Hermann 1308 und Otto IV. 1309 gestorben waren, wurde er das Haupt seines Geschlechts und vereinigte fast alle Lande der Linie Stendal, da seinem Oheim Heinrich nur die Mark Landsberg verblieb. Schon die verstorbenen Markgrafen hatten ihre Besitzungen in der Neumark durch die Erwerbung fast des ganzen Herzogtums Pommerellen erweitert, und wenn auch Waldemar einen Landstrich an der Weichsel mit Danzig 1309 an den deutschen Ritterorden abtreten mußte, so rettete er doch ein ausgedehntes Gebiet zwischen Leba und Grabow. Als nach Heinrichs VII. Tode eine zweispältige Wahl eintrat, erklärte sich Waldemar nach längerem Schwanken für Ludwig von Bayern, nachdem er den Anspruch des Markgrafen Hermann, zu Gunsten Friedrichs des Schönen das Kurrecht ausüben zu dürfen, mit Erfolg zurückgewiesen hatte. Seine Ritterlichkeit brachte ihn später in schwere Bedrängnis, aber in den Stunden der Gefahr offenbarte sich sein unentwegter Heldenmut, und der Übermacht seiner Feinde wußte er zwar nicht den Sieg zu entringen, aber er behauptete sich doch im ungeschmälerten Besitz seines Erblandes. Er nahm sich nämlich im Jahre 1315 der Stadt Stralsund an, welche von dem Fürsten Witzlaw von Rügen bedrängt wurde. Dieser fand bei den Königen von Dänemark, Schweden und Polen, den Herzogen von Sachsen-Lauenburg und Braunschweig und vielen anderen weltlichen und geistlichen Fürsten Unterstützung, da die wachsende Macht der Askanier überall mit scheelen Augen angesehen wurde. Selbst einige Vassallen Waldemars, wie die Herren von Alvensleben, Kröchern, Wanzleben u. a. standen mit Dänemark im Bunde. Auf Waldemars Seite traten nur sein Schwager Markgraf Johann von der Linie Salzwedel und die Herzoge von Pommern. Den unmittelbaren Anlaß zur offenen Feindseligkeit bot ei[n] Angriff Waldemars auf das Land Stargard, das durch Beatri[x], eine Tochter Albrechts III., auf den Herzog Heinrich den Löwe[n] von Mecklenburg übergegangen war, aber nach ihrem Tode a[n]

Brandenburg zurückfallen sollte, falls sie keine männlichen Erben hinterließe. Waldemar, der 1315 den Krieg zunächst gegen Mecklenburg begann, konnte die Stadt Woldegk nicht einnehmen und wandte sich dann gegen Neu-Brandenburg, wurde aber 1316 bei Fürstensee von Herzog Heinrich dem Löwen geschlagen, obwohl den Sieg viele Mecklenburger mit dem Leben bezahlen mußten. Als dann Heinrich in die Priegnitz einfiel, kam es in der Nähe von Gransee bei Schulzendorf im August 1316 zu einer zweiten Schlacht. Waldemar, schon gefangen, erhielt nur durch die Tapferkeit der Grafen von Regenstein, Wernigerode und Mansfeld seine Freiheit wieder. Zwar mußte er im Frieden von Templin (1317) das Land Stargard an Mecklenburg abtreten, büßte aber von seinen Erblanden nichts ein. Auch die Besitzungen der Salzwedelschen Linie fielen ihm nach dem Tode Johanns V. zu, ja er erwarb damals von den Herzogen von Schlesien noch die Länder Schwiebus, Züllichau und Krossen. Aber schon am 14. Aug. 1319 starb er, und nun war nur noch ein Sproß von dem zahlreichen Geschlechte der Askanier übrig, Heinrich II. von Landsberg, der nach seines Vaters Heinrich I. Tode unter der Vormundschaft der Herzoge von Sachsen und Pommern regierte. Als auch er im folgenden Jahre im Tode nachfolgte, war das Erbe der Askanier erledigt.

Waldemars Ehe war kinderlos gewesen und über die Nachfolge keine Verfügung getroffen. Es war ein ausgedehntes Gebiet, das Waldemar hinterließ; vom Drömling im Westen reichte es bis zur Netze im Osten, von Friedland in Mecklenburg südwärts über Bautzen und Dresden hinaus. Die im Kriege mit Friedrich dem Freidigen erworbenen Teile der Mark Meißen waren allerdings als Mitgift dessen Sohne Friedrich dem Ernsthaften verrochen, der im Begriff stand eine brandenburgische Prinzeß heiraten, aber obgleich die Vermählung nicht zu stande kam, setzte Friedrich unmittelbar nach Waldemars Tode die bran-enburgischen Besitzungen in Meißen, auch die Städte Torgau id Dresden, die ihm nicht einmal zugesagt waren. Ähnlich

war das Schicksal der übrigen Grenzlande, auch sie wurden eine Beute der Nachbarfürsten. Das meiste Anrecht auf Brandenburg hatte noch Waldemars Witwe Agnes, die als Tochter des Markgrafen Hermann zugleich die Rechte der Salzwedeler Linie geltend machen durfte. Sie nahm auch die Huldigung in der Altmark und einigen Teilen der Mittelmark entgegen und fand einstweilen bei ihrem Vormunde, dem Herzoge Rudolf von Sachsen-Wittenberg, Beistand. Doch bald traten andere Mitbewerber gegen sie auf, zunächst Herzog Heinrich von Schlesien, der mütterlicherseits mit den Askaniern verwandt war. Als sich Agnes noch im Jahre 1319 mit dem Herzog Otto dem Milden von Braunschweig vermählte, verließ Rudolf von Sachsen ihre Partei und maßte sich die Vormundschaft über den minderjährigen Heinrich von Landsberg, der damals noch lebte, an. Dieser hatte in der Neumark Anhänger gefunden, und hier behauptete sich auch nach dessen Tode der Herzog von Pommern-Wolgast, dem wirklich die Vormundschaft über Heinrich zugestanden hatte. Um seinen Ansprüchen mehr Nachdruck zu verschaffen, suchte der Herzog von Schlesien eine Stütze an König Johann von Böhmen und fesselte ihn durch die Zusage der Lausitz und des Landes Lebus an sich. Obwohl zunächst nur die Oberlausitz mit Einwilligung König Ludwigs an Böhmen kam, so erwarb dieses auch später noch das Land Görlitz, das für kurze Zeit an den Herzog Heinrich von Jauer, den Sohn einer askanischen Prinzessin, übergegangen war. Aber auch Rudolf von Sachsen nahm die Lausitz und außerdem die Mittelmark für sich in Anspruch und fand hier auch Anhang. Um die Verwirrung zu vervollständigen, mischte sich noch der Erzbischof von Magdeburg ein und belehnte Friedrich von Meißen mit der Lausitz, da er die Markgräfin Agnes veranlaßt hatte, ihn als ihren Lehnsherrn anzuerkennen. Die Priegnitz und die Uckermark hatten sich unter den Schutz von Mecklenburg gestellt, einige Städte der Uckermark unter den von Dänemark und Pommern. Da sich Agnes so aus dem Lande ihrer Väter verdrängt sah, veranlaßte

sie das Einschreiten des deutschen Königs Ludwig. Auf ihre Anregung eröffnete er auf dem Reichstag zu Nürnberg (März 1323) den Reichständen seine Absicht, die Mark seinem damals erst achtjährigen Sohne Ludwig dem Älteren zu übertragen. In einem daselbst am 4. Mai abgeschlossenen Vertrage gestand er die Altmark dem Herzog Otto von Braunschweig und seiner Gemahlin Agnes auf Lebenszeit zu, wogegen Agnes auf ihr Leibgedinge, nämlich die Städte Berlin, Spandau, Landsberg u. a., verzichtete. Die feierliche Übertragung der Mark Brandenburg samt den zugehörigen Landen und der Würde des Erzkämmerers an Ludwig von Wittelsbach fand am 24. Juni 1324 in Nürnberg statt.

Kapitel 6. Die Wittelsbacher in der Mark.

Der deutsche König war jedenfalls durch Egoismus zur Erwerbung der Mark veranlaßt worden. Um sich gegenüber dem habsburgischen Gegner und seiner Partei zu halten, mußte er seine Hausmacht mehren, da sein Gebiet damals nur klein war. Denn nur Oberbayern gehörte ihm, und sein Bruder, der Pfalzgraf Rudolf, stand auf seiten der Habsburger. Dennoch kann die Mark dem Könige für seine Einmischung nur dankbar sein, da sie sonst ohne Zweifel von den Nachbarfürsten wäre geteilt worden. Zwanzig Jahre lang hat sich Ludwig bemüht, seinem Sohne wenigstens das märkische Hauptland zu sichern, und dies ist ihm schließlich auch trotz der Feindschaft des Papstes und der benachbarten Fürsten gelungen. Von geringer Bedeutung war der Verlust der Mark Landsberg und der Pfalz Sachsen, die nach dem Tode der Witwe des Markgrafen Heinrich II., die König Ludwigs Schwester war, nicht an Anhalt, wie zunächst versprochen war, sondern an Braunschweig übergingen. Schmerzlicher war die Einbuße wichtiger Bestandteile der Mark selbst. So verblieb die Altmark auch nach Agnesens Tode (1328) ihrem Gatten, und Markgraf Ludwig, der die Regierung in der

Mark anfangs unter der Vormundschaft des Grafen Berthold von Henneberg, dann der Grafen Günther von Lindow und Burchard von Mansfeld führte, erhob vergebens dagegen Einspruch. Den Erzbischof von Magdeburg wußte er für sich zu gewinnen, indem er im Vertrage zu Wittenberg 1336 seine eigenen Ansprüche auf einige Orte des Erzstifts, wie die Schlösser Wolmirstedt, Alvensleben und die Grafschaft Billingshöhe aufgab und die Lehnshoheit des Erzbischofs über die Altmark, die Zauche, das Land Lebus und die Lausitz anerkannte. Als es dann mit Braunschweig zum Kriege kam, in welchem Ludwig 1343 bei Gardelegen eine Niederlage erlitt, mußte er sich schließlich doch zum Verzicht auf die Altmark entschließen.

Markgraf Ludwig war trotz seiner Jugend mit Margarete, der Tochter König Christophs II. von Dänemark, vermählt worden. Durch dessen moralische Unterstützung wurde Ludwigs Lage in der Mark anfangs wesentlich erleichtert. Dem Einflusse Dänemarks gab Herzog Heinrich der Löwe von Mecklenburg insoweit nach, daß er sich 1325 verpflichtete, die Priegnitz und die von ihm besetzten Gebiete in der Uckermark gegen Erstattung der von ihm erlegten Pfandsumme herauszugeben. Für letztere überließ man ihm als Pfand die Städte Grabow und Meyenburg, später noch das Städtchen Ahrensberg und das Schloß Strelitz. Sie gingen damit für die Mark verloren, da Ludwig nicht im stande war die Pfandsumme zu bezahlen. Ein gleiches Schicksal hatten die Lande Dömitz und Lenzen, die wenig später an die Grafen von Schwerin verpfändet wurden. Aber die Mittelmark wurde dem brandenburgischen Staate erhalten, da Herzog Rudolf von Sachsen den Teil derselben, welchen er besetzt hatte, 1328 gegen eine Geldentschädigung herausgab. D man letztere nicht sofort zahlen konnte, wurde ihm die Lausi als Pfand auf 12 Jahre überlassen.

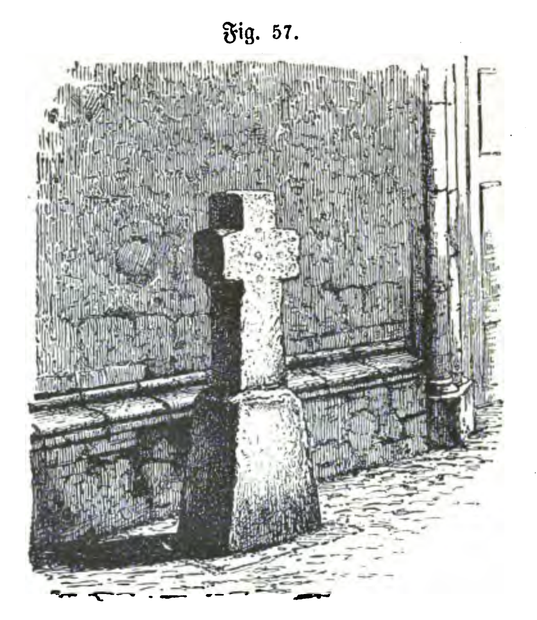
Langwieriger waren die Verhandlungen mit Pommer Von der Uckermark hatte Herzog Wartislaw den Mecklenburger

die Vogteien Prenzlau und Templin nebst der Stadt Pasewalk und außerdem einen Teil des Barnim entrissen und dies vorläufig seinem Schützling, Heinrich von Landsberg, zugewandt. Er behielt diese Lande auch nach Heinrichs Tode, und die Städte Prenzlau und Pasewalk wenigstens erkannten ihn als Schutzherrn an, bis der deutsche König allgemeine Anerkennung gefunden und einen neuen Markgrafen bestellt hätte. Deshalb unterwarf sich schon im Jahre 1324 Prenzlau dem Markgrafen Ludwig, und seinem Beispiele folgte Frankfurt a. O. So ging der von Pommern besetzte Teil der Uckermark und der Rest des Barnim wieder an die Mark über. Doch behielten die Pommern wenigstens die Landschaft Lippehne von der Neumark und wollten auch die Lehnshoheit Brandenburgs über ihr Herzogtum, die der König 1324 bestätigte, nicht anerkennen.

Bevor noch der König von Dänemark einen Schiedsspruch über diese Streitigkeiten fällen konnte, schlossen die Herzoge Otto und Wartislaw von Pommern zu Nakel einen Bund mit dem Könige Wladislaw Lokietek von Polen (1325), wonach alle Eroberungen brandenburgischen Gebiets im Westen der Drage an Pommern, östlich davon an Polen fallen sollten. Damals brach, veranlaßt durch den Bischof Stephan von Lebus, der einem Befehle des Papstes Johann folgte, ein polnisches Heer in die Neumark ein und verübte allerhand Gräuel. Während dasselbe gegen Prenzlau weiterzog, fiel ein zweites Heer ins Land Sternberg ein, wurde aber bei Frankfurt von den Brandenburgern zurückgeschlagen. Viele Flüchtlinge aus der Neumark begaben sich nach Berlin und hetzten durch ihre Berichte die Menge gegen die Anstifter dieses Unheils, die den Wittelsbachern feindliche Geistlichkeit, auf. Zufällig war der Probst Nikolaus von Bernau zum Jahrmarkte nach Berlin gekommen und bei Eberhard, dem Probste von der Marienkirche, abgestiegen. Das aufgebrachte Volk erstürmte die Probstei, ergriff den fremden Priester und schlug ihn mit Knütteln tot. Der Leichnam wurde dann auf dem neuen Markte, wo man in

Eile einen Scheiterhaufen zusammengetragen hatte, verbrannt. Darauf ward über beide Städte, Berlin und Köln, das Interdikt verhängt, welches in der Einstellung aller geistlichen Amtshandlungen bestand. Mit derselben Strafe ward Frankfurt bedacht, dessen Bewohner die Residenz des Bischofs Stephan von Lebus überfielen und Schloß und Kirche sowie die ganze Stadt nieder-

Fig. 57.



Das steinerne Kreuz an der Marienkirche. Aus Ring, Kaiserstadt Berlin.

brannten. Daß sie den Bischof gefangen und ein Jahr im Gewahrsam gehalten hätten, ist erst spätere Erfindung. Erst nach dem Tode des Papstes Johann wurde das über beide Städte verhängte Interdikt aufgehoben (1335) und ihnen eine Buße auferlegt. Zugleich wurde in Berlin an der Stelle, wo der Propst erschlagen war, ein steinernes Kreuz aufgestellt, das sich jetzt neben der Marienkirche befindet (s. Fig. 57). In dieser selbst

wurde ein Altar errichtet, an welchem alljährlich für den Toten Seelenmessen gehalten werden sollten.

Ein Glück für Brandenburg war, daß die Pommern damals ihre Streitkräfte für diesen Krieg nicht völlig verwenden konnten, weil sie auch mit Mecklenburg im Streite lagen. Denn beide erhoben Ansprüche auf Rügen, dessen Fürstenhaus damals erlosch. Schließlich trugen die Herzoge von Pommern ihr Land dem Papste zu Lehen auf. Da dies gegen das Recht des Markgrafen verstieß, so begann der Krieg wieder und wurde erst 1338 auf dem Reichstage zu Frankfurt a. M. durch einen Frieden beendet. Darin verzichtete der Kaiser auf die Lehnshoheit Brandenburgs über Pommern, jenes erhielt aber die Zusicherung des Anfalls von Pommern-Stettin, falls die in diesem Herzogtum regierende Linie erlöschen sollte. Auch mit Polen war es 1333 nach dem Tode des Königs Wladislaw zum Frieden und bald darauf zu einem Bündnisse gekommen.

Neue Wirren wurden für die Mark durch die Vermählung Ludwigs mit der Gräfin Margarete, die man nach ihrem Schlosse Maultasch benannte, heraufbeschworen. Allerdings erwarb Ludwig dadurch Tirol, wo er sich fortan meist aufhielt, und Ansprüche auf Kärnten, aber er zog sich die Feindschaft der Luxemburger zu, welchen Margaretens geschiedener Gatte angehörte. Dadurch entstand ein Krieg mit Böhmen, infolgedessen die Lausitz und ein Teil der Mittelmark verheert wurde. Im Jahre 1345 kam es in Spremberg zu einem Frieden, aber die Ruhe war nicht von Dauer. Der Papst veranlaßte nämlich die deutschen Fürsten zu einer neuen Königswahl, und in dieser ward der Luxemburger, Markgraf Karl von Mähren, zum Gegenkönige erhoben. In der Mark war man damals mit Ludwigs Regierung, die in den Händen des Burggrafen Johann III. von Nürnberg als seines Stellvertreters lag, unzufrieden, da er bei seiner fortwährenden Geldverlegenheit an die Kasse der märkischen Stände große Ansprüche stellte. Als er im Jahre 1345 eine neue Auflage ausschrieb, einigten sich Ritter

und Städte, daß kein Stand aus dem Nachteil des andern für sich Vorteil ziehen wolle, wenn es zur gewaltsamen Eintreibung der Steuer und zur Pfändung kommen sollte. Wenn die Stände es damals auch nicht ausdrücklich sagen, so war doch diese Abmachung gegen die Wittelsbacher gerichtet. Jedenfalls hielten jene einen Kampf für wahrscheinlich, in welchem sie einander beizustehen versprachen.

Der neue König Karl hat sich gegen Ludwig den Bayer nicht behaupten können, da ihm Herzog Albrecht von Österreich seine Hilfe verweigerte, und Ludwig war 1347 entschieden im Übergewicht, als er am 11. Oktober vom Tode überrascht wurde. Schon vorher hatte sich Karl nach Bundesgenossen umgesehen, die er durch das Angebot märkischer Landesteile zu gewinnen suchte. Er konnte von seines Gegners Tod kaum Nachricht haben, da übertrug er schon die dem Markgrafen von Brandenburg zustehende Lehnsherrlichkeit über Mecklenburg-Stargard dem Herzoge Rudolf von Sachsen-Wittenberg, der bei seiner Wahl mitgewirkt hatte, und verlieh ihm wenige Wochen später sogar die Altmark. Eine Eroberung der Mark war schwierig, zumal da Ludwig im folgenden Winter dorthin kam und mehrere Städte durch Geschenke sich geneigt machte. Wie dieser übrigens seine Stellung als Landesherr auffaßte, zeigt sich aus einer Anordnung, die er im Sommer 1348 traf; darin verpfändete er nämlich für eine Schuld von 8500 Mark seinem Schwager Friedrich von Meißen die Hälfte aller Einkünfte der Mark und der Lausitz.

Um jene Zeit erschien am Hofe des Erzbischofs Otto von Magdeburg zu Wolmirstedt ein greiser Pilger, der ihn zu sprechen wünschte und, falls dies nicht anging, wenigstens um einen Becher Weins bat. Als dieser ihm gereicht wurde, warf er einen goldenen Siegelring hinein und sandte den Becher dem Erzbischofe zurück. Derselbe erkannte auf dem Ringe Wappen und Umschrift des Markgrafen Waldemar von Brandenburg und ließ den Pilger vor sich kommen. Dieser gab sich als den

Markgrafen Waldemar zu erkennen und erklärte seine lange Abwesenheit in folgender Weise: er habe wegen der Ehe mit seiner Nichte Agnes Gewissensbisse bekommen und vom Papste, an den er sich in seiner Seelenangst gewendet, nur unter der Bedingung Absolution erhalten, daß er insgeheim sein Land verlasse und eine Pilgerfahrt antrete; erst nach 28 Jahren dürfe er zurückkehren. An seiner Statt sei ein anderer im Kloster Chorin beigesetzt worden. Nicht für sich verlangte Waldemar die Herrschaft in der Mark, er wollte nur seinen Verwandten, den Askaniern, die noch in Sachsen und Anhalt regierten, ihr Erbrecht sichern. Doch der Erzbischof, der seiner Erzählung Glauben schenkte, veranlaßte ihn die Herrschaft selbst in Anspruch zu nehmen und versprach ihm dazu seinen Beistand. So etwa lautet die Erzählung über das Auftreten des falschen Waldemar.

Noch im August 1348 rückten Rudolf von Sachsen, die Grafen von Anhalt und der Erzbischof von Magdeburg in die Mark ein, die Ludwig von Bayern inzwischen verlassen hatte. Sie verbreiteten, daß es nur ihre Absicht sei, Waldemar in den Besitz seines Stammlandes zu setzen. Die Altmark unterwarf sich, Brandenburg und manche andere Städte schlossen sich Waldemar an, wofür er ihnen umfangreiche Privilegien verlieh. Derselbe eilte dann in die Priegnitz und traf hier am 1. Sept. zu Kremmen mit den Herzogen Johann und Albrecht von Mecklenburg, Barnim von Pommern, den Gesandten des Königs Magnus von Schweden und den Grafen von Holstein und von Schwerin zusammen. Nachdem er mit ihnen ein Bündnis geschlossen hatte, durchzog er die Uckermark, welche mit seiner Einwilligung die Pommern besetzten. Nur die Mittelmark Berlin verhielt sich noch ablehnend. Deshalb rückte Walde- : vor die Städte Berlin und Köln, in denen die Wittels- ;er viele Anhänger hatten. Es kam daselbst zu mancherlei heftörungen und sogar zu einer Feuersbrunst, schließlich er- en sich beide Städte noch vor Ablauf des September.

Von Anfang an nahm Karl IV. für Waldemar Partei. Dieser und seine Verbündeten teilten ihm schon am 29. August mit, daß 25 Städte für Waldemar gewonnen seien und ihm bald die ganze Mark zufallen werde. Der König dagegen meldete die Rüstungen, die er damals gegen Ludwig betrieb. Also nicht um die Echtheit Waldemars zu prüfen, sondern als Feind drang Karl im September in die Mark ein und vereinigte sich mit dem Prätendenten und dessen Verbündeten bei Müncheberg. Letztere hatte er kurz vorher mit Gnaden überhäuft, indem er die Fürsten von Mecklenburg zu Herzogen erhob und die von Pommern als reichsunmittelbare Fürsten mit ihrem Lande belehnte. Im Lager von Heinersdorf bei Müncheberg fand dann die Belehnung Waldemars statt. Eine Untersuchung über dessen Echtheit wurde in folgender oberflächlichen Weise angestellt: Der Herzog Rudolf von Sachsen und sein Sohn Rudolf, ferner Herzog Johann von Mecklenburg, Graf Albrecht von Anhalt und einige Herren erklärten, von „Fürsten, Herren, Rittern und Knechten und auch gemeinen Leuten, die den Markgrafen gekannt hätten", erfahren zu haben, daß der vermeintliche Waldemar der echte sei. Es muß auffallen, daß mit der Prüfung von Waldemars Person nur solche Fürsten betraut waren, die von seiner Anerkennung Vorteil hatten; auch nahmen diese es nicht auf ihren Eid, ja sie stellten nicht einmal selbst die Behauptung der Echtheit auf, sondern schoben die Verantwortung dafür andern zu, deren Namen sie nicht einmal nannten. Jedenfalls war der ganze Vorgang wider Gesetz und Brauch.

An demselben Tage überließ der neue Markgraf dem Könige die Niederlausitz, und dieser wiederum übertrug den Fürsten von Sachsen und Anhalt gemeinschaftlich das Recht der Nachfolge in der Mark Brandenburg samt der Kurwürde und der Mark Landsberg. Zwei Tage später ließ sich der Erzbischof von den Herzogen von Sachsen bestätigen, daß nach Waldemars Abgang das Erzstift seine Lehen, also die Altmark und Lebus, zurückerhalten würde, während die Reichslehen an Sachsen fallen sollten.

Von Müncheberg zog Karl mit seinen Verbündeten vor Frankfurt a. O. und belagerte diese Stadt, in welcher sich damals Markgraf Ludwig befand, hob aber nach wenigen Tagen die Belagerung auf, wahrscheinlich aus Furcht vor dem „schwarzen Tode", der damals von der Elbe her nach der Oder vordrang. Indessen blieb Ludwigs Lage äußerst bedenklich, da nur die Neumark und wenige Städte in der Mittelmark, wie Brietzen, Beelitz und Mittenwalde, ihm treu geblieben waren. Dagegen mehrte sich Waldemars Anhang.

Die Wittelsbachische Partei wußte Karl dadurch am empfindlichsten zu treffen, daß sie einen Gegenkönig in der Person des Grafen Günther von Schwarzburg aufstellte, der am 30. Januar 1349 zu Frankfurt a. M. gewählt wurde. Alsbald lenkte Karl IV. ein; zunächst versöhnte er sich mit dem Pfalzgrafen Rudolf, dessen Tochter er heiratete, sodann mit dem Markgrafen Ludwig selbst. Zu Eltville im Rheingau, wo Günther und mit ihm Ludwig von dem Luxemburger eingeschlossen war, kam es am 26. Mai 1349 zu einem Vertrage, in welchem Günther gegen eine Geldentschädigung der Krone entsagte. Ludwig versprach die Reichskleinodien, die er von seinem Vater her noch besaß, an Karl als den rechtmäßigen König auszuliefern und aus seiner Hand die Mark zu Lehen zu nehmen, Karl IV. dagegen, beim Papste die Aufhebung von Bann und Interdikt, dem die Wittelsbacher und ihr Anhang wieder verfallen waren, zu veranlassen. Auch wollte er sich einer Neuwahl unterziehen. Doch das Jahr verging, ohne daß der Vertrag ausgeführt wäre. Inzwischen beredete Ludwig seinen Schwager, den König von Dänemark, zum Einschreiten. Dieser wußte die Pommern der Gegenpartei abwendig zu machen und drang in die Mark ein, ohne sich durch die Mecklenburger, die ihm siegreiche Gefechte lieferten, zurückhalten zu lassen. Da der deutsche König seinen Versprechungen nicht nachkam, so schlossen beide Parteien, allerdings ohne Waldemar selbst in ihre Verabredung mit aufzunehmen, am 2. Februar 1350 zu Spremberg ein Kompromiß, durch welches sie den König von

Schweden zum Schiedsrichter bestellten. Damit war Karl IV. aus seiner maßgebenden Stellung verdrängt; er gab endlich seine abwartende Haltung auf, erinnerte sich seiner Aufgabe als Lehnsherr und ging daran die drohende Zerstückelung der Mark zu verhüten. Als die Fürsten beider Parteien zu Bautzen an seinem Hofe erschienen, warf er den Askaniern vor, daß sie ihre Streitsache dem Schiedsspruch eines fremden Fürsten unterbreiten wollten, und erklärte sich offen für die Wittelsbacher. Nun wurde eine neue Untersuchung über Waldemars Echtheit angestellt, zu welcher allerdings nur Anhänger Ludwigs, wie der Pfalzgraf Ruprecht, der Markgraf Friedrich von Meißen u. a., herangezogen wurden. Dieselben erklärten, „daß sie, wenn sie schwören sollten, ob Waldemar echt oder falsch sei, eher sprechen und schwören wollten, daß er der Markgraf Waldemar, des seligen Markgrafen Konrad zu Brandenburg Sohn, nicht wäre, als daß er es wäre." Dieser Spruch war allerdings nicht rückhaltlos, aber doch noch offener und begründeter als die ursprüngliche Erklärung zu Gunsten Waldemars. Die Schiedsrichter verlangten sodann, daß der König zunächst den Markgrafen Ludwig und seine Brüder mit der Mark belehne und auf einem Tage zu Nürnberg, zu welchem sowohl Ludwig als Waldemar geladen wurden, die endgiltige Entscheidung über Waldemars Echtheit treffe. Schon am 16. Februar fand zu Bautzen die Belehnung der Wittelsbacher statt, und damit wurde der Zustand der Dinge wieder herbeigeführt, wie er vor Waldemars Anerkennung bestanden hatte. Als am 5. April zu Nürnberg weder Waldemar, noch die askanischen Fürsten erschienen, wurden sie, wie ihnen angedroht war, in contumaciam verurteilt. Ludwig traf allerdings auch nicht rechtzeitig ein, kam aber nach wenigen Tagen und wurde vom Könige in einer zweiten Gerichtssitzung für den rechtmäßigen Herrn der Mark erklärt. Schon vorher war an die märkischen Stände der Befehl ergangen, Waldemar zu verlassen und sich Ludwig zuzuwenden. Der König beauftragte noch die Markgrafen

Friedrich und Balthasar von Meißen, dem Wittelsbacher zum Besitz seiner Länder zu verhelfen. Dagegen waren die askanischen Fürsten nicht willens, sich der Entscheidung ihres Lehnsherrn zu fügen. Noch jahrelang mußte Ludwig Krieg führen und manche Stadt belagern, obwohl darin weniger die Bürger als die askanischen Garnisonen Widerstand leisteten. Vorteilhaft für Ludwig war der Übertritt des Grafen Ulrich von Lindow, der ein Schwager der Fürsten von Anhalt war, noch wertvoller derjenige der Herzoge von Mecklenburg. Noch im Laufe des Jahres 1351 sah sich Waldemar auf die Uckermark beschränkt, sonst blieben ihm nur wenige Städte der Mittelmark, wie Brandenburg, treu.

Im Dezember 1351 schloß Ludwig zu Luckau mit seinen Stiefbrüdern Ludwig dem Römer und Otto einen Vertrag, durch welchen er beiden die Mark überließ und sich Oberbayern und Tirol vorbehielt. Auch die Kurwürde ging später auf Ludwig den Römer über, der seinen Beinamen wohl deshalb führt, weil er erst nach der zu Rom erfolgten Kaiserkrönung seines Vaters geboren war. Er war den märkischen Verhältnissen nicht fremd, da er schon vorher am Kriege gegen Waldemar teilgenommen hatte. Weil er bei dem wechselnden Waffenglück nicht Herr seiner Feinde werden konnte und wegen der ewigen Geldnot von seinen Vasallen so abhängig wurde, daß er sich z. B. in der Neumark ein Kuratorium aus ihrer Mitte gefallen lassen mußte, so bemühte er sich durch allerdings große Opfer die Askanier und ihre Bundesgenossen zu gewinnen. Er überließ den Herzogen von Pommern Teile der Uckermark, wie Angermünde und Pasewalk, und gab dem Herzoge von Sachsen-Wittenberg als Pfand für die versprochene Geldentschädigung die Herrschaft Zossen.
n opferten auch die Fürsten von Anhalt ihren Schützling. Sie
rden mit 10000 Mark Silbers abgefunden und veranlaßten
55 Waldemar, allen Anspüchen auf die Mark zu entsagen. Der-
e fand Zuflucht in Dessau und ist hier auch in der fürst-
chen Gruft beigesetzt, als er im Jahre 1357 starb. Man hat

darin einen Beweis für seine Echtheit finden wollen, doch konnten die Askanier ihn nicht gut für einen Betrüger erklären, da sie sich damit selbst der Mitschuld bezichtigt hätten. Die Person des falschen Waldemar bleibt noch immer in ein rätselhaftes Dunkel gehüllt, doch kann er unter keinen Umständen für echt gelten.

Obwohl die Mark während der langwierigen Kriege viel gelitten hatte und unerschwingliche Summen, so noch zuletzt für die askanische Partei 40 000 Mark Silbers = $1^1/_2$ Mill. Reichsmark, hatte aufbringen müssen, sollte sie auch jetzt nicht zur Ruhe kommen. Es ist ja nicht nachzuweisen, daß Karl IV. schon damals den Plan gefaßt hat, die Mark für sein Haus zu erwerben, aber von Anfang an lag ihm viel daran, ihre Vereinigung mit Bayern zu verhüten. Daß er auf dessen Schwächung fortwährend bedacht war, kann man auch daraus ersehen, daß er die Kurwürde nicht Ludwig dem Ältern ließ, der sie sich ursprünglich vorbehalten hatte, sondern in der Goldenen Bulle der Mark, also Ludwig dem Römer zusprach. Bei seinen Plänen gegen das Haus Wittelsbach kam ihm die innerhalb desselben damals ausbrechende Zwietracht sehr zu statten. Als Ludwig der Ältere 1361 starb und sein Sohn Meinhard ihm bald darauf im Tode folgte, bemächtigte sich Herzog Stephan von Landshut Oberbayerns, obwohl dieses nach dem Vertrage von Luckau hätte an die Markgrafen von Brandenburg fallen müssen. So wurden diese ihren bayrischen Verwandten entfremdet und gingen nun bereitwillig auf Karls Vorschlag, die Mark auf das Haus Luxemberg zu vererben, ein. Da Ludwig der Römer keine Kinder hatte und Otto, damals erst 16 Jahre alt, noch unvermählt war, so war das Aussterben des märkischen Zweiges der Wittelsbacher nicht unwahrscheinlich. Deshalb bot die Erbverbrüderung, welche Ludwig der Römer im März 1363 zu Nürnberg mit Karl abschloß, für diesen große Vorteile. Danach sollte nämlich, falls die Wittelsbacher in der Mark ausstürben, zunächst Wenzel, des Kaisers Sohn, eventuell ein Bruder Karls nachfolgen. Der Kaiser er-

langte die Zustimmung der Kurfürsten zu diesem Abkommen und nahm die Huldigung der märkischen Stände entgegen. Um Otto seinem Hause noch fester zu verbinden, vermählte er ihn 1366 mit seiner Tochter Katharina. Als in demselben Jahre Ludwig der Römer starb, wurde Otto Kurfürst und alleiniger Inhaber der Mark. Allerdings war er so schwach, die Regierung, welche vorher schon der Erzbischof von Magdeburg geführt hatte, dem Kaiser auf 6 Jahre zu überlassen. Aber Karls Streben ging weiter; ihm genügte es nicht, daß er den an Meißen verpfändeten Rest der Lausitz schon jetzt mit seinem Anteil vereinigen und so ein neues Land der Krone Böhmen hinzufügen konnte, ihm lag es daran, so schnell als möglich die Alleinherrschaft in der Mark zu erwerben, da der Besitz der Kurstimme für die künftige Königswahl von der höchsten Bedeutung war. Auch hatte er ein Interesse, das bayrische Herrscherhaus, das damals zu dem vereinigten Reiche der Ungarn und Polen in Beziehungen trat, nicht mächtiger werden zu lassen. Denn seine Politik drohte zu scheitern, die Erbverbrüderung schien wertlos, als sich Markgraf Otto, auf welchen damals der verständige Nikolaus von Bismarck Einfluß gewann, wieder seinen bayrischen Verwandten zuneigte.

So verlangte denn Karl auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1370 von Otto die Abtretung der Mark. Als dieser ablehnend antwortete, stand der Krieg bevor. Während sich die Wittelsbacher Otto, Stephan von Bayern und Ruprecht von der Pfalz unter einander und mit Ungarn verbanden, zog Karl die Herzoge von Mecklenburg, Sachsen-Lauenburg und Pommern auf seine Seite. Schon 1371 kam es zur Eröffnung der Feindseligkeiten, wobei besonders Stephans tapferer Sohn Friedrich den Luxemburgern die in die Mark einfielen, Widerstand leistete. Der Kaiser aber, der gewöhnt war, seine Erfolge mehr seiner diplomatischen Gewandtheit als der Gewalt der Waffen zu verdanken, schloß bald einen Waffenstillstand. Erst als er sichere Kunde hatte, daß der ungarische König sein Land

wegen eines drohenden Krieges mit Venedig und wegen der Einfälle der Türken nicht verlassen konnte, drang er im Frühjahr 1373 mit einem Heere selbst in die Mark ein und zwang seinen Schwiegersohn am 15. August zum Vertrage von Fürstenwalde. Darin verzichtete Otto auf die Mark gegen eine Geldzahlung von 500 000 Goldgulden oder 150 000 Mark Silbers, eine auffallend hohe Summe, da die Einkünfte Brandenburgs nur 6500 Mark Silbers betrugen. Otto zog sich nach Bayern zurück und starb dort im Jahre 1379 ohne Erben. Die Mark aber erhielt ein neues Herrscherhaus, die Luxemburger.

Sie hatte in den letzten Jahren von Freund und Feind wieder viel zu leiden gehabt, und nicht vereinzelt war der Überfall, dessen Ziel die Altmark im Jahre 1372 war und der uns in einem alten Volksliede geschildert wird. Eine zu Stendal aufbewahrte Urkunde berichtet zugleich, daß damals die Grafen von Wernigerode, Regenstein, Erxleben u. a. von den Bürgern Stendals bei Merize gänzlich geschlagen wurden. Wir geben hier eine ziemlich wortgetreue Übersetzung des plattdeutschen Liedes:

Herr Busse von Erxleben sich vermaß
wohl auf dem Hause, wo er saß:
„Wär ich fünfhundert Mannen stark,
ich wollt' so viele Kühe holen
wohl dorther aus der Alten Mark“.

„Wüßt ich, wer Führer wollte sein
wohl zu der Alten Mark hinein,
ein Pferd wollt' ich ihm geben“.
„Ein Pferd möcht ich verdienen“,
sprach Gebhard von Rundstedte.

„Ich wollt' sie führen in reiches Land,
das unberaubet und unverbrannt,
wo ist soviel zu nehmen,
wir haben so viele starken Mannen,
wer wollte uns das wehren?“

Zu der Hagemühle zogen sie hin,
Badingen fiel von Anbeginn,
dazu auch Schäpelitze.
Klöden darauf umgingen sie
und zogen nach Garlippe.

Doch Badingens Schulz kam ihnen zuvor,
er ritt nach Stendal vor das Thor:
„Wohl auf! ihr stolzen Bürger alle,
wollt ihr noch weiter müßig sein,
so behalten wir keine Kuh im Stalle".

Die Bürger von Stendal waren so stolz,
sie zogen nach Deetz wohl hinter das Holz,
sie wollten sich nicht lassen schauen,
das beweinte später Busses Weib
und manche andern stolzen Frauen.

Sie zogen gen Breensal wohl hinter den Berg,
da hielten sie dick gleich wie ein Schwarm
mit Kühen und mit Schafen.
Ehe der Tag zum Abend ging,
mußten sie sie alle lassen.

Die Bürger schlugen Bussen auf den Kopf.
dazu auf seinen Waffenrock
und auf seine Pickelhaube,
da sah man manchen stolzen Mann
wohl aus der Altmark fliehen hindann.

Werner von Kalbe, der gute Mann,
der ritt die Feinde so feste an,
er griff wohl nach dem Schwerte:
„Wer nun ein ehrlich' Mann will sein,
der steche tot die Pferde!"

Werner von Kalbe war in der Mitten,
er wurde wohl durch und durch geritten,
das war der größte Schade,
den die von Stendal haben genommen.
Gott gebe ihm seine Gnade!

Kapitel 7. Die Zeit der Luxemburger.

Der Anschluß an das Haus Luxemburg, dessen Lande von der Donau bis zur Lausitz reichten, war in gewisser Beziehung für die Mark segensreich. Obwohl sie für des Kaisers Sohn Wenzel bestimmt war, der im Oktober 1373 nebst seinen Brüdern die Belehnung empfing, so führte Karl doch wegen der Minderjährigkeit seines Erstgeborenen die Regierung. Er hielt sich oft in der Mark auf und residierte meist in Tangermünde. Auf der dortigen Burg hatten schon die Askanier zuweilen Hof gehalten, jetzt schlug Karl hier seinen Sitz auf, nachdem er jene vollständig umgebaut hatte. Während ein großer Teil dieses Schlosses bei der Beschießung durch die Schweden (1640) zerstört ist, hat sich noch der 70 Fuß hohe Kapitelsturm aus jener Zeit erhalten; derselbe wird jetzt als Speicher benutzt. In der Schloßkapelle zu St. Johann errichtete der Kaiser ein Domstift und verlieh diesem die St. Stephanskirche, die er auch verschönert haben soll. Er förderte ferner die Schiffbarkeit von Oder und Elbe und wollte Tangermünde zu einem Handelsplatz an der Elbe umschaffen, wie ein solcher in Frankfurt an der Oder schon bestand. Für die märkischen Städte wäre es von unschätzbarem Vorteil gewesen, wenn der Handel aus den reichen Landen Böhmen und Schlesien seinen Weg dauernd durch die Mark genommen hätte. Karl benutzte seine königliche Macht, um sich an Lübeck einen Stapelplatz an der Ostsee zu schaffen. Die deutschen Küstenländer an der Ostsee standen unter seinem Einfluß, und demütig erkannten die Herzoge von Mecklenburg und Pommern seine Oberhoheit an, ja erstere gaben sogar manche Plätze in der Priegnitz und Uckermark heraus. Karl suchte die Grenzfehden abzustellen, durch welche die öffentliche Sicherheit in der Mark so sehr gelitten hatte. Auch trat er der sittlichen Verwilderung seiner neuen Unterthanen entgegen, indem er ohne Nachsicht Mord und Diebstahl verfolgte

und dem Gesetze zur Anerkennung verhalf. Die Zufriedenheit mit seiner Regierung veranlaßte die märkischen Stände, den Vorschlag des Bischofs Dietrich von Brandenburg anzunehmen, nämlich daß die Mark mit der Krone Böhmen in Union trat. Dabei nahm der märkische Adel seine Güter von Böhmen zu Lehen.

Ein beredtes Zeugnis von Karls Fürsorge giebt das Landbuch der Mark, das 1375 entstanden ist und eine Übersicht der zur Mark gehörigen Schlösser, Städte und Dörfer nach Umfang, Ertrag und Belastung enthält. Dieselbe beruht auf den eigenen Angaben der Besitzer, denen der Verlust ihres Gutes angedroht war, wenn sie irgend ein Besitztum verschwiegen. In der Mittelmark reisten kaiserliche Beamte durch die einzelnen Ortschaften und stellten mit Hilfe des Landvogts die Erhebung an. Genauer sind die Register in der Altmark angelegt, wo die Landreiter für die Dorfschaften ihres Beritts die Übersicht aufstellten. Die Beamten mußten den Besitztitel des gegenwärtigen Inhabers prüfen und das Besitzrecht bis in die Zeit vor dem Auftreten des falschen Waldemar feststellen. Denn der Kaiser wollte Veräußerungen landesherrlichen Eigentums nur anerkennen, wenn sie in rechtsgültiger Weise erfolgt waren. Schwerlich hat diese peinliche Rechtsauffassung die Sympathien für die Luxemburger bei dem märkischen Adel vermehrt, denn selbst für den loyalen Ritter war diese Kontrolle lästig und unerhört.

Auf alle Fälle war ein Rückschritt gegenüber der Zeit der Askanier auch unter Karl IV. nicht zu verkennen. Während die Mark früher die Aufgabe erfüllt hatte, dem deutschen Volkstum als Hort gegenüber den slawischen Nachbarreichen u dienen, war sie jetzt nicht allein an Gebiet verkleinert, sondern auch ein Anhängsel eines halbslawischen Reiches geworden. Von dem bevorstehenden Ableben des Kaisers durfte sie jedoch die Wiederherstellung ihrer Selbständigkeit erwarten, denn sie war Karls zweitem Sohne Siegmund zugedacht, während Wenzel

außer der Kaiserkrone Böhmen und Schlesien, der jüngste, Johann, einen Teil der Lausitz und die Neumark erhalten sollten.

Siegmund war bei des Vaters Tode erst zehn Jahre alt; obwohl er seine früheste Kindheit in Tangermünde verlebt hatte, fühlte er sich zur Mark nicht hingezogen. Er ging zunächst nach Prag und siedelte 1380 nach Ofen über, da ihm König Ludwig von Ungarn und Polen die Hand seiner Tochter Maria zugedacht hatte. Zwei Jahre später fand die Verlobung statt, und als Ludwig unmittelbar darauf starb, war des jugendlichen Siegmund ganzes Streben auf die Erwerbung einer Königskrone gerichtet. Ludwigs Absicht war es gewesen, dem Gatten seiner ältesten Tochter Polen zuzuwenden, während die jüngere, die er schon als Kind mit dem Herzoge Wilhelm von Österreich vermählte, die Krone von Ungarn erhalten sollte. Damit wäre das Schicksal Brandenburgs wesentlich umgestaltet worden. Wie ein Jahrhundert später Westpreußen an Polen überging und viel von seiner deutschen Nationalität einbüßte, so wäre nun Brandenburg eine Provinz des großen polnischen Reichs geworden. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Polen erklärten sich für Hedwig und nötigten sie, sich von dem ihr teuren Gatten zu trennen und ihre Hand dem Großfürsten Jagiello von Litauen zu reichen, der nach seiner Taufe den Namen Wladislaw annahm. In Ungarn aber führte die Königin Elisabeth die Vormundschaft über ihre Tochter Maria, und Siegmund blieb auch nach seiner Vermählung ziemlich einflußlos, da das Land von dem Palatin Nikolaus von Gara verwaltet wurde. Die unzufriedenen Elemente in Ungarn riefen dazu noch den König Karl von Neapel herbei und setzten 1385 dessen Erhebung auf den ungarischen Thron durch. Derselbe wurde allerdings nach wenigen Monaten ermordet, aber die Königin Mutter büßte ihren Anteil an diesem Verbrechen mit dem Tode, Maria ward gefangen gesetzt, und Siegmund mußte erst ein Heer zu ihrer Befreiung sammeln. Der Anschlag

gelang, und Siegmund sah endlich 1387 die Königskrone auf seinem Haupte.

Um die nötigen Geldmittel für seine Rüstungen aufzubringen, hatte er 1385 die Altmark und Priegnitz an seine Vettern Jost oder Jodocus und Prokop von Mähren verpfändet. Als seine Brüder damit unzufrieden waren, überließ Siegmund die Mark an Wenzel, welcher seinen Bruder Johann zum Statthalter ernannte. Jost hatte den König auf seinem Zuge nach Ungarn begleitet und die von diesem dort eroberten Gebiete diesseits der Waag zugesichert erhalten. Um dieselben nun für das ungarische Reich zu gewinnen, wies Siegmund seinen Vetter Jost wiederum auf die Mark an, welche ihm Wenzel gegen anderweitige Entschädigung überließ. Johann behielt die Neumark, die beiden Markgrafen von Mähren aber kamen in den Pfandbesitz der Alt- und Kurmark für die Summe von 565 000 Goldgulden (etwa 6 Mill. Reichsmark). Sie sollte ihnen samt der Kurwürde erblich zufallen, wenn sie nicht innerhalb fünf Jahren eingelöst würde. Damit war eine Teilung der Mark eingetreten. Die Stände waren allerdings bei diesem Handel befragt, hätten aber durch ihren Widerspruch denselben nicht hindern können.

Jost, sonst ein Mann von wissenschaftlicher Bildung und politischer Einsicht, dem es nicht an Thatkraft fehlte, entbehrte leider jedes sittlichen Kerns und aller Konsequenz; sein Hauptfehler aber war die Geldgier. Wie schon Siegmund, so betrachtete vornehmlich er die Mark als eine Geldquelle, die leider dem Versiegen nahe war. Denn seit den Verleihungen der einträglichsten Rechte und Steuern an die Stände waren die Einkünfte des Landesherrn sehr zusammengeschmolzen. Viele Orte hatten sich von der Orbede, einer festen stehenden Abgabe, losgekauft, manche sogar von der Zahlung der allgemeinen Landbede. Städte und Adel hatten vielfach das Münzrecht, Zölle und den größten Teil der Einkünfte aus der Rechtspflege erworben.

Siegmund wußte 1393 noch zu verhindern, daß die Mark auf Jost endgiltig überging, er erwarb auch nach dem Tode seines Bruders Johann (1396) nochmals die Neumark, aber als er nach der Niederlage bei Nikopoli nicht mehr daran denken konnte die Pfandsumme aufzubringen und sein Ansehen auch in Böhmen gelitten hatte, suchte sich Jost auch wider Siegmunds Willen die Mark zu sichern. Er ließ sich 1397 von König Wenzel damit belehnen und zugleich die Kurwürde nebst dem Amte des Erzkämmerers übertragen. Doch ist er in Wirklichkeit nicht in den Kreis der Kurfürsten aufgenommen, vielmehr bezeichnete sich Siegmund noch wie vor als Erzkämmerer des Reiches und nahm bei einer späteren Gelegenheit mit Erfolg die Kurwürde für sich in Anspruch. Im Jahre 1402 bot dieser dem deutschen Orden die Neumark zum Kaufe an, nicht um sie vor den gierigen Händen des Polenkönigs zu bewahren, sondern weil der Orden besser zahlte als der polnische Nachbar. Für den Ritterorden war die Neumark besonders wertvoll, weil sie ihm die Verbindung mit dem deutschen Reiche sicherte, ohne die der wünschenswerte Zuzug neuer Ritter erschwert worden wäre.

Der Überrest der Mark war inzwischen lediglich als Pfandobjekt behandelt worden. Im Jahre 1393 waren dem Markgrafen Wilhelm von Meißen die Städte Brietzen, Beelitz, Mittenwalde, Trebbin und Saarmund für ein Darlehn von 12 000 Goldgulden verpfändet. Als diese Summe dann bald auf 40 000 Schock Groschen stieg, übertrug Jost dem Markgrafen die Statthalterschaft in der Mark und wies ihm deren Erträge als Zins für sein Darlehen zu. Vergebens protestierten dagegen die märkischen Stände. Jost achtete ihre Beschwerde nicht, sondern verpfändete oder verkaufte Schlösser und Gerechtsame an den einheimischen Adel, der in jener Zeit zur Herrschaft in der Mark kam. Während einst Karl IV. gegen die räuberischen Stellmeiser energisch aufgetreten war, verhielt sich Jost gegenüber dem Adel, welcher die Städte brandschatzte, unberechtigte Zölle erhob und auf eigene Hand selbst mit den Nachbarfürsten

Krieg führte, völlig unthätig. Wir finden die berühmtesten Geschlechter der Mark an jenen Raubzügen beteiligt, so die Edlen Herren von Putlitz, die Bredow und Rochow in der Mittelmark, die Alvensleben und Schulenburg, vor allen aber die Quitzow in der Altmark. Von ihren festen Burgen plünderten die Edelleute die Handelszüge und zwangen die Städte und geistlichen Stifter durch Tributzahlungen ihre Herden zu retten.

Das feste Schloß von Plaue, das westlich von Brandenburg an der Havel gelegen, sich im Besitz das Landeshauptmanns der Mittelmark, Lippold von Bredow, befand, hatte Jost ursprünglich dem Erzbischof von Magdeburg zugedacht, der alte Rechte darauf hatte. Als dagegen die Stände protestierten, kam es zu einem Kriege mit dem Erzstift, der nach kurzer Unterbrechung im Jahre 1391 mit neuer Glut entbrannte. Bei der Belagerung der Feste Milow bei Rathenow wurde der Landeshauptmann vom Grafen Johann von Barby, der auf Schloß Jerichow saß, gefangen und erhielt erst nach Jahresfrist seine Freiheit durch Vermittlung des Königs Wenzel, den man zum Schiedsrichter berufen hatte. Die Fehde mit Magdeburg nahm aber ihren Fortgang. Wenige Jahre später eroberte der Erzbischof die Stadt Rathenow, plünderte sie und gab sie erst nach längerer Zeit zurück. Im Jahre 1399 erfolgte dann ein Einfall magdeburgischer Lehnsleute in die Altmark; vergebens suchten die Bürger der Stadt Brandenburg ihnen beim Dorfe Marzahn entgegenzutreten, sie wurden geschlagen, und die Stadt mußte schwer büßen. Erst nach einem Siege der Brandenburger kam es im folgenden Jahre zum Frieden. Was der Nachbar verschont hatte, das vernichtete bald darauf der einheimische Adel. Lippold von Bredow hatte im Jahre 1399 sein Amt als Landeshauptmann niedergelegt und mit dem Erzbischof zu Kalbe einen Vertrag geschlossen, in welchem er sich mit ihm gegen die Mark und seinen Landesherrn Jost verband und Plaue gegen gebührende Entschädigung auszuliefern versprach. Als die Zahlung unterblieb, überließ er seinem Schwiegersohn Hans von

Quitzow das Schloß Plaue als Unterpfand für die verheißene Mitgift. Hansens älterer Bruder Dietrich erwarb damals durch Kauf von Jost selbst das feste Schloß Friesack, obwohl es eigentlich den Herren von Schlieben zukam. Im Jahre 1402 unternahm Dietrich im Bunde mit den Herzogen von Pommern, den Grafen von Lindow und Ruppin und dem Erzbischofe von Magdeburg einen Zug gegen das Städtlein Strausberg, das eben erst vom Herzoge von Mecklenburg-Stargard verheert war, und brannte es völlig nieder. Eberswalde entging nur durch einen Sonderfrieden demselben Schicksal und mußte aus dem märkischen Städtebund austreten. Mehr als 20 Dörfer sind damals auf dem Barnim verbrannt worden, und manche von ihnen haben sich nie wieder aus der Asche erhoben. Allerdings gelang es dem Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard, den Jost zum Statthalter in der Priegnitz bestellt hatte, mit Hilfe der Bürger von Spandau Dietrich von Quitzow in der Nähe des Thürberges bei Trebbin gefangen zu nehmen, aber die Folge war ein Einfall der Magdeburger in die Altmark. Der Bischof Johann von Lebus, den Jost zum Hauptmann der Mittelmark ernannt hatte, legte nun sein Amt nieder, da er dem Unwesen nicht steuern konnte.

Wie erwähnt, fiel der Erzbischof von Magdeburg im Einverständnis mit Hans von Quitzow in die Altmark ein. Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard eilte mit märkischen Rittern und Städtern dem Feinde entgegen und errang im November 1402 im Walde zu Wernitz bei Brandenburg den Sieg. Markgraf Jost, der endlich einmal 1403 nach der Mark kam, setzte den Grafen Günther von Schwarzburg, den Vater des Magdeburger Erzbischofs, zum Statthalter ein, hatte aber so wenig Verständnis für die Ursachen der öffentlichen Unsicherheit, daß er Dietrich von Quitzow wieder freiließ. Ihm kam es nur darauf an, sich von den Ständen Geldmittel zur Einlösung der Mark aus den Händen des Markgrafen von Meißen zu verschaffen. Dietrich aber erwies seinem Landesherrn die gebührende Achtung, indem er dessen Statthalter an der Elbe bei Tanger-

münde überfiel und ihn seines Gepäckes beraubte. Als Günther sich nun beeilte sein gefährliches Amt niederzulegen, erhoben die Städte Berlin und Frankfurt Hans von Quitzow zum Hauptmann der Mittelmark und übertrugen seinem Bruder Dietrich die Führung eines Heeres gegen die Pommern. Man erstürmte wiederum Strausberg, das von den Feinden besetzt war, und das Schloß Bötzow (Oranienburg), doch zur völligen Vertreibung der Pommern kam es nicht. Die Quitzow beuteten ihre amtliche Stellung nur in ihrem eigenen Interesse aus und erwarben immer mehr Burgen. Sie führten in einem Teile der Mark wirklich das Regiment, ohne von Jost anerkannt zu sein.

Dem märkischen Statthalter Johann von Mecklenburg-Stargard bereiteten die Quitzow ein noch schlimmeres Schicksal als früher dem Schwarzburger. Obwohl sie ihm freies Geleit nach Berlin gegeben hatten, überfielen sie ihn im Jahre 1407 bei Liebenwalde und schleppten ihn nach Plaue. Als er dann im Februar des folgenden Jahres als Bauer verkleidet die Flucht wagte, verfolgte ihn Hans und fiel unterwegs über die Bürger von Brandenburg her, die dem Herzoge, von dessen Flucht sie wußten, entgegengezogen waren. Als der Herzog keine Möglichkeit zum Entrinnen sah, mußte er sich wieder als Gefangener stellen und wurde erst ein Jahr später, als Hans von Quitzow in die Hand seines Bruders Ulrich von Mecklenburg gefallen war, gegen diesen ausgetauscht.

Das Einvernehmen der Quitzow mit der Stadt Berlin hatte nicht lange gedauert. Diese hatte nämlich von Jost gegen eine Geldzahlung den Pfandbesitz des Köpenicker Schlosses erworben und erhob dort einen Zoll. Dietrich versuchte sich nun im Jahre 1407 nicht allein der Stadt Köpenick, sondern auch des Schlosses zu bemächtigen und kam dadurch mit seinen bisherigen Verbündeten in Konflikt. Er verzichtete dann wenigstens auf die Stadt, aber das Schloß wollte er nicht herausgeben, und schließlich kam es zu einer Fehde mit Berlin ums Jahr

1410. Jost hatte zwei Jahre vorher der Mark wieder seinen Besuch abgestattet, und da der Adel mit dem Gelde kargte, trug der Landesherr kein Bedenken, feste Schlösser, ja ganze Städte an ihn zu verkaufen oder zu verpfänden. So kam die Stadt Rathenow an Dietrich, Strausberg an Hans von Quitzow, Potsdam an Wichart von Rochow, Lenzen an Gans zu Putlitz, Angermünde an Arnim u. s. w. Wenigstens in seiner amtlichen Stellung bestätigte Jost den Hans von Quitzow nicht, sondern er ernannte 1409 den Herzog Swantibor von Pommern-Stettin zu seinem Stellvertreter und übertrug die Hauptmannschaft in der Altmark und Priegnitz dem Gans zu Putlitz. In Wirklichkeit behaupteten sich aber die Quitzow in ihrer Machtstellung, und man kann füglich das erste Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts als die Herrschaft der Quitzow in der Mark bezeichnen. Wie souveräne Herren führten sie 1407 Krieg mit Meißen und zwei Jahre später mit dem Kurfürsten von Sachsen.

Endlich brachte der Tod des Königs Ruprecht von der Pfalz in den allgemeinen Verhältnissen Deutschlands eine Veränderung hervor, weiche auch der Mark Brandenburg zu Gute kam. Die deutschen Fürsten begehrten wieder einen König aus dem Hause Luxemburg, das unstreitig das mächtigste im Reiche war. Doch mochten sie nicht wieder zu Wenzel, der 1400 abgesetzt war, zurückkehren, weil dann viele Regierungshandlungen König Ruprechts ungültig geworden wären. Auch für Siegmund von Ungarn zeigten sie geringe Neigung, sie entschlossen sich vielmehr in ihrer Mehrzahl für Jost von Mähren, der für einen der reichsten Fürsten galt. Zur Wahl wurde der 1. September 1410 ausersehen.

Wie der fränkische Ritter Ludwig von Eyb erzählt, war kurz vorher am Hofe des Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg der Ritter Ernfried von Seckendorf erschienen und hatte sein Befremden darüber ausgesprochen, daß der Burggraf, um die durch den Krieg gegen die Reichsstadt Rothenburg entstandenen Schulden zu decken, seinen Hofhalt in übertriebener

Weise eingeschränkt habe. „Friedrich wäre ein junger Fürst, geraden und starken Leibes, auch mit guter Vernunft versehen. Man sollte ihn fortsenden, sonst würde aus ihm nicht mehr als ein Hasenjäger. Als die Räte fragten, wohin sie ihn senden sollten, gab Herr Ernfried zur Antwort, er wüßte jetzt im Reiche keinen Platz, denn bei König Siegmund von Ungarn; der wäre wohlwollend gegen Fürsten, die ihm dienten, und jetzt auch der Dienste bedürftig, da er mit etlichen seiner Landsleute in Ungarn im Kriege läge. Kurz, Herr Ernfried ward beauftragt darüber mit dem Könige zu verhandeln, worauf er gern einging und bei dem Könige soviel erreichte, daß dem Burggrafen Friedrich ein Sold und Dienstgeld versprochen und er darauf zum Könige geschickt wurde. Der Burggraf hielt sich bei dem Könige und seinen Machthabern so, daß ihm der Krieg gegen des Königs Feinde anbefohlen wurde. Damit er ein Auskommen hätte und seinen Sold erhielte, wurden ihm 80000 ungarische Gulden auf das Ländlein, genannt die Schütt, verschrieben." So kam Burggraf Friedrich in Siegmunds Dienste und betrat den Pfad, der ihn und sein Haus, die Hohenzollern, auf den Gipfel der Macht und des Ruhmes führen sollte.

Siegmund beauftragte den Burggrafen mit seiner Vertretung bei der Königswahl, wobei er jedoch nicht als Gesandter Ungarns erscheinen, sondern die Kurstimme Brandenburgs führen sollte. In Frankfurt a. M. erhielt er aber nur als Gesandter Ungarns Einlaß. Außer ihm waren die vier rheinischen Kurfürsten daselbst eingetroffen. Zu den Fehlenden gehörte auch Jost von Mähren, der wie schon im Jahre 1400, so auch jetzt für Brandenburg zur Wahl aufgefordert war. Die Kurfürsten von Mainz und Köln wollten die Wahl verzögern, weil sie nicht willens waren, Siegmund ihre Stimme zu geben. Da entschlossen sich Ludwig von der Pfalz und der alte Kurfürst Jakob von Trier, die Wahl am 20. September in der Bartholomäuskirche, wie es die Sitte verlangte, vorzunehmen. Sie luden die andern Kurfürsten dazu ein, doch der Mainzer ließ die Kirche

sperren, und der Wahlakt konnte nur außen am Chor hinter dem Frohnaltar stattfinden. Die beiden Kurfürsten von der Pfalz und von Trier wählten hier den König von Ungarn in Gemeinschaft mit Friedrich, der sich als Vertreter des Kurfürsten von Brandenburg legitimierte. Nach der Goldenen Bulle war diese Wahl rechtmäßig, da dort nur von der Mehrzahl der anwesenden Kurfürsten ein übereinstimmendes Votum verlangt war. Doch der Erzbischof von Mainz beeilte eine zweite Wahl. Diese fand am 1. Oktober statt, und hierbei waren die abwesenden Kurfürsten und sogar König Wenzel von Böhmen durch Gesandte vertreten. Die Wahl fiel hier auf Jost von Mähren, der sich mit Wenzel geeinigt und dessen ältere Königswürde anerkannt hatte. Ein Krieg zwischen den erwählten Königen stand bevor, und Siegmund drohte schon mit einem Einfall in Mähren, da starb Jost am 17. Januar 1411. Nicht allein über die Erbschaft des Verstorbenen, sondern auch über die Königswürde einigte sich nun Siegmund mit seinen Bruder Wenzel. Jener empfing wieder die Mark Brandenburg und überließ in einem Vertrage zu Prag Wenzel die Reichskleinodien, die Hälfte der Reichseinkünfte und den bessern Anspruch auf die Kaiserwürde, während er selbst die Anerkennung als deuscher König erhielt. Doch unterzog er sich, seinem bisherigen Gegner, dem Kurfürsten von Mainz, zu Liebe, einer Neuwahl, bei der ihm die Stimmen der anwesenden fünf Kurfürsten — Pfalz und Trier waren nicht vertreten — zufielen.

Noch bevor diese zweite Wahl erfolgte, entschloß sich Siegmund die Mark Brandenburg, für deren damals so schwierige Verwaltung ihm sein neues Amt keine Zeit ließ, der Obhut des Burggrafen Friedrich von Nürnberg zu übertragen, zu dessen Fähigkeiten und Anhänglichkeit er das größte Zutrauen hegte. Er ernannte diesen am 8. Juli 1411 zu seinem Stellvertreter und obersten Hauptmann in den Marken und sicherte ihm eine Entschädigung von 100000 Goldgulden zu, falls dieser dieselben wieder aufgeben sollte. Man hat lange geglaubt, daß diese Verpfän-

dung auf Grund eines Vorschusses erfolgt sei, welchen Friedrich dem Könige geleistet hätte. Doch ergiebt sich aus der damals ausgestellten Urkunde, daß er dem Burggrafen in dieser Form nur die Mittel gewähren wollte, den Frieden in der Mark herzustellen und die zahlreichen veräußerten oder verpfändeten Städte, Burgen und Gerechtsame wieder zu erwerben. Außerdem fügte der König noch 50 000 ungarische Goldgulden hinzu, als Friedrich und Herzog Rudolf von Sachsen mit ihm im August in Wischegrad zusammentrafen. Jene beiden Fürsten schlossen hier einen Vertrag, daß des Burggrafen Sohn Johann sich mit des Herzogs Tochter Barbara, sobald beide herangewachsen, vermählen sollte; Siegmund stellte nun der Braut als Mitgift jene Summe in Aussicht, wofür er gleichfalls die Mark Brandenburg verpfändete.

Schon im März hatte der König Gesandte nach Berlin geschickt und die Anerkennung der Stände als Herr der ihm von Jost zugefallenen Mark gewonnen. Nun that er Schritte, um dem Burggrafen den Weg zur Übernahme der Statthalterschaft zu ebenen. Er berief Vertreter der märkischen Stände an seinen Hof, doch nur von den Städten erschienen einige Boten, vom Adel allein der Hauptmann der Mittelmark und Priegnitz Kaspar Gans von Putlitz. Sie alle leisteten dem Könige den Eid der Treue und erklärten sich bereit, den Burggrafen als seinen Statthalter anzunehmen. Friedrich konnte nicht sogleich sein Amt antreten, da er damals im Auftrage Siegmunds mit den Herzogen von Österreich wichtige Verhandlungen führen mußte. Er sandte nur den Ritter Wend von Eilenburg als seinen Stellvertreter in die Mark. Doch jetzt weigerten sich die Stände, selbst die Städte, diesem zu huldigen, und letztere riefen den Herzog Swantibor von Pommern-Stettin zum Hauptmann der Mittelmark aus; der Adel dagegen äußerte, Herr Gans von Putlitz sei ihm Markgraf genug. Als nun Friedrichs Vertreter nach Ungarn zurückkehrte und seinen Empfang meldete, richtete der König wiederholte Aufforderungen zum Gehorsam an die märkischen Stände und befahl auch den

Pfandinhabern landesherrlicher Burgen, die Einlösung derselben zu gestatten. Vorläufig hatten diese Mahnungen keine Wirkung, obwohl den Ständen, mindestens aber den Städten daran liegen mußte, in der Mark wieder eine geordnete Verwaltung herbeizuführen. Denn die Zustände waren damals schlimmer als je. Die Ritter aus der Nachbarschaft, vor allen die aus dem Magdeburgischen rotteten sich zusammen und überfielen mit ihren bewaffneten Scharen die benachbarten Dörfer; sie trieben das Vieh fort und ließen sich nur durch Geld davon abhalten, daß sie die Brandfackel in die Häuser der wehrlosen Bauern schleuderten. Bisweilen nahmen sie ihnen sogar das armselige Hausgerät und ließen es durch dessen frühere Besitzer fortschaffen; diese wurden dann noch ins Burgverließ geworfen und konnten nur gegen ein Lösegeld ihre Freiheit wieder erlangen. Dafür übten die märkischen Ritter, besonders die Quitzow, wieder Vergeltung, verschonten dabei aber die Nachbardörfer in der Altmark auch nicht.

Endlich im Juni 1412 traf der neue Markgraf Friedrich mit einer zahlreichen Schar fränkischer Ritter in der Mark ein, geleitet von dem Herzoge von Sachsen, den Grafen von Schwarzburg und dem Erzbischof von Magdeburg. Nachdem er nach Brandenburg für den 10. Juli die Stände berufen hatte, begab er sich nach den Städten Berlin-Köln, weil ihm ihr Besitz wichtig schien und er außerdem noch das ihnen verpfändete Köpenick auslösen wollte. Zwar gestatteten ihm beide den Einzug und leisteten schließlich auch die Huldigung, doch weigerten sie sich ihm das Öffnungsrecht und den Besitz eines Thores zu überlassen. Auf dem Landtage in Brandenburg, zu welchem sich dann Friedrich begab, waren nur die Bischöfe von Brandenburg und Lebus und die Städte in ihrer Mehrzahl vertreten; von den Rittern war nur der Hauptmann Gans von Putlitz erschienen. Während nun hier die meisten Stände dem Markgrafen huldigten, erbat sich Putlitz Bedenkzeit und eine Abschrift der Bestallung des neuen Statthalters. Nach Rücksprach

mit den Ständen seiner Landschaft sandte er einen Boten an König Siegmund und ließ über den Burggrafen Erkundigungen einziehen, da dessen Erscheinen nicht angekündigt wäre. Siegmund erinnerte die Stände der Altmark und Priegnitz an die Verhandlungen und Versprechungen ihrer Boten in Ofen und forderte sie nochmals auf sich dem Burggrafen zn unterwerfen. Doch vergebens, der Adel besonders in der Altmark bereitete sich zum Widerstande, nur die Städte lenkten allmählich ein und wurden vom Markgrafen zu Gnaden angenommen.

Friedrich war inzwischen im Lande umhergereist, hatte von manchen säumigen Ständen die Huldigung entgegengenommen und seine Uneigennützigkeit dadurch bewiesen, daß er überall die Privilegien und Lehnsbriefe umsonst bestätigte. Um seine Macht zu stärken, schloß er mit den Nachbarfürsten von Magdeburg, Sachsen und Braunschweig Bündnisse zu gegenseitiger Unterstützung. Auch der Herzog von Pommern-Wolgast trat auf seine Seite, doch die jungen Herzoge Otto und Kasimir von Pommern-Stettin betrachteteu das Erscheinen des Markgrafen mit Mißfallen, da sie keine Neigung verspürten, den als Pfand in ihrer Hand befindlichen Teil der Uckermark freizugeben. Sie begannen im Oktober sogar den Krieg, indem sie in die Mark einfielen und Templin einuahmen. Auf dem Wege nach Kremmen stellte sich ihnen Friedrich am Kremmer Damm, der durch den sumpfigen Boden des dortigen Luchs führt, entgegen, und es kam zu einem Gefecht, das für die Pommern schwerlich siegreich geendet hat, wie neuere Geschichtsschreiber annehmen. Allerdings verlor der Markgraf einige seiner liebsten Mannen, wie den Grafen Johann von Hohenlohe, dem er in der Klosterkirche zu Berlin ein ehrenvolles Grab bereitete. Hier erinnert auch im Mittelschiff der Kirche ein Gemälde an den jungen Helden. Auf dem Kampfplatz st dann später ein Kreuz zum Gedächtnis errichtet und zuletzt von König Friedrich Wilhelm III. erneuert worden.

In der Altmark, wo inzwischen die Fehde mit Magdeburg nicht aufgehört hatte, beharrten die Ritter in ihrem Ungehorsam

gegen den Markgrafen. Erst als sie dieser beim königlichen Hofgericht anklagte und mit der Reichsacht bedrohen ließ, unterwarfen sich viele von ihnen und behielten auch vorläufig die ihnen in Jostens Zeit verpfändeten Burgen. Nur die Schlösser Tangermünde, Strausberg und Saarmund, welche dem Gans von Putlitz und den beiden Quitzow verpfändet waren, wurden sogleich ausgelöst. Selbst die Quitzow machten jetzt Miene sich zu unterwerfen, wenigstens beteiligten sie sich an einem Zuge Friedrichs gegen Schloß Trebbin. Sie benutzten diese Gelegenheit, um mit ihren Gesinnungsgenossen ins Magdeburgische einen Raubzug zu unternehmen. Daraus entspann sich ein Grenzkrieg, da die Erzbischöflichen mit einem Einfall in die Altmark antworteten. Obwohl der Markgraf entschlossen war, den räuberischen Adel unschädlich zu machen, ging er sehr behutsam zu Werke, nahm jetzt noch die Herzoge von Mecklenburg-Stargard und die Herren von Werle in seinen Dienst und wußte auch den Grafen von Ruppin für sich zu gewinnen. Ihm kam dabei der andauernde Übermut des märkischen Adels zu statten, der sich damals wo möglich noch steigerte. So kündigte Gans von Putlitz dem Bischof von Brandenburg die Fehde an, wurde aber von Hans von Redern, des Bischofs Hauptmann, unweit Spandau gefangen und in Ziesar, wo der Bischof Hof hielt, festgesetzt. Über einen neuen Einfall des Hans von Quitzow aufgebracht, schloß der Erzbischof von Magdeburg am 8. Dezember 1413 mit dem Markgrafen zu Zerbst einen neuen Bund, worin sie übereinkamen die ihnen beiden gefährlichen Raubburgen zu brechen, und auch der Herzog Rudolf von Sachsen trat demselben bald darauf bei. Am Hofe Friedrichs weilte damals ein Priester Henning von Quitzow, ein Bruder der beiden Raubritter. Auf seinen Rat erschien jetzt Dietrich in Zerbst, um sich zu unterwerfen — doch es war zu spät, er wurde bedeutet, er möchte sich bis zum kommenden Landtage gedulden. Die Züchtigung der Raubritter war jetzt beschlossene Sache, aber Friedrich wollte sie sicher und sorglos machen und nahm deshalb schein-

bar Dietrichs Unterwerfung an. Wenn dieser sich später über des Markgrafen zweideutiges Verhalten beschwert hat, so hat er dazu schwerlich Grnnd gehabt. Im Gegenteil, jener hätte die Durchführung seines Feldzugsplanes vereitelt, wenn er Dietrichs Entgegenkommen offen zurückgewiesen hätte. Ungewarnt sollten die Raubritter überfallen werden.

Die verbündeten Fürsten hatten sich, wie verabredet war, mit Belagerungsmaterial, vor allem mit Geschütz versehen. Friedrich hatte sich eine große Kanone von dem Landgrafen Friedrich von Thüringen geliehen. Daß sie, wie man meint, die „faule Grete“ geheißen habe, läßt sich nicht nachweisen. Es erregte damals allgemeines Aufsehen, daß des Markgrafen Geschütz die stärksten Mauern so schnell zerstörte, sonst war der Gebrauch der Kanonen, zumal im Belagerungskrieg, für die Märker nichts Neues. Zugleich gegen vier feindliche Burgen zogen die Verbündeten. Es war in der Nacht vom 6. zum 7. Februar 1414, als der Herzog von Sachsen Golzow, wo Wichard von Rochow hauste, angriff. Zugleich fand ein Anschlag auf zwei Burgen des Hans von Quitzow statt; gegen Plaue, hinter dessen Mauern er selbst saß, zog der Erzbischof von Magdeburg, gegen Schloß Beuthen an der Nuthe der Ritter Hans von Torgow mit dem Aufgebot der Städte Jüterbog, Treuenbriezen und Beelitz und der Abteien Lehnin und Zinna. Der Markgraf endlich mit den Fürsten von Werle, dem Grafen von Lindow u. a. bestürmte das Schloß Friesack, welches Dietrich von Quitzow verteidigte. Zuerst fiel die letztgenannte Burg, doch war Dietrich entkommen. Alsdann ergab sich Golzow nach kaum zweitägiger Belagerung. Der Schloßherr erschien mit den Seinigen im Büßergewande, einen Strick um den Hals, vor dem Herzoge und erhielt nach dieser Demütigung freien Abzug. Zur Unterstützung des Erzbischofs rückte der Markgraf vor Plaue, das in seiner Lage zwischen dem Plauer See und der Havel eine natürliche Befestigung und außerdem Mauern besaß, die, wie die Magdeburger Schöppenchronik meldet, so dick waren, daß ein Wagen darauf fahren

konnte. Doch sie widerstanden nicht den großen Stückkugeln der Belagerungsgeschütze. Hans von Quitzow, der umsonst die Burg für eine lange Belagerung mit Proviant versehen hatte, beschloß der drohenden Übergabe durch die Flucht zu entgehen. Über dieselbe besitzen wir drei abweichende Überlieferungen. Die Schöppenchronik, deren Verfasser in diesem Teile der Zeitgenosse Engelbert Wusterwitz zu sein scheint, erzählt, daß Hans mit seinem Bruder Henning in der Nacht vom 24. bis 25. Februar die Burg unbemerkt verließ und sich im Rohr an der Havel verbarg. Als er sich dann aber auf sein Roß schwingen wollte, scheute dieses und lief davon. Dadurch wurde der Schulze von Schmitzdorf aufmerksam gemacht, eilte herbei und nahm Quitzows Tasche, die er allein noch vorfand, an sich. Alsbald meldete er den Fürsten, wo die Flüchtigen zu finden wären. Diese hatten sich in den Brüchern der Havel verirrt und wurden da gefangen, mit ihnen ihr Knecht Lüdeke Schwalbe, der das Pferd Hansen zugeführt hatte. In den Fragmenten der Brandenburgischen Chronik des Wusterwitz (bei Haftitz) wird die Gefangennahme aber so dargestellt: Die beiden Brüder von Quitzow waren mit ihrem Knecht Dietrich Schwalbe schon bis zum jenseitigen Ufer der Havel gekommen, wo die Bürger von Brandenburg mit ihren Büchsen lagerten. Als diese nun die Flüchtlinge verfolgten, stieg Hans vom Pferde und verbarg sich im Rohr an der Havel, doch die Knechte des Grafen Heinrich von Schwarzburg fingen ihn und seine Genossen und sperrten sie zunächst in die Kirche zu Plaue ein, wo der Erzbischof seine Küche eingerichtet hatte. Es ist schwer zu sagen, welcher Bericht der Wahrheit am nächsten kommt, denn der Widersprüche sind zu viele; dagegen dürfte die Erzählung der um die Mitte des 15. Jahrhunderts verfaßten Zerbster Chronik noch weniger Anspruch auf Glauben haben, daß sich nämlich Hans bei Nacht auf einem Kahn zu retten gesucht habe, aber vom Ufer aus von den Wächtern des Erzbischofs von Magdeburg entdeckt und noch auf dem Flusse gefangen sei.

Nach dem Fall von Plaue zogen die Fürsten vor Beuthen, das sich bisher noch gehalten hatte. Nun übergab Quitzows Rottmeister, Götz von Predöhl, das Schloß gegen Zusicherung freien Abzugs. Als der Markgraf dem Gebhard von Alvensleben sein Schloß Gardelegen nahm, beeilten sich auch die noch übrigen widerspenstigen Ritter, sich zu unterwerfen. Unter den Gefangenen befand sich auch Gans von Putlitz, nur Dietrich von Quitzow war entkommen. Als er dann neue Unruhen anstiftete, ließ ihm der Markgraf durch einen Richterspruch seine Lehen aberkennen. Im allgemeinen war jedoch der Widerstand des märkischen Adels gebrochen.

Der Markgraf berief darauf im März einen Landtag nach Tangermünde und setzte dort einen Landfrieden fest, dessen wichtigste Bestimmungen folgende sind: „Wer den Frieden in der Mark und an den Grenzen stört, verfällt der Feindschaft des Burggrafen und aller Stände. Jeder ist verpflichtet, den Aufenthalt von Übelthätern zu entdecken, sonst droht ihm die gleiche Strafe. Alle Beamten, denen richterliche Befugnis zusteht, sollen in Treue ihres Amtes warten.“ Damit stellte der Markgraf den Rechtszustand als das oberste Prinzip seiner Regierung hin, und indem er die höchste Gerichtsbarkeit sich selbst beilegte, gab er doch deutlich zu verstehen, daß er dieselbe in edlerem Sinne auffaßte als seine Vorgänger, die darin nur ein Mittel gesehen hatten, ihre Einkünfte zu vermehren. Überhaupt stellte sich der Markgraf auf den Boden des Rechts, da er z. B. gegen die Herzoge von Pommern-Stettin den Krieg nicht fortsetzte, sondern sie beim königlichen Hofgericht verklagte.

Als dann Reichsgeschäfte Friedrich nötigten, die Mark zu verlassen, setzte er seine Gattin Elisabeth als Statthalterin ein und gab ihr in dem späteren Bischof von Brandenburg Johann von Waldow einen Ratgeber. König Siegmund, der mit Befriedigung erkannt hatte, daß er in Friedrich den geeignetsten Mann zur Verwaltung der Mark erwählt hatte, beschloß damals, demselben das Kurland definitiv zu übertragen, da er selbst

mit der Ordnung der kirchlichen Verhältnisse vollauf zu thun hatte. Auch lag ihm daran, seine Partei im Kollegium der Kurfürsten durch eine zuverlässige Persönlichkeit zu stärken. Nachdem er die Zustimmung der Kurfürsten in ihrer Mehrheit und vieler anderer Fürsten eingeholt hatte, übertrug er am 30. April 1415 zu Konstanz, wo er damals dem Konzile beiwohnte, die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Amte des Erzkämmerers auf den Burggrafen Friedrich und seine Erben. Es war mehr eine Form, die in Rücksicht auf König Wenzel gewählt war, daß er sich die Wiedereinlösung der Mark vorbehielt. Doch wurde die Pfandsumme auf 400 000 Mark Silbers (etwa 14 Mill. Reichsmark) erhöht, teils um die Ausgaben, welche die Einlösung landesherrlicher Schlösser dem Burggrafen verursachte, zu decken, teils um die Einlösung der Mark selbst zu erschweren. Interessant ist, daß der Burggraf sich verpflichtete, die Mark mit der Kurwürde unentgeltlich herauszugeben, sobald er mit Siegmunds Zustimmung römischer König werden sollte. Wenn Siegmund, der allerdings auch eine Reform der Reichsverfassung beabsichtigte, im Ernst den Plan gehabt hat, Friedrich das Königtum und die Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übertragen und sich mit der Kaiserwürde zu begnügen, so hat er jedenfalls nicht an die Schwierigkeiten gedacht, die ein König finden mußte, dem nur die Burggrafschaft in Franken gehörte. Wie groß hätte die Abhängigkeit der deutschen Fürsten, wie gering ihr Egoismus werden müssen, wenn sich in ihnen nicht der Wunsch geregt hätte, die Zeiten des machtlosen Adolf von Nassau heraufzubeschwören! Außerdem hat Siegmund damals nicht geahnt, daß seine Freundschaft mit dem neuen Kurfürsten so bald an Innigkeit verlieren sollte.

Kapitel 8. Innere Zustände der Mark vom 12. bis 14. Jahrhundert.

Die Entwickelung der Mark Brandenburg ist eine allmähliche und stetige gewesen und erreicht während des Mittelalters

ihren Höhepunkt im 13. Jahrhundert, worauf sich eine Auflösung in allen Verhältnissen bemerkbar macht. Der Markgraf war von Anbeginn in einer weit günstigeren Lage als die übrigen Reichsfürsten, da innerhalb der Grenzen der Mark kein Gebiet eines Reichsunmittelbaren seine Macht einengte, es hier weder kaiserliche Domänen, noch Reichsstädte oder Reichsritter gab. Die Mark verkörperte zu einer Zeit, wo sonst im Reich die Auflösung der alten Herzogtümer nahezu vollendet war, noch einmal das Wesen der karolingischen Mark, deren Inhaber oberster Heerführer, Verwalter und Richter in einer Person war. Er galt für den Eigentümer von Grund und Boden, der meist im Kriege oder durch Kauf erworben wurde. Deshalb war auch die ganze Bevölkerung von ihm in höherem Grade abhängig als in den alten Reichslanden. Bekanntlich hatte sich im 12. Jahrhundert, als die Askanier in die Mark kamen, der Stand der Ministerialen oder Dienstmannen an den Höfen der geistlichen und weltlichen Fürsten zu höchster Bedeutung emporgeschwungen. Sie folgten den Askaniern teils aus deren alten Grafschaften, teils aus Sachsen in die Mark, und deren weitere Ausdehnung war überhaupt nur mit ihrer Hilfe möglich. Denn wenn sie auch ursprünglich nur in den Hofämtern als Truchseß, Schenke, Marschall u. s. w. dienten, so waren sie doch zum Kriegsdienst verpflichtet, wenn sie ein Mannlehen erhalten hatten. Sie brauchten von diesem und auch von sonstigen Lehen keinen Zins zu zahlen, doch bewirkte ihre Stellung im Dienste eines andern eine Minderung ihrer Freiheit. Besaßen sie doch kein Eigentum und waren von ihrem Herrn so abhängig, daß sie ohne seine Erlaubnis nicht heiraten durften, ja wie Hörige an andere verkauft oder verpfändet werden konnten!

Anders war die Stellung der Vasallen, die von adliger Herkunft als Lehnsleute des Markgrafen nur zum Waffendienst verpflichtet waren. Ihre Zahl war in der Mark gering, um so leichter kamen neben ihnen die Ministerialen empor, vornehmlich

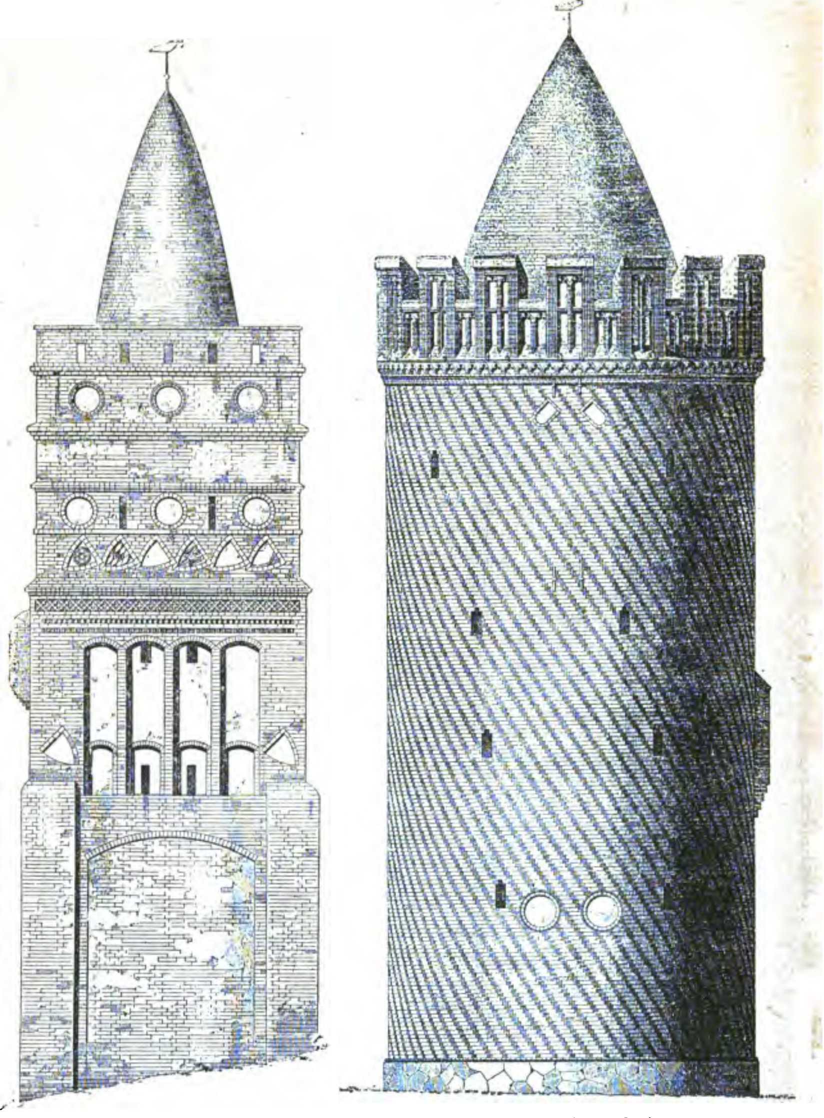
durch das Aufblühen des Rittertums begünstigt. Gerade in der Zeit der Askanier hat dieses seine höchste Ausbildung gefunden und seinen Mitgliedern eine Art Adel verliehen, wenn sie auch von dunkler Herkunft waren. Bald unterschied man nicht mehr Freiherren und Ministerialen, beide waren Ritterbürtige. Auch Herren von altem Adel, wie die Grafen von Lindow, die Edlen Gänse von Putlitz, übernahmen Ämter am Hofe des Markgrafen, die sonst nur Ministerialen übertragen waren, und letztere erhielten hingegen ausgedehnte Landstriche zu Lehen, deren Einkünfte sie den ersten Familien der Mark an die Seite stellten. Beide Gattungen von Ritterbürtigen waren jetzt „schloßgesessen“, denn es bedurfte einer besondern Erlaubnis des Markgrafen, einen festen Platz mit Wall und Graben anzulegen.

Die eingeborene slawische Bevölkerung wurde den eingewanderten Rittern zum Dienst überwiesen, denn diese waren mit dem Kriegsdienst zu sehr beschäftigt, als daß sie sich dem Ackerbau hätten widmen können. Wo sich die slawischen Dörfer erhielten, wurden sie an geistliche Stifter und Edelleute zu Lehen gegeben. Doch nur in vereinzelten Fällen haben sie sich erhalten und ihre Insassen die ursprüngliche persönliche Freiheit bewahrt. Diese sollten zwar auf der Hufe bleiben, wenn sie die Pacht an den Grundherrn zahlten, aber der Haß des Germanen war stärker als alle Verordnung. Sie mußten sich meist in ihre Wälder und Sümpfe zurückziehen und fristeten ein armseliges Dasein durch Jagd, Fischerei und Viehzucht. In ihre Dörfer drangen dann deutsche Einwanderer ein, welche die günstigsten Dorfäcker neu verteilten und Hufen von etwa 75 Morgen einrichteten. Noch an der Form der Dörfer kann man ihren slawischen Ursprung erkennen. Entweder durchzieht sie eine gerade und verhältnismäßig kurze Straße, an welcher auf einem freien Platze in der Mitte die Kirche mit dem Kirchhof und ein Teich zum Tränken des Viehs liegt, während sich zu beiden Seiten der Straße die Gehöfte hinziehen, oder diese liegen rings um einen runden oder ovalen Platz.

Noch zahlreicher waren die neuen Dorfansiedelungen der deutschen Einwanderer. Der Vorgang dabei war gemeinhin folgender: Der Markgraf überließ einem Unternehmer eine größere Fläche von 40 bis 60 Hufen und verpflichtete ihn, diese mit deutschen Bauern zu besetzen. Gewöhnlich waren es jüngere Söhne von sächsischen Bauern, die hier zu einem eignen Hof von 2—4 Hufen kamen. Sie waren zur Zahlung eines Grundzinses an den Markgrafen verpflichtet, welchem dafür der Unternehmer haftete. Dieser erhielt ein Gut von etwa 4 Hufen, höchstens 1/10 der Dorfflur und war vom Zins befreit. Dagegen lag ihm der Dienst zu Roß ob, und er mußte bei der Belehnung eine sog. Lehnware entrichten. Er führte den Titel „Schulze", jedenfalls eine Nachahmung des sächsischen „Schultheiß". Sein Amt war erbliches Lehen; er selbst war Polizeiverwalter, Dorfrichter und Steuereinnehmer zugleich. Dafür bezog er die Gefälle für die niedere Gerichtsbarkeit und hatte mancherlei Vorrechte, wie z. B. einen Krug zu halten oder ein Handwerk daneben zu treiben. Das Lehnspferd wurde später durch eine Geldabgabe von 1—2 Mark Silbers abgelöst. Wenn er, was öfters vorkam, außer dem Schulzengute noch Dorfland besaß, so mußte er davon gleich den andern Bauern Zins zahlen. In mehreren Dörfern der Altmark gab es auch Freibauern, die frei von jeder Leistung und nur zur Landesverteidigung gehalten waren; dagegen fehlten sie in dem Hauptlande auf dem rechten Elbufer völlig. Persönlich frei, aber nicht schöffenbar frei waren zunächst alle deutschen Bauern; noch 1383 erklärt ein Rechtsspruch, daß ein Bauer des Herrn Gut verlassen darf, wenn er den Zins gezahlt und den Acker neu gepflügt hat.

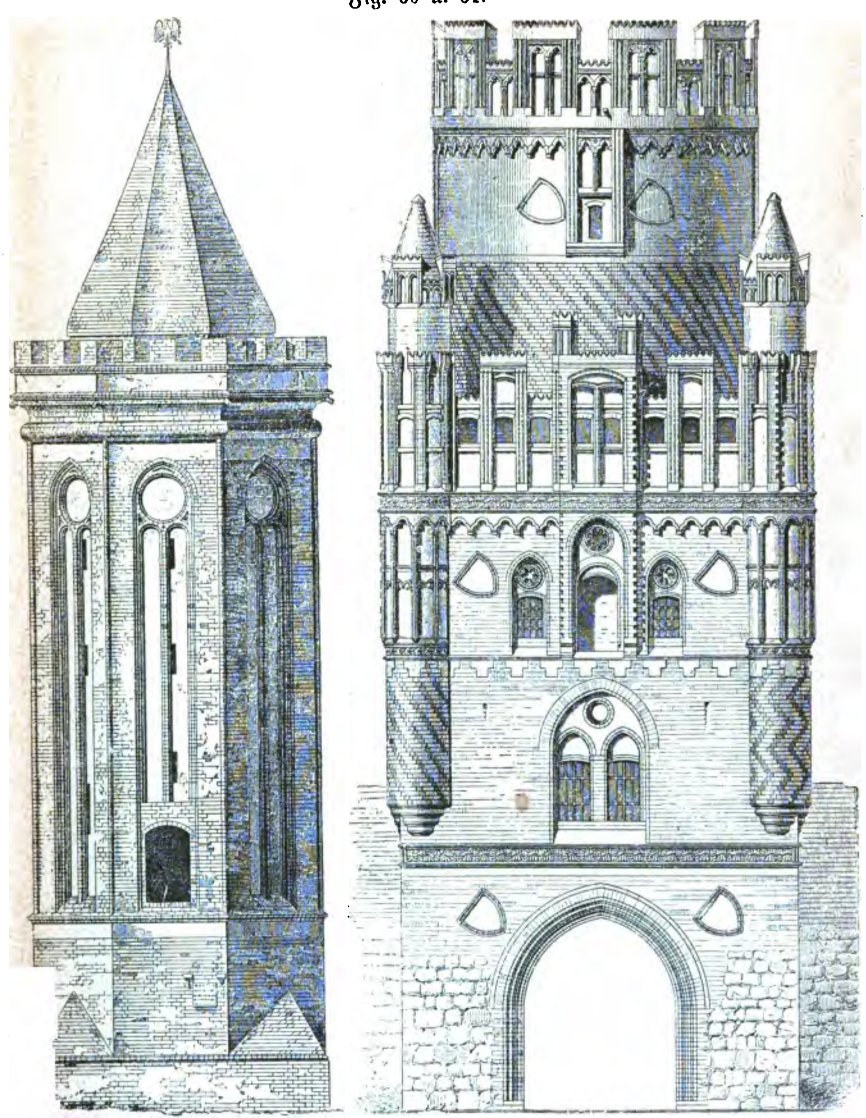
Auch in slawischer Zeit hat es auf dem Boden der Mark Städte gegeben, aber sie unterschieden sich von den Dörfern nur durch ihre Ausdehnung und haben das nie besessen, was den deutschen Städten ihren Charakter gab und ihre Blüte begründet hat. Das besondere Merkmal einer Stadt war nicht die Marktgerechtigkeit, diese besaßen auch die Marktflecken, vielmehr erhob sie

Fig. 58 u. 59.



Der Rathenower Thorturm der Altstadt Brandenburg (um 1375) und der Steinthorturm zu Brandenburg (um 1380). Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

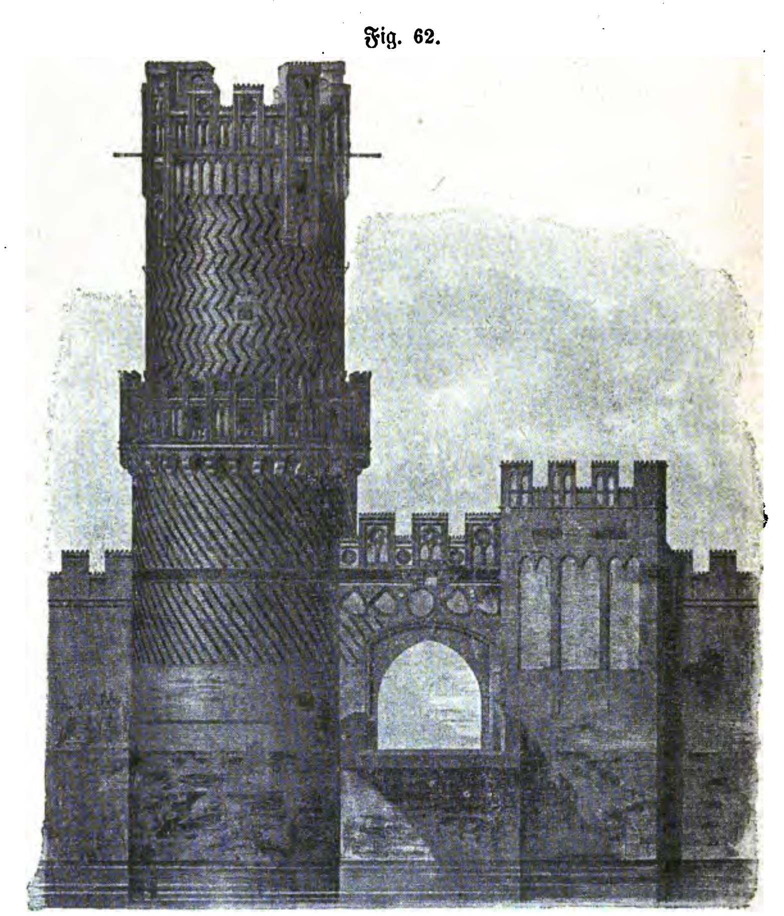
Fig. 60 u. 61.



Der Mühlenthor-Turm der Neustadt Brandenburg (1411) und das Ünglinger Thor zu Stendal (1290—1440). Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

erst die Ausstattung mit Wall oder Mauer, die dann im Laufe der Zeit durch feste Türme, besonders an den Thoren, ver=

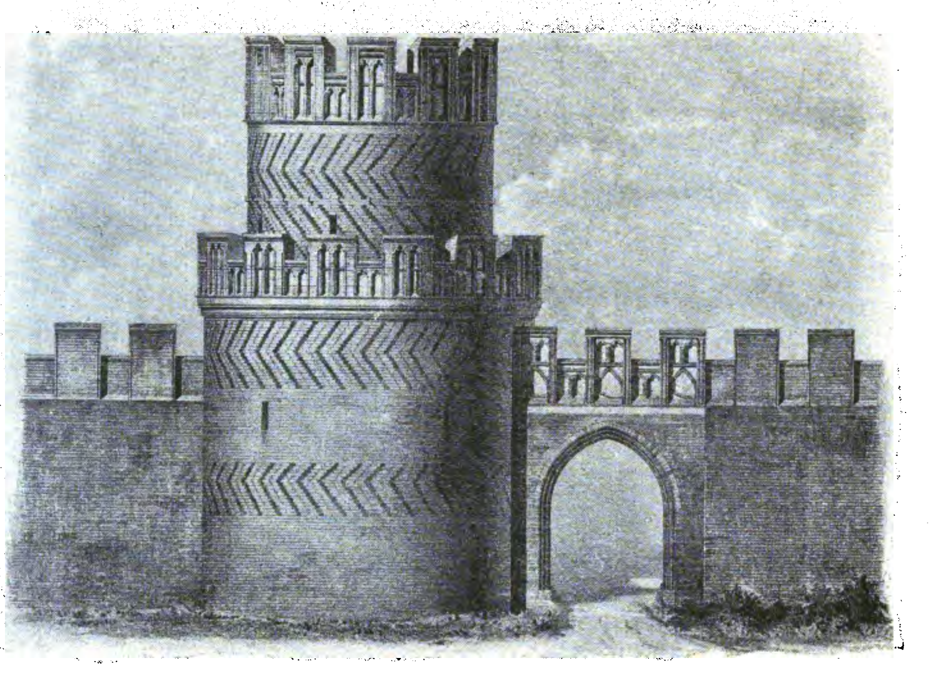
Fig. 62.



Neustädter Thor zu Tangermünde (Innenthor mit Rundturm, um 1440).
Aus Adler, Backstein=Bauwerke des Preuß. Staats I.

stärkt wurde (s. Fig. 58—63), und die Verleihung des Stadt=rechts in die Reihe der Städte. Die Entstehung derselben hat

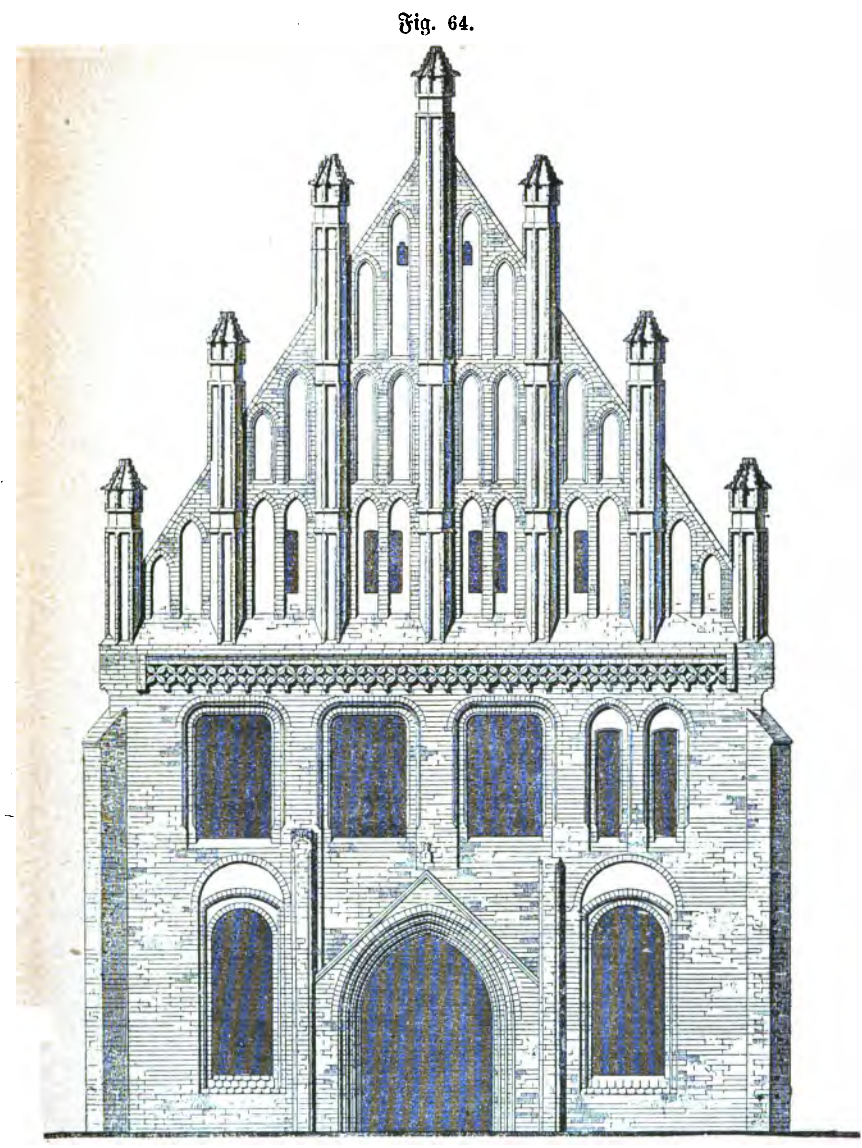
Fig. 63.



Elbthor zu Werben (um 1460). Aus Adler, Backstein-Bauwerke des Preuß. Staats I.

eine große Ähnlichkeit mit der der Dörfer. Auch hier übertrug der Markgraf oder später einzelne Bischöfe und Edelleute einem Unternehmer eine Fläche von 150—300 Hufen mit der Bestimmung, Ansiedler dafür zu gewinnen. Diese fanden sich in den Burgmannen und Ministerialen aus der Umgegend, zu welchen Handwerker, Händler und Bauern hinzukamen; in den Vorstädten oder besondern Gassen ließen sich Wenden nieder, die für ein „unehrliches Volk" galten. Für die ersten Jahre erließ der Markgraf die Abgaben. Der Erbauer der Stadt wurde durch Überweisung von 20—50 Hufen entschädigt und erhielt als erbliches Lehen das Amt eines Stadtschulzen. Als solcher bezog er Einkünfte aus der niedern Gerichtsbarkeit, der Münze u. s. w. Uber ihm stand der Stadtvogt, in älteren Zeiten manchmal ein Burggraf. Schon zu Ende des 13. Jahrhunderts ging das Amt des Stadtvogts meist ein, und der Schulze übte als Stadtrichter die höhere Gerichtsbarkeit aus. Zur Verwaltung der Stadt berief der Markgraf auf den Vorschlag angesehener Männer Ratmannen oder Consuln, deren Zahl meist 12 betrug. Unter ihnen nehmen seit dem 14. Jahrhundert 2—3 Bürgermeister den ersten Platz ein (Abbildungen mittelalterlicher Rathäuser s. Fig. 64—67). Die Stadt kam früh in den Besitz der Polizei, welche auf Märkten der Marktmeister ausübte, der dafür Abgaben von den Verkäufern erhob. Sonst lag die Polizeiverwaltung in den Händen des Rats, mit dem nur, wenn es sich um die öffentliche Sicherheit handelte, der Stadtrichter konkurrierte. Die städtischen Finanzen leitete ein oder mehrere Kämmerer, die Kanzlei ein Stadtschreiber, der meist dem geistlichen Stande angehörte. Die Einnahmen der Stadt setzten sich aus Gerichtsgefällen, Zinsen und Beden, d. h. ständigen Abgaben aus den Kämmereidörfern zusammen, deren Besitz man meist der Gnade des Markgrafen verdankte. Besondere städtische Einnahmen, zumal indirekte Steuern, gab es nur selten, wie eine städtische Biersteuer in Berlin.

Fig. 64.



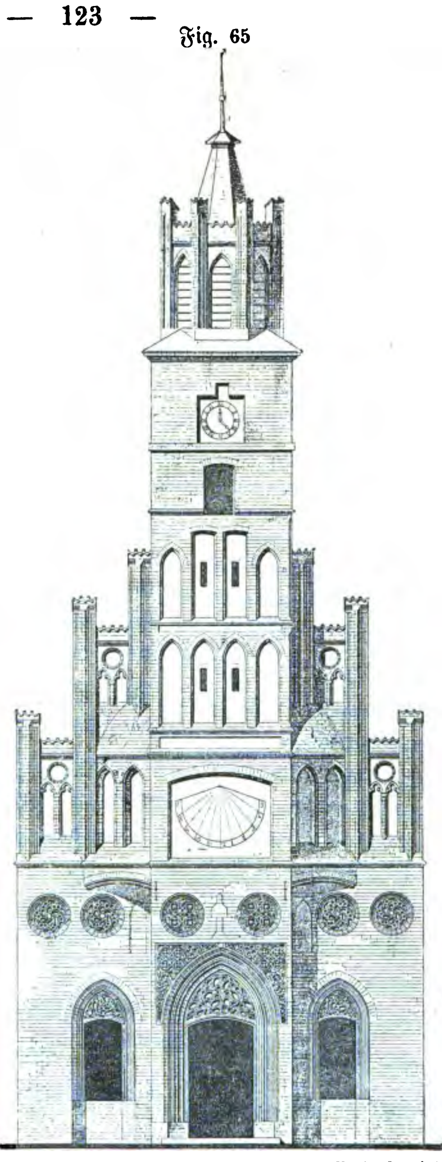
Rathaus der Neustadt Brandenburg (Hinterfassade, um 1320).
Aus Adler, Backstein=Bauwerke 2c.

Die Vogtei in der Stadt verwaltete in der Zeit der Askanier bisweilen der Landvogt, welcher dem benachbarten Bezirk vorstand. Die Einteilung der Mark war nämlich eine andere als die der alten deutschen Gebiete auf dem linken Elbufer. Hier gab es von alters her Grafschaften, und diese bestanden auch noch in der Altmark, die eigentlich sächsisches Stammland war. Hier übte der Markgraf in den Grafschaften Gardelegen, Arneburg und Grieben außer in drei andern, die noch im Mittelalter verloren gingen, die Rechte des Grafen aus. Im Gericht und wohl auch in der Verwaltung ließ er sich durch Vizegrafen vertreten, deren Ämter erbliche Lehen waren. Trotzdem sind sie noch in askanischer Zeit verschwunden, da sie der Markgraf nach dem Aussterben der damit belehnten Familien einzog. Sonst waren die vornehmsten Beamten in der Landesverwaltung die Burggrafen und Landvögte. Man nimmt gewöhnlich an, daß schon Albrecht der Bär zum Schutz gegen die slawischen Nachbaren zunächst Burggrafen bestellte, welche für ihn alle Hoheitsrechte ausübten, also Heerführer, Richter und Verwaltungsbeamte in einer Person waren. Als ihr Gebiet an Umfang wuchs, bestellten sie Vögte, deren Befugnisse gleich ausgedehnt waren. Später wurde der Burggraf auf das seiner Burg benachbarte Gebiet beschränkt und zuletzt dies Amt ganz aufgehoben, da dessen Funktionen in der Stadt auf den Stadtvogt übergingen. Andere meinen, daß die Vogtei-Verfassung von Anbeginn bestand, wenigstens lassen sich schon im 13. Jahrhundert gegen 30 Vogteien in der Mark nachweisen. Die Vogtei unterschied sich vom Schulzenamte dadurch, daß sie kein erbliches Lehen war, sondern nur auf Zeit vom Markgrafen verliehen wurde. Da sie aber ein wichtiges Amt war, suchten die Stände auf ihre Besetzung Einfluß zu gewinnen. Der Vogt wurde durch einzelne Einkünfte seines Amts entschädigt und mußte seine Unterbeamten auf eigene Kosten unterhalten. Er übte die Polizei in seinem Bezirk aus, hatte für Erhaltung von Brücken und Wegen zu sorgen und sammelte die

Zinsen und Beden von den Gutsherren ein, um sie an den Markgrafen abzuführen. Seine wichtigste Befugnis war der Vorsitz im Landgericht, dem sogen. „Landding." Zur Ausführung seiner Befehle verwandte er den Bedell oder Landreiter.

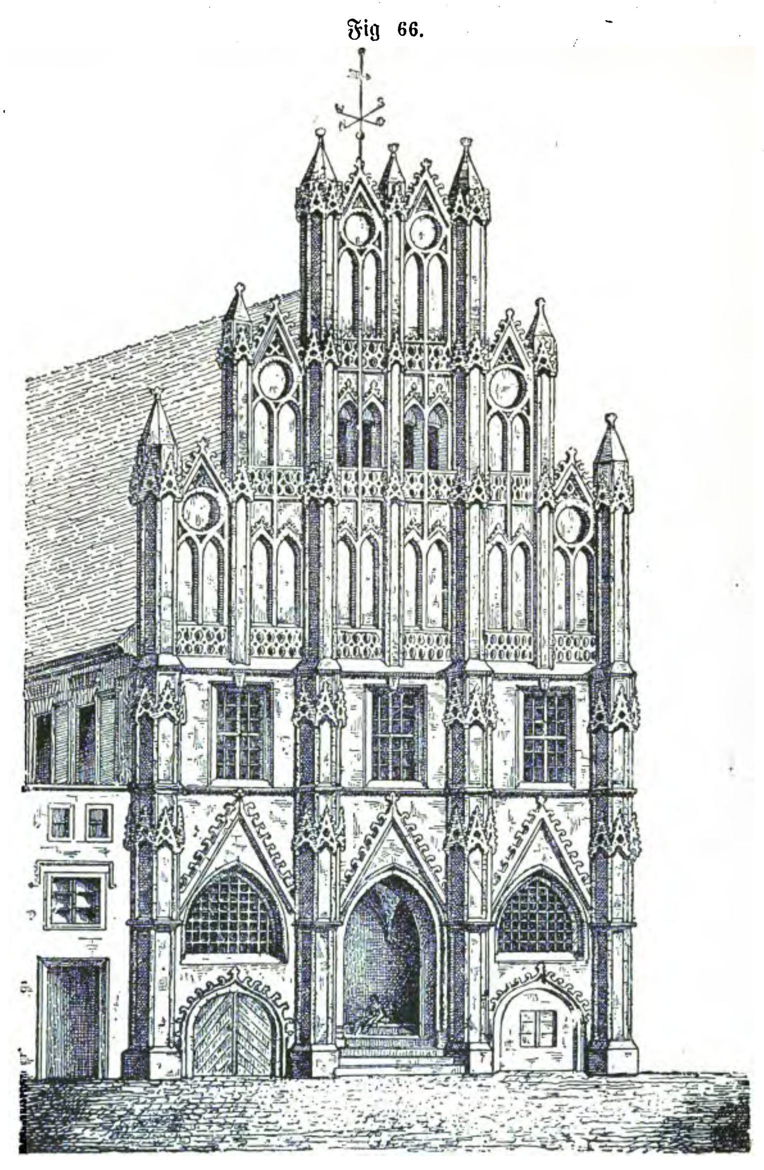
Alle Fäden der Verwaltung liefen am Hofe des Markgrafen zusammen, welchen ein Kreis von Hofbeamten umgab, die zugleich im Staatsdienste Verwendung fanden. Der wichtigste Beamte war der Kanzler, welcher das große Siegel des Markgrafen führte und dessen Urkunden ausfertigte. Nur an besonders wichtige heftete der Markgraf noch ein kleineres Siegel, das er sich selbst vorbehielt. In der markgräflichen Kanzlei waren außerdem noch mehrere Notare beschäftigt, welche wie ihr Chef dem geistlichen Stande angehörten, da nur in diesem die für dieses

Fig. 65



Rathaus der Altstadt Brandenburg (um 1350, Vorderfassade). Aus Adler, Backstein-Bauwerke 2c.

Fig 66.



Ostfassade des Rathauses zu Königsberg i. N. (14. Jahrh.).
Aus Bergau, Bau- und Kunst-Denkmäler Brandenburgs.

Fig. 67.

Westfassade des Rathauses zu Königsberg i. N. (15. Jahrh.)
Aus Bergau, Bau- u. Kunst-Denkmäler Brandenburgs.

Amt nötige Bildung zu finden war. Die Leitung der Finanzen lag in den Händen des Kämmerers, dem ursprünglich die Aufsicht über die markgräfliche Kammer und die aus dem Ertrag der Domänen und den Naturallieferungen der Zinsleute stammenden Vorräte anvertraut war. Auch der Marschall war zunächst Hofbeamter gewesen und verwaltete, wie sein Name sagt, den markgräflichen Marstall. Deshalb begleitete er seinen Herrn auf Reisen, bei denen ein zahlreiches Gefolge von Reisigen üblich war. Allmählich erlangte er vornehmlich militärische Befugnisse und führte die Vassallen und Ministerialen in den Krieg. Nach der im 13. Jahrhundert eintretenden Erweiterung der Mark reichte ein Marschall nicht aus, und es gab mehrere nebeneinander, über die ein Obermarschall gesetzt ward. Schon im 14. Jahrhundert wurden diese Ämter als erbliche Lehen an besonders bewährte Geschlechter verliehen, so das Amt des Obermarschalls an die Edlen Gänse von Putlitz. Die übrigen Ämter am Hofe des Markgrafen hatten keinen staatlichen Charakter, sondern waren lediglich Hofämter, wie das des Truchseß, Schenken, Jägers und auch des Hofmeisters, der einem modernen Hofmarschall entspricht. Er hatte die Aufsicht über das Hofgesinde, und es gab ihrer mehrere, als im 13. Jahrhundert mit der Teilung der Mark die Zahl der Hofhaltungen sich vermehrte. Der Sitte des Mittelalters entsprechend erhielten alle diese Beamten keinen Gehalt, sondern wurden am Hofe des Markgrafen verpflegt und bezogen besondere Einkünfte aus Lehen, die sie der Gnade ihres Herrn verdankten.

Die Rechtspflege war in der Mark anders geordnet als sonst im Reiche, da eine vollfreie Bevölkerung fehlte. Wenn der Sachsenspiegel sagt: Der Markgraf dinget „bi sines selbes hulden“, so bedeutet dies, daß in der Mark alle richterlichen Urteile und Befehle nicht unter Königsbann, sondern des Markgrafen Bann ergingen. Letzterer bedeutete die Strafe für Ungehorsam gegen richterliche Entscheidungen und betrug 30 Schillinge. Um die Gerichtsverfassung der Mark im Mittelalter zu

verstehen, muß man sich erinnern, daß der Gerichtsstand des einzelnen ein persönlicher war und sich nach seinem Stande und seiner Abkunft richtete. Zunächst schied die Geistlichkeit in Kirche und Kloster aus, sie unterlag der besondern geistlichen Gerichtsbarkeit. Über die Ritterbürtigen urteilte der Markgraf selbst oder ein von ihm bestellter Hofrichter, und zwar wenn es sich um Lehnssachen handelte, nach Lehnsrecht, waren es Ministerialen, nach Hofrecht. Seit dem 14. Jahrhundert war in Lehnssachen allein das Hofgericht in Tangermünde zuständig. Sonst gab es Hofgerichte in jeder der fünf märkischen Landschaften, welche mit je einem Hofrichter und mehreren Schöffen von Ritterstande besetzt waren. Die Ausführung des Urteils war je einem Landeshauptmann überwiesen, der zugleich die oberste Polizeiverwaltung in seiner Landschaft besaß. Auch in Strafsachen war der Markgraf die oberste Instanz, doch beauftragte er mit seiner Vertretung das Hofgericht in Tangermünde oder einen der Landvögte.

Für die nicht bevorrechteten Stände gab es ursprünglich zwei Instanzen. Die niedere Gerichtsbarkeit stand in Dorf und Stadt dem Schulzen zu. Dieser hielt das „Burding" mit einem rechtskundigen Urteiler ab, an dessen Stelle erst spät Schöffen traten. Er hatte nur eine beschränkte Kriminalgerichtsbarkeit, entschied in Diebstählen bis zu einem Werte von 3 Schillingen, über Betrug durch falsches Maß und Gewicht, bei Schlägereien und Körperverletzungen, wenn die Beteiligten auf frischer That ergriffen waren. In Zivilsachen übte er alle Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, so z. B. nahm er Erbverzichte entgegen und bewirkte Auflassungen, da er zur Veräußerung eines Bauerngutes seine Zustimmung geben mußte. Ihm standen die Gefälle der niedern Gerichtsbarkeit zu.

Die höhere Gerichtsbarkeit war dem Vogt vorbehalten, der alle 6 Wochen eine ordentliche Gerichtssitzung, das sog. „Landding," abhalten mußte. Ihm dienten Schöffen, meistens sieben, als Urteiler, die persönlich frei sein mußten. Von den durch

das Landding eingehenden Gerichtssporteln bezog der Markgraf zwei Drittel, den Rest der Vogt. In gleicher Weise besaß der Stadtvogt in den Städten die höhere Gerichtsbarkeit, deren Umfang sich nach dem besondern Stadtrecht richtete. Die älteren Städte hatten meist magdeburgisches Recht und übertrugen, wie Stendal, Salzwedel, Brandenburg, dann wieder ihr Stadtrecht auf die im 13. Jahrhundert entstehenden Orte. Schon zu Ende desselben Jahrhunderts erhielt vielfach der Stadtschulze die höhere Gerichtsbarkeit, und das Amt des Vogts verschwand, wenn die Stadt jene durch Kauf vom Markgrafen an sich brachte. Veräußerte sie, wie seit 1300 mehrfach geschah, der Markgraf an einen Privatmann, so wurde dieser Lehnsherr des Stadtschulzen. Beisitzer im Stadtgericht waren die Schöffen (gewöhnlich sieben), welche der Landesherr nach dem Rat angesehener Einwohner auf 3 Jahre, selten auf Lebenszeit bestellte. Die Ausführung der Urteile des Stadtgerichts stand dem Büttel zu.

Als im 14. Jahrhundert die Unsicherheit in manchen Gegenden unerträglich ward, wurden besondere Kriminalgerichte unter Vorsitz der Vögte eingerichtet, die ohne Unterschied der Person über Diebstahl, Raub und Mord richteten. In der Altmark bestanden noch besondere Verhältnisse. Solange es hier Grafschaften gab, saßen die Vizegrafen zu Gericht und sprachen Recht unter Königsbann, der doppelt so hoch war als der des Markgrafen. Anderseits war für die im 12. Jahrhundert zahlreich eingewanderten Niederländer in der Vogtei Arneburg ein sog. „Botding" eingerichtet, zu dem die Schöffen aus den niederländischen Kolonisten genommen wurden.

Bis zur Goldenen Bulle war von allen Urteilen in der Mark eine Appellation an den deutschen König möglich, der bekanntlich im 13. Jahrhundert ein besonderes königliches Hofgericht bestellt hatte. Erst Karl IV. hat dem Kurfürsten von Brandenburg das privilegium de non appellando verliehen.

Während in den Städten die Polizei von der Justiz getrennt war, war dies auf dem flachen Lande nicht der Fall

und beide in der Hand des Schulzen oder des Vogts vereinigt. In den Forsten übte die Polizei der Heidereiter aus. Da seit dem 14. Jahrhundert die ordentlichen Beamten nicht ausreichten, um dem Raubwesen zu steuern, so traten die Städte wiederholt zu Bündnissen zusammen, mit ausdrücklicher Bewilligung des Landesherrn.

Der Markgraf war ursprünglich einer der reichsten Fürsten Deutschlands, da ihm der größte Teil der Mark zu Eigentum gehörte und er von Bauern und Bürgern Zins, von der Kirche den Zehnten empfing. Außerdem waren die Ausgaben rein persönlicher Art, da der Kriegsdienst als eine Lehns- oder Dienstpflicht keine Kosten verursachte. Durch viele Verleihungen an Kirchen, Klöster und Ritterbürtige minderte sich das landesherrliche Einkommen und reichte nicht aus, als bei der Teilung der Mark mehrere fürstliche Hofhaltungen eingerichtet wurden. Zu den ordentlichen Einnahmen gehörten die Erträge aus dem landesherrlichen Grundbesitz, der schon früh eine erhebliche Einbuße erlitt; denn als am Ende des 12. Jahrhunderts die Allodialgüter unter die Lehnshoheit des Erzbischofs von Magdeburg kamen, war der Markgraf gehalten, davon den Lehnsdienst zu leisten und die sog. „Lehnware" zu entrichten.

Die gesamte Bevölkerung in Dorf und Stadt hatte mit Ausnahme der Lehns- und Freibauern an den Markgrafen einen Zins, den sogen. Hufenzins, zu zahlen, der pro Hufe etwa 3 Schillinge betrug. Auch wer in den Städten keinen Acker besaß, zahlte eine Art Haussteuer, den Worth- oder Rutenzins, der sich nach dem Umfang der Gärten oder der Länge der Hausfront richtete. Derselbe betrug z. B. in Stendal für jedes Grundstück 4 Pfennige jährlich oder pro Rute einen Pfennig.

Bis zum 14. Jahrhundert hatten die Ritterbürtigen, die Schulzen und sonstigen Personen, welche dem Markgrafen lehnspflichtig waren, die Lehnware (laudemium) zu leisten; später schwand diese Abgabe, und die Steuerfreiheit des Adels bildete sich aus. Reiche Einkünfte brachten dem Markgrafen die Regalien,

die wir schon im 13. Jahrhundert in seinem Besitz finden, so das Salzregal und vor allem das Münzrecht. Man prägte Münzen aus Silber und Gold, wobei das Verhältnis beider Metalle 1:12 war. Auf 1 Pfund fein rechnete man anfangs, wie in der Karolingerzeit, 20 Silber- und 80 Goldschillinge, doch prägte man diese nicht aus, sondern nur die Denare oder Pfennige, welche den zwölften Teil eines Schillings ausmachten. Anfangs betrug ein Silberpfennig nach heutigem Gelde 35 Pf., ein Goldpfennig aber 4 Mk. Später verschlechterte sich das Geld, indem man statt des Pfundes die feine Mark à 16 Lot als Einheit annahm; damit verminderte sich der Wert eines Schillings auf 2 Mk. 10 Pf. Im 14. Jahrhundert wurde es auch in der Mark Sitte, nach böhmischen Groschen zu rechnen, von denen das Schock 42 Mk., der einzelne also 70 Pf. galt. Die damals unter dem Namen Gulden aufkommenden Goldmünzen hatten einen Wert von etwa 10 Mk., derselbe sank aber allmählich auf 8 herab. Die Münzen wurden alljährlich umgeprägt, und die alten mußten um den Jakobitag gegen neue umgetauscht werden, weil sie sonst ihren Wert verloren. Dadurch daß der Markgraf nun für 16 alte Pfeninge nur 12 neue gab, machte er einen unerhörten Gewinn, der die Kosten des Umprägens und den durch das übliche Beschneiden der Münzen entstandenen Verlust erheblich überstieg. Auch das Münzrecht ging dann im 14. Jahrhundert vielfach dem Landesherrn verloren und kam durch Kauf an Städte oder Edelleute.

Ferner bezog der Markgraf Einkünfte von der Fischerei in Flüssen und Seen, von seinen Mühlen, soweit er das Mühlenrecht nicht an die Schulzen verliehen oder sonst verkauft hate, aus den öffentlichen Waldungen, für deren Nutzung die Bauern einen Zins in Hafer und Honig entrichten mußten. Die Juden, die ursprünglich eine ganz leidliche Stellung in der Mark hatten, zahlten ein Schutzgeld an den Landesherrn, bis die Städte diese Einnahmequelle durch Kauf an sich brachten. Sodann erinnern wir an die Gefälle aus der höheren Gerichts-

barkeit, von denen zwei Drittel in die Kasse des Markgrafen flossen. Weit mehr brachten die Zölle ein, die an Landstraßen und Flüssen mit Erlaubnis des Königs erhoben wurdeu. Noch zu Karls IV. Zeit bestanden in der Mark 18 Zollstätten, welche 3200 Schock Groschen (etwa 130000 Mk.) lieferten. Leider gingen durch unzählige Befreiungen und Verleihungen die meisten davon in der Zeit der Quitzows verloren.

Da schon die askanischen Markgrafen mit ihren ordenlichen Einnahmen nicht auskamen, so veranlaßten sie die Unterthanen von Zeit zu Zeit zu einer **Bede**, deren ursprünglich freiwilliger Charakter sich aus dem Namen ergiebt. Um sich gegen willkürliche Forderungen zu schützen, einigten sich über deren Höhe die Vassallen und sonstigen Lehnsleute mit dem Markgrafen. Eine solche Einigung fand z. B. im Jahre 1281 statt und setzte die Bede pro Hufe auf drei Vierdinge einer Mark fest. Ritter und Knappen waren für 6, resp. 4 Hufen davon befreit, die Leute ohne Grundbesitz zahlten 6 Pf. von jedem Pfunde ihres beweglichen Vermögens. Diese ordentliche Bede führte auch den Namen Orbede oder Erbbede und unterschied sich von der außerordentlichen Bede, die nur in besonderen Fällen bewilligt wurde, z. B. um den Markgrafen oder seine Angehörigen aus der Gefangenschaft zu lösen, für den Fall eines Krieges und dergl. Obwohl sich die Markgrafen schon damals verpflichteten, die Orbede nicht zu veräußern, kauften sich doch viele Städte auf Jahre von dieser Steuer frei, und die Ritterbürtigen entzogen sich ihrer Zahlung ganz. Ebensowenig gelang es die Geistlichen auf die Dauer heranzuziehen. Durch diese Befreiungen verscherzten die Markgrafen eine feste Einnahme, die sich im 13. Jahrhundert bis auf 10000 Mark Silbers belief.

Da die Stände die Erhebung der Orbede nicht ohne Kontrolle lassen wollten, wurde in jeder Vogtei eine ständische Kommission ernannt, die aus 4 Rittern und 2 Bürgern mit dem Vogt als Vorsitzenden bestand und alljährlich sich ergänzte.

Der Markgraf war in seinem Lande oberster Kriegsherr und stand dem deutschen Könige freier gegenüber als die Herzoge. Den wichtigsten Bestandteil seines Heeres bildeten die Lehnsleute, die für ein Ritterlehen von 6 Hufen selbst mit 3—4 Leuten zu Roß zu Felde ziehen mußten. Der Knappe leistete mit einem Mann für ein Gut von 4 Hufen Lehnsfolge. Da die Ritter in der Regel größere Güter besaßen, so mußten sie für die überschießenden Hufen die Bede zahlen, was jedoch in der Zeit der Auflösung allmählich fortfiel. Manche von den Ritterbürtigen waren schon als Ministerialen nach ihrem Dienstrecht zur Heeresfolge verpflichtet, bald jedoch traten sie nach Empfang von Lehen in den Kreis der übrigen Ritter ein. Ferner hatten die Lehnschulzen einen reisigen Mann zu stellen. Die Verpflichtung der Bürger richtete sich nach ihrem Stadtrecht, wie denn manche Städte sogar volle Befreiung vom Kriegsdienste erlangten. Sonst verteilte der Rat das von der Stadt zu stellende Aufgebot auf die vornehmen Geschlechter und die Gilden. Die Bauern waren nur in beschränktem Umfange zum Heeresdienst verpflichtet, da seit dem Ende des 11. Jahrhunderts der Schwerpunkt der deutschen Heere in der Kavallerie lag. Sie mußten jedoch bei der Verteidigung des Landes gegen auswärtige Feinde mitwirken und wurden als Besatzung in Burgen und an den Übergängen der Flüsse und Landstraßen verwandt. Während des Friedens mußten sie beim Bau und der Befestigung von markgräflichen Burgen helfen, und diese Pflicht blieb bestehen, wenn die Burg einem andern übertragen wurde. Allerdings konnten sie sich von dieser Last loskaufen. Im Kriege waren sie verpflichtet, dem Markgrafen mit einem vierspännigen Heerwagen, in der Regel drei Tage lang, ins Feld zu folgen, doch auch davon wußten sie sich durch Geld und Dienste anderer Art zu befreien. Beim Heere führte über die Bauern seines Bezirks der Vogt den Befehl, beim „Burgwerk“ der Burghauptmann. Das städtische Aufgebot stand unter der Aufsicht der Bürgermeister, unter denen die Zunftmeister kommandierten.

über die vornehmlich aus Lehnsleuten bestehende Reiterei führte, wie erwähnt, der Marschall den Oberbefehl.

Die Kirche in der Mark genoß wie überall völlige Freiheit. Nur war der Markgraf insofern günstiger gestellt als andere Reichsfürsten, da die drei märkischen Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus nicht reichsunmittelbar waren, sondern von ihm die Belehnung mit ihren Lehnsherrschaften empfingen. Deshalb gehörten sie auch zu den Ständen der Mark, doch hatte auf ihre Wahl der Landesherr keinen Einfluß. In seinem ganzen Lande hatte dieser die Vogtei über Kirchen und Klöster, da denselben die Ausübung der Blutgerichtsbarkeit nicht gestattet war. Außerdem besaß er über die Mehrzahl der Kirchen das Patronatsrecht, weil sie vom Landesherrn begründet und mit Einkünften ausgestattet waren. Als Patron hatte er ein Vorschlagsrecht bei der Besetzung geistlicher Pfründen, während dem Bischof innerhalb seiner Diözese die Ernennung selbst zukam. Ferner stand die Verwaltung der Kirchengüter unter seiner Aufsicht. In allen diesen Obliegenheiten wurde der Markgraf durch die Landvögte vertreten.

Wie schon mehrfach in unserer Betrachtung angedeutet ist, waren die öffentlichen Zustände der Mark seit dem Aussterben der Askanier in eine heillose Verwirrung geraten. Schon die letzten Askanier hatten viele Dörfer an Edelleute verpfändet oder verkauft, und diese traten nun als Mittelspersonen zwischen den Landesherrn und die bäuerliche Bevölkerung. Dem Gutsherrn fiel der Zins zu, er zog die Bede von seinen Bauern ein, um sie an den Markgrafen abzuführen. Einstweilen übte der Schulze noch als markgräflicher Beamter Polizei und Gerichtsbarkeit aus, doch auch dies hörte auf, wenn der Markgraf die Lehnspflichten des Schulzen, die inzwischen meist in eine Geldabgabe verwandelt waren, auf andere übertrug. So wurde der Gutsherr zugleich Lehnsherr des Dorfschulzen und zog dessen Gut ein, wenn sein mit dem Lehen ausgestattetes Geschlecht erlosch. Alsdann ließ er das Schulzenamt durch einen Bauern als Setz-

schulzen verwalten, der dafür notdürftig entschädigt wurde. Nicht selten erwarben mehrere Personen Anrechte an ein Dorf, und dann traten mancherlei Verwickelungen ein, die dem Gedeihen des Bauernstandes nicht förderlich waren.

In ähnlicher Weise schwand der Einfluß des Markgrafen auf die Städte, von denen die größten die Rechte des Landesherrn selbst erwarben, andere unter die Lehnshoheit der Geistlichkeit oder des Adels kamen. Auch der Amtsbezirk der Vögte verringerte sich durch mannigfache Befreiungen von der landesherrlichen Gerichtsbarkeit, die nicht bloß der Kirche, sondern auch Privatleuten zu Teil wurden. Selbst ganze Vogteien wurden als Pfand odder durch Verkauf veräußert. Damit geriet dann auch das Landgericht in Verfall. Selbst das Amt des Landeshauptmanns wurde in ähnlicher Weise behandelt. Da derselbe in der Regel ein Schloß zu Lehen und besondere Einkünfte aus Zöllen und den Gefällen einer Vogtei oder gar ein Jahrgeld aus der markgräflichen Kammer erhielt, so war es ein einträglicher Posten und schien ein geeignetes Pfandobjekt für die immer geldbedürftigen Luxemburger. Daß ein solcher Pfandgläubiger die Landeshauptmannschaft nur unter dem Gesichtspunkte ihrer Einträglichkeit verwaltete und kein besonderes Interesse hatte, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, versteht sich von selbst. Demnach war es für die Mark eine Lebensfrage, daß endlich ein neues kräftiges Geschlecht zur Herrschaft kam, welches eine edlere Auffassung von den Pflichten eines Landesherrn besaß als die Fürsten aus wittelsbachischem oder luxemburgischem Stamme.

Zweites Buch.

Die Mark Brandenburg unter den ersten Hohenzollern.

Kapitel 1. Die Hohenzollern als Burggrafen von Nürnberg.

Am westlichen Abhange der schwäbischen Alb erhebt sich inmitten einer Gruppe niederer Berge der steile Kegel des Zollerberges bis zu 200 m Höhe und bietet eine umfassende Aussicht über das schwäbische Land mit seinen Gipfeln, Hochebenen und Thälern. Im Westen schweift der Blick über den Schwarzwald hinaus bis zu den fernen Vogesen, im Süden sieht man über dem in einem Nebelmeer schwimmenden Bodensee die Schneehäupter der Alpen schimmern. Hier steht noch die Burg des Geschlechts der Hohenzollern, allerdings in veränderter Gestalt, da sie nach ihrer Zerstörung im 15. Jahrhundert neu erbaut, während des 30jährigen Krieges befestigt und von Friedrich Wilhelm IV. völlig restauriert worden ist (s. Fig. 68—69).

Der ursprüngliche Name des Berges wie des erlauchten Geschlechts war Zollern; derselbe kommt wahrscheinlich von Söller oder Höhe her, wie ja auch der Name Hohenstaufen einen ähnlichen Ursprung hat. Es verdient kaum bemerkt zu werden, daß die Genealogien, durch welche das dortige Grafengeschlecht an die römische Familie der Colonna oder an die schon früh in der Lombardei auftretenden Colaltos angeknüpft wurde

keinen Glauben verdienen, wenn auch die erste jener Genealogien schon im 15. Jahrhundert Verbreitung gefunden hat und selbst vom Papste Martin V., einem Colonna, geglaubt wurde. Wahrscheinlicher ist der Zusammenhang der Zollern mit dem schwäbischen Geschlechte der Burchardinger, das man im 10. Jahrhundert etwa in den Gegenden, wo später die Hohenzollern, ansässig findet. Man schließt jenes aus der Übereinstimmung der Vornamen, die bei beiden Familien üblich sind; dieselben erscheinen

Fig. 68.

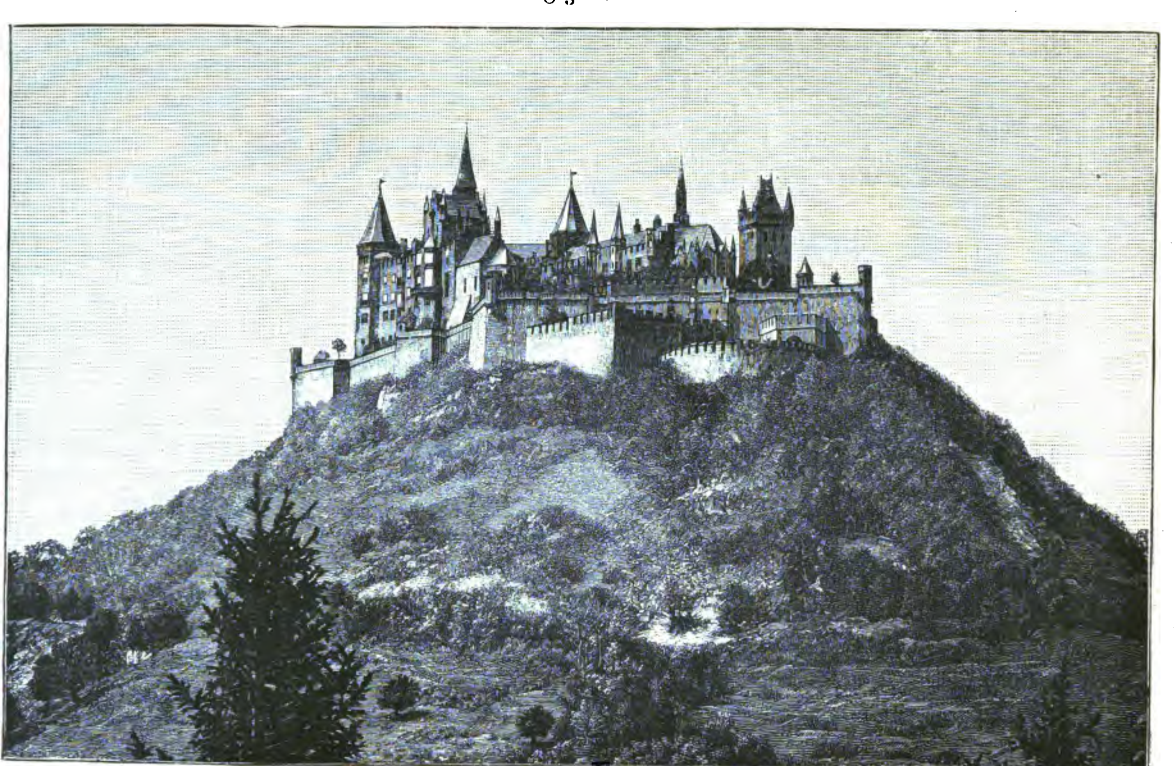


Burg Hohenzollern in ihrer früheren Gestalt.
Aus Stillfried-Kugler, Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland.

auch bei den Grafen von Nellenburg, die sicher mit den Burchardingern verwandt waren. Letztere lassen sich bis in die Zeit Karls des Großen zurückverfolgen und starben 973 aus.

Als erste Grafen von Zollern werden Burchard und Wezel erwähnt, zwei Brüder, welche im Jahre 1061 ihren Tod fanden. Adelbert, wohl Wenzels Sohn, begründete die Linie Haigerloch und stiftete im wildesten Teile des Schwarzwaldes das Kloster Alpirsbach. Sein Zweig scheint mit seiner Tochter

Fig. 69



Burg Hohenzollern nach der Wiederherstellung. (Nach einer Photographie von J. C. Daiker in Hechingen.)

Irmintrud erloschen zu sein, dagegen blühte in Burchard II., dem Sohne des gleichnamigen Grafen, das Geschlecht der Zollern weiter. Mit ihm betreten wir historischen Boden. Während sein ältester Sohn Burchard III. den Zweig der Grafen von Hohenberg begründete, die sich nach einer im höchsten Teile der Alb belegenen, aber im 15. Jahrhundert zerstörten Burg nannten und nur in Albrecht dem Minnesänger, einem Schwager Rudolfs von Habsburg, einen berühmten Vertreter hatten, übrigens um 1486 ausstarben, hinterließen Burchards II. zweiter und vierter Sohn keine Nachkommen. Nur der dritte, Friedrich I., setzte das Geschlecht fort. Seit dieser Zeit sieht man die Hohenzollern in immer steigendem Grade als treue Diener der deutschen Könige thätig. Schon Friedrich I. folgte dem Könige Heinrich V. 1110 nach Italien und wohnte seiner Krönung in Rom und der darauf folgenden Beisetzung seines Vaters in Speier bei. Sein Sohn Friedrich II. (seit 1115) erscheint zwar anfangs im Gefolge Kaiser Lothars, ist später aber immer auf seiten der Hohenstaufen und scheint im Kampfe mit den Sachsen um 1139 den Tod gefunden zu haben. Wie Friedrichs jüngeren Bruder Berthold, der fast 30 Jahre Friedrich I. diente, finden wir des ersteren Sohn Friedrich III. bei Hofe thätig, solange der Oheim lebte, immer in dessen Begleitung. Er war von seiner frommen Mutter ursprünglich für das Kloster bestimmt, entschied sich dann aber für das Laientum und schritt erst spät zur Ehe. Wohl der Gnade Kaiser Friedrichs, zu dessen vertrauten Räten er gehörte, hatte er es zu danken, daß ihm die Erbtochter des Burggrafen Konrad II. von Nürnberg, die Gräfin Sophie von Raabs, zum Altar folgte. Mit ihrer Hand erwarb er die Aussicht auf die Nachfolge in der Burggrafschaft Nürnberg, der Grafschaft Raabs an der Thaya und zahlreichen Besitzungen in Österreich und Franken. So erhielt er denn auch nach dem Tode des Burggrafen im Jahre 1191 von Kaiser Heinrich VI. die Belehnung. Die Erwerbung der Burggrafschaft ist für die Hohenzollern von der folgenreichsten Bedeutung ge-

wesen. Der wichtigste Bestandteil der Burggrafschaft war das Amt des Burggrafen, nämlich der Vorsitz im kaiserlichen Landgericht, dessen Kompetenz sich bald über Sachsen, Schwaben, Franken und das Rheinland erstreckte. Zur Burggrafschaft selbst gehörten außer der Kadolzburg und der Stadt Fürth nur wenige Dörfer, um so zahlreicher waren die Güter, welche die Grafschaft Raabs bildeten.

Fig. 70.

1226.

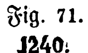


Siegel Friedrichs IV., Grafen von Zollern.
Aus Stillfried, Burg Hohenzollern.

Burggraf Friedrich war den Staufern Heinrich VI., den er auf mehrere Reichstage begleitete, und Philipp von Schwaben ein treuer und geschickter Ratgeber. Wirkte er doch 1198 bei dem Staatsvertrage mit Frankreich mit, der gegen England und den Gegenkönig Otto gerichtet war. Auch an den folgenden Kämpfen war er beteiligt und bot Philipp bei der Belagerung von Braunschweig hilfreiche Hand. Er starb schon 1201 und fand im Kloster Heilsbronn wie viele seiner Nachkommen seine Grabstätte. Seine Gemahlin überlebte ihn noch um fast 20 Jahre,

immer mit milder Hand die geistlichen Stifter bedenkend. Ihre beiden Söhne Friedrich IV. und Konrad (vergl. Fig. 70—71) herrschten zunächst gemeinsam; nachdem sie mündig geworden, schlossen sie sich der Tradition ihres Hauses gemäß dem Könige Philipp an. Nach dessen unglücklichem Ende begleitete Konrad zwar den König Otto IV. auf seinem Römerzuge, trat jedoch wie

Fig. 71.





Siegel Konrads, Burggrafen von Nürnberg.
Aus Stillfried, Burg Hohenzollern.

sein Bruder zu dem jungen Hohenstaufen Friedrich II. über, als dieser über die Alpen nach Deutschland kam. Etwa um 1227 teilten die Brüder ihren Besitz, dabei erhielt Konrad die Burggrafschaft Nürnberg mit vielen Besitzungen in Franken und Österreich, während Friedrich die schwäbischen Güter und Lehen zufielen. Damit fand eine Trennung der fränkischen von der schwäbischen

Linie statt; uns interessieren hier nur die Schicksale der erstgenannten, doch bemerken wir, daß von der schwäbischen Linie das noch heute blühende, wenn auch nicht mehr souveräne Geschlecht der Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen abstammt.

Burggraf Konrad, der jüngere von beiden Brüdern, war mehrere Jahre im Rate des jungen Königs Heinrich, des Sohnes Fried-

Fig. 72.
1296.



Siegel Friedrichs III., Burggrafen von Nürnberg.
Aus Stillfried, Burg Hohenzollern.

richs II. Er vermittelte seine Heirat mit einer Prinzessin von Österreich und begleitete ihn zur Krönung seiner Gattin nach Aachen. Später wurde er von Heinrich vernachlässigt, welcher die Empörung gegen seinen Vater betrieb, um so mehr schenkte Friedrich II. dem Burggrafen sein Vertrauen und übertrug ihm sogar die Statthalterschaft in Österreich. Als jedoch der Kaiser zum zweiten

Male dem Banne verfiel, scheint sich Konrad von der staufischen Partei getrennt zu haben; er schloß sich dem Gegenkönig Heinrich Raspe und dessen Nachfolger Wilhelm von Holland an, kehrte schließlich aber doch zum Staufer Konrad IV. zurück. Nachdem er schon vorher die Verwaltung seiner Lande seinem Sohn Friedrich überlassen hatte, starb er 1261. Durch seine Gattin Clementia war er ein Oheim Rudolfs von Habsburg.

Von seinen beiden Söhnen hatte der ältere, Friedrich III., (vgl. Fig. 72) schon längere Zeit am politischen Leben teilgenommen. Obwohl der jüngere Sohn, Konrad IV., auch den Titel eines Burggrafen besaß, hatte er doch keinen Anteil an der Herrschaft und führte ein beschauliches Leben, das vornehmlich frommen Übungen geweiht war. Da seine Söhne meist in den deutschen Ritterorden traten, überließ er später den größten Teil seiner Besitzungen der Kirche. Bald nach seinem Tode (1314) erlosch sein Zweig. Friedrich III. trat durch seine Vermählung mit Elisabeth, einer Tochter Ottos I., Herzogs von Meran, in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Dynastien in Frankreich, Ungarn und Schlesien. Wichtiger war, daß ihm bei dem Erlöschen des Mannsstammes der Herzoge von Meran ein Teil ihres Gebietes zufiel. Nach mancherlei Kämpfen gegen den Bischof von Bamberg, welcher einige Lande als erledigte Lehen einziehen wollte, erhielt der Burggraf durch Schiedsspruch die Herrschaft Baireuth und die Lehnshoheit über das Land Regnitz mit der Stadt Hof. Von den burgundischen Besitzungen des Hauses Meran vermochte er nur die Schirmvogtei über das Erzstift Besançon zu retten. Leider starben seine beiden Söhne aus erster Ehe früh — sie sollen bei einem Aufruhr getötet sein — deshalb suchte er die Nachfolge in seinen Lehen den Töchtern zuzuwenden. Er hätte die Erhebung des Staufers Konradin gern gesehen, doch fand dieser unglückliche Jüngling nur zu bald seinen Tod. Schmerzlich fühlte der Burggraf die Zerrüttung des Reichs während des Interregnums. Deshalb gab er sich alle mögliche Mühe, Rudolf von Habsburg, der übrigens sein Vetter war,

zur deutschen Krone zu verhelfen; denn er ist es gewesen, der die Blicke der Kurfürsten auf jenen wenig begüterten Mann lenkte. Zum Dank dafür erteilte ihm Rudolf unmittelbar nach seiner Krönung das Recht, daß ihm eine seiner Töchter in der Burggrafschaft folgen sollte, falls er ohne männliche Erben stürbe. Als dann König Ottokar von Böhmen im Aufstande beharrte, ging der Burggraf im Auftrage des Königs 1274 zum Papste Gregor X. nach Lyon und erreichte hier die Anerkennung von Rudolfs Wahl. Doch schenkte Ottokar den Ermahnungen des Papstes, sich zu unterwerfen, kein Gehör. Schon an Rudolfs erstem Feldzuge gegen Böhmen war Friedrich beteiligt, noch größer war jedoch sein Anteil an der Schlacht auf dem Marchfelde (1278), wo er trotz seines Alters die Sturmfahne des Reichs trug und den Heerbann aus Steiermark und Kärnten zum Siege führte. Sein Beistand war damals um so wertvoller, als nur wenige Fürsten dem Habsburger gefolgt waren. Auch in den folgenden Jahren war Friedrich in dessen Interesse thätig und unterstützte ihn in seinen Bemühungen, die Nachfolge in den österreichischen Landen seinen Söhnen zuzuwenden.

Inzwischen war des Burggrafen erste Gemahlin gestorben, und er hatte sich 1275 mit Hedwig, einer Schwester des Herzogs Albrecht von Sachsen, vermählt. Aus dieser Ehe erwuchsen ihm noch zwei Söhne und eine Tochter. Während der älteste, Johann, von schwächlicher Gesundheit war und den Vater, der 1297 starb, nur um wenige Jahre überlebte, setzte der jüngere, Friedrich IV., das Geschlecht fort. Er nahm wegen seiner Jugend erst unter Heinrich VII. an den Reichsangelegenheiten teil, spielte dann aber neben den ersten Männern jener Zeit, dem Mainzer Erzbischof und dem Grafen Berthold von Henneberg, eine bemerkenswerte Rolle. Im Auftrage des Königs geleitete er dessen jugendlichen Sohn Johann nach Böhmen (1310) und wirkte bei der Begründung der luxemburgischen Hausmacht mit, ohne zu ahnen, daß dieses Haus einst berufen sein würde, die Macht seines Geschlechtes zu erhöhen. Nach Heinrichs frühem

Tode trat er auf die Seite Ludwigs von Bayern, dessen Partei auch Berthold von Henneberg ergriffen hatte, und verpflichtete sich ihm mit 100 Gewappneten zu Hilfe zu ziehen. Wie wichtig sein Beistand war, zeigte er in der Schlacht bei Mühldorf (1322), wo einer seiner Getreuen, der Ritter Rindsmaul, den linken Flügel Ludwigs befehligte. Er selbst hielt mit 400 Reitern im Hinterhalt am Isarflusse, durch Anhöhen dem Feinde verborgen, und brach auf ein Zeichen des Feldhauptmanns plötzlich hervor. Man erzählt, er habe zum Schein das Banner von Österreich gezeigt und dadurch den Feind getäuscht, welcher in den herannahenden Reitern Truppen des Herzogs Leopold von Österreich, dessen Ankunft man erwartete, zu sehen vermeinte. Als dann Schweppermann mit den Bayern den Angriff erneute, wurden die Österreicher von zwei Seiten gefaßt und erlitten bekanntlich eine vollständige Niederlage. Friedrich der Schöne ergab sich dem Burggrafen, dessen Diener ihn gefangen hatten. Auch bei der Versöhnung zwischen beiden Königen (1325) ist der Burggraf neben dem Grafen von Henneberg beteiligt gewesen. Er begleitete wenige Jahre später Ludwig nach Rom zur Kaiserkrönung und half ihm bei jeder Gelegenheit, auch durch Geldvorschüsse. Dafür verlieh ihm jener mehrere Reichslehen, erhob dazu mehrere bayrische Lehen, die der Burggraf erworben hatte, überließ ihm als Pfand einige Besitzungen in der Nähe von Nürnberg und manche Rechte in dieser Reichsstadt. Am wichtigsten für Friedrich war der Gewinn des Bergregals, das auch auf edle Metalle ausgedehnt wurde und namentlich an Gold einen erheblichen Ertrag bot. Auch von anderen Fürsten erwarb Friedrich Gebietsteile durch Kauf, darunter die Stadt Ansbach vom Grafen Ludwig von Öttingen. Am 19. Mai 1332 ist er gestorben.

Von seinen zahlreichen Söhnen, unter denen einige in den geistlichen Stand traten, folgte ihm sein Erstgeborner Johann II. in der Burggrafschaft. Dieselbe gewann unter ihm erheblich an Umfang durch den Anfall der Herrschaft Plassenburg mit

der Stadt Kulmbach, Besitzungen, die noch aus der Hinterlassenschaft des Hauses Meran stammten. Auch Johann schloß sich zunächst an das Haus Wittelsbach an und unterstützte den Kaiser bei der Behauptung der Mark Brandenburg, obwohl er dafür keinen Dank erntete. Hier wirkte er 1345 als des Markgrafen Ludwig Stellvertreter und versah das Amt eines obersten Hauptmanns daselbst. Es ist zweifelhaft, ob innere Überzeugung oder die Aussicht auf bessern Lohn den Burggrafen dann zur Partei des Luxemburgers Karl hingezogen hat. Der Haß der Gegenpartei äußerte sich bald in der lächerlichen Beschuldigung, des Burggrafen Gemahlin Elisabeth habe den Kaiser Ludwig, der damals eines plötzlichen Todes starb, durch Gift getötet. Johanns Unterstützung war für Karl damals von Bedeutung, da dessen Anhang anfangs klein war. Jener verschaffte ihm die Reichsstadt Nürnberg und begleitete ihn dann auch auf seinem Zuge durchs Reich. Doch war er nicht willens, sich an dem Vernichtungskrieg gegen das Haus Wittelsbach oder gar am Betruge des falschen Waldemar zu beteiligen. Vielmehr schloß er gleich seinem Bruder Albrecht schon 1348 mit den Wittelsbachern einen Waffenstillstand. Karl IV. bewahrte ihm zunächst scheinbar seine Gunst, bereitete jedoch gegen ihn einen Krieg vor, für den er an dem Pfalzgrafen Rudolf und dann sogar an dem undankbaren Ludwig von Brandenburg Bundesgenossen gewann. Doch noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten wurde 1350 durch des letztern Vermittelung eine Aussöhnung zwischen Johann und dem Könige herbeigeführt. Dieser suchte sich nun die Anhänglichkeit des Burggrafen durch wiederholte Verträge zu sichern. So schloß er 1351 zu Pirna mit dem Pfalzgrafen Rudolf, der ihm schon die Anwartschaft auf die benachbarte Oberpfalz eröffnet hatte, und dem Burggrafen einen ewigen Bund, welcher nachher mehrfach bestätigt wurde. Johann starb 1357, nachdem er Karl noch auf seinem Zuge nach Rom gefolgt war. Sein jüngerer Bruder Albrecht der Schöne, der schon früher den Titel eines Burggrafen besessen und an der Verwaltung des Landes teil-

genommen hatte, wurde nun das Haupt des Geschlechts. Es verdient Erwähnung, daß er 1344 an einem Kreuzzuge des deutschen Ordens gegen die heidnischen Litauer teilnahm, auf dem allerdings keine Lorbeeren erworben werden konnten. Die Sage erzählt dann noch von seiner Liebe zu einer Gräfin von Orlamünde, die seine Zuneigung gewann, bevor er sich mit einer Gräfin von Henneberg vermählte. Als die Orlamünderin, die Witwe gewesen und zwei Kinder gehabt haben soll, auf die Heirat hindrängte, soll er den Ausdruck gebraucht haben, das ginge wohl an, wenn vier Augen nicht wären. Dies bezog die Gräfin auf ihre Kinder und tötete sie im Wahnsinn der Leidenschaft, indem sie ihnen eine Nadel ins Gehirn stieß. Der Burggraf aber soll die Mörderin, statt sie zu heiraten, in den Kerker geworfen und haben hinrichten lassen. Seitdem soll sie als „weiße Frau“ in den Schlössern der Hohenzollern in Franken und später auch in Brandenburg umgehen und sich immer zeigen, wenn ein Todesfall in diesem Herrscherhause bevorstehe (s. Fig. 73). Es ist

Fig. 73.



Grabstein der sog. „Weißen Frau“.
Aus Stillfried-Kugler, Die Hohenzollern 2c.

wenig wahrscheinlich, daß diese Sage überhaupt einen historischen Hintergrund hat; sie findet sich auch bei anderen Dynastien und beruht auf einem germanischen Mythos.

Albrecht lebte noch bis 1361 und verwaltete zunächst mit seinem Neffen Friedrich V., dem Sohne Johanns, gemeinsam die Burggrafschaft. Als beide im März 1358 teilten, fiel dem erstern das Land unterhalb des Gebirges mit Ansbach und der Herrschaft Baireuth zu, und er schlug seinen Sitz auf der Kadolzburg auf. Doch ging diese ausgedehnte Landschaft bei Albrechts Tode auf Friedrich V. über, welcher bei der Teilung das Land oberhalb des Gebirges erhalten hatte, wodurch das Gebiet der Burggrafschaft wieder vereinigt wurde. Friedrich hatte aus seiner Ehe mit Elisabeth von Meißen lange Zeit nur Töchter. Diesen Umstand beschloß Kaiser Karl auszunutzen und suchte durch Heirat den Anfall der Burggrafschaft an sein Erbland Böhmen zu sichern. Man pflegte zu jener Zeit noch unmündige Kinder miteinander zu verloben, Verträge über die künftige Mitgift zu schließen, ja darin festzusetzen, was nachgeborene Kinder, über deren Hand man auch schon verfügte, erhalten sollten. Kaum war deshalb des Kaisers Sohn Wenzel geboren, so wurde er mit des Burggrafen Tochter Elisabeth verlobt. Als Mitgift war die Burggrafschaft mit ihrem ganzen Gebiet ausbedungen, falls Friedrich ohne männliche Erben stürbe. Sollte einer der jungen Verlobten dahinscheiden, so sollte der nächste Prinz, resp. Prinzessin in das Verlöbnis zum Ersatz eintreten. Der Kaiser ließ sich im voraus von den Städten und Rittern der Burggrafschaft huldigen und betrachtete den Heimfall dieses wertvollen Landes als sicher. Er erwies sich dem Burggrafen für sein Entgegenkommen dadurch dankbar, daß er ihn für die Zeit seiner Abwesenheit zum Hauptmann in Franken ernannte und ihm die Reichsvogtei im Elsaß übertrug. Bei weitem höher zu schätzen war die Verleihung des Fürstenrechts an den Burggrafen (1363). Dadurch wurde auch den zahlreichen, durch Erbschaft, Belehnung und Kauf erworbenen Landen der

Hohenzollern der Charakter eines Reichsfürstentums beigelegt. Der Burggraf hatte bekanntlich Besitzungen in Österreich, welche von den dortigen Herzogen zu Lehen gingen; diese stellte der Kaiser unmittelbar unter das Reich. Dagegen gab er den genannten Heiratsplan auf, als dem Könige Ludwig von Ungarn eine Tochter geboren wurde, welche Erbin des Königreichs zu werden versprach. Der Burggraf trat bereitwillig zurück und erhielt dafür die Zusage, daß seine Reichslehen wie seine Eigengüter auf seine Töchter übergehen sollten, falls er ohne männliche Erben stürbe. Das Schicksal fügte es, daß die ungarische Prinzeß früh starb, während Elisabeth, des Burggrafen Tochter, schon 1366 dem jungen Ruprecht von der Pfalz verlobt war. Wohl erneuerte Karl damals mit Friedrich die noch mit dessen Vater geschlossene Erbeinigung, welche den Anfall der Burggrafschaft an Böhmen zum Zweck hatte, im übrigen zeigte er sich aber weniger wohlwollend, nahm jenem die Reichsvogtei im Elsaß und entschädigte ihn kaum durch die minder wichtige Reichs- und Landvogtei in Oberschwaben. Da wurde dem Kaiser 1368 ein neuer Sohn, Siegmund, geboren, und sofort kam er auf seinen Heiratsplan zurück. Der Burggraf gab nach einigem Widerstreben seine Zustimmung zur Verlobung des neugebornen Prinzen mit seiner Tochter Katharina. Recht versorglich war der Zusatz des Vertrages, daß auch, wenn dem Burggrafen innerhalb der nächsten fünf Jahre ein Sohn geboren werden sollte, dieser mit einer Tochter des Kaisers, falls diesem der Himmel eine bescheere, vermählt werden sollte. Beide Parteien begnügten sich nicht mit dem üblichen Eidschwur, um die Durchführung des Vertrages zu sichern, sondern setzten eine Konventionalstrafe von 100000 Gulden fest. Daß trotz dieser Abmachung die Burggrafschaft den Hohenzollern verblieb, ist der Geburt der beiden Söhne zu danken, welche dem Burggrafen in den folgenden Jahren geboren wurden: Johann III. und Friedrich VI. Der Kaiser hatte an der Vermählung seines Sohnes mit einer Tochter des Burggrafen nun kein wei-

teres Interesse und ließ schon 1372 den letzterwähnten Vertrag kündigen, als die Geburt einer neuen ungarischen Prinzessin, Hedwig, für Siegmund eine bessere Heirat ermöglichte. Die Aufhebung des Vertrages machte viele Schwierigkeiten, weil man nicht wieder, wie bei der ersten Gelegenheit, die Vermittelung des Papstes nachsuchen konnte. Nach längeren Verhandlungen, während welcher die Entziehung der Landvogtei in Oberschwaben die feindselige Gesinnung des Kaisers gegen den Burggrafen offenbarte, willigte dieser in die Aufhebung des Verhältnisses und schickte Katharina in ein Kloster.

Als die wachsende Macht des Städtebundes, welcher sich 1381 in Speier gebildet hatte, König Wenzel veranlaßte, einen allgemeinen Landfrieden zu verkünden, gehörte auch der Burggraf zu den dabei beteiligten Reichsständen. Obwohl die Städte in der Heidelberger Einung diesem Landfriedensbunde beitraten, kam es dann bekanntlich überall zu Kriegen jener gegen Fürsten und Ritterschaft. So entstand auch um 1388 in Bayern, Schwaben und Franken ein Krieg mit den Städten, dem sich der Burggraf, der lange für den Frieden eingetreten war, nicht entziehen konnte. Zunächst belagerte er die Reichsstadt Rothenburg an der Tauber, verglich sich aber mit ihr, dann bestürmte er Windsheim vergeblich. Als darauf die Nürnberger die Fehde begannen und mehrere Städte und Burgen des burggräflichen Gebiets verwüsteten, richtete Friedrich gegen sie seine Waffen, konnte sich ihrer aber nur mit Mühe erwehren und schloß schon 1389 einen Frieden, worauf er sich bemühte, ein leidliches Verhältnis mit der mächtigen Reichsstadt anzubahnen. In seinem Lande suchte der Burggraf den Frieden aufrecht zu erhalten und eine öffentliche Sicherheit herzustellen. Unter seiner Regierung findet man die ersten Spuren einer geordneten Finanzwirtschaft, und so gewann er hinlängliche Mittel, um sein Gebiet durch Ankäufe zu vergrößern, z. B. von Schwabach, Gunzenhausen, Wassertrüdingen. Obgleich er anfangs einer Teilung der Burggrafschaft abgeneigt war, hat er später in einer An-

ordnung von 1385 seine Söhne nur verpflichtet, innerhalb der nächsten zehn Jahre nicht zu teilen; in jedem Falle sollten die eigentliche Burggrafschaft und die Bergwerke von der Teilung ausgeschlossen sein. Wegen seiner geschwächten Gesundheit trat er jenen schon 1397 sein Amt und den größten Teil seiner Lande ab, indem er für sich nur die Plassenburg und die zugehörige Herrschaft behielt. Doch er starb schon am 21. Jan. 1398.

Friedrichs Söhne Johann III. und Friedrich VI. hatten damals noch nicht das dreißigste Lebensjahr erreicht, aber schon mancherlei trübe Erfahrungen gemacht. Beiden war die Mutter früh gestorben und Johann dann mit Kaiser Karls Tochter Margarete vermählt worden, der er schon als Kind versprochen war. Er trat nun zu seinem Schwager Wenzel in nähere Beziehungen und war in dessen Dienste wiederholt thätig. Die Verlobte des jüngern Bruders Friedrich, Alexia Visconti von Mailand, starb früh, und dieser konnte sich lange nicht zu einem neuen Verlöbnis entschließen. Er lebte dann einige Zeit am Hofe des Herzogs Albrecht von Österreich, der sein Schwager war, und machte gleich seinem Bruder die unglückliche Schlacht bei Nikopoli mit, in welcher das Ungarnheer von den Türken geschlagen und König Siegmund nur durch einen der hohenzollernschen Brüder der drohenden Gefahr entrissen wurde. Nach des Vaters Tode teilten beide Brüder gemäß den vom Vater erlassenen Bestimmungen. Dabei erhielt Johann das Fürstentum Baireuth mit der Herrschaft Plassenburg, Friedrich das Fürstentum Ansbach. Die Burg Nürnberg und die Lehen in Österreich blieben gemeinschaftlich. Die noch immer herrschende Unsicherheit im Reiche hatte die Burggrafen veranlaßt, Wenzel zur erneuten Verkündigung eines Landfriedens zu bewegen; derselbe kam zwischen den Fürsten und Reichsstädten in Franken noch im Jahre 1397 zustande, wobei Friedrich das Amt eines königlichen Bundeshauptmanns übernahm. Wenige Monate später erfolgte in Frankfurt a. M. ein allgemeiner Landfriede. Friedrich wartete seines Amtes mit Eifer und einigem Erfolg,

obwohl die Truppenmacht, welche die einzelnen Bundesmitglieder gestellt hatten, sich nur auf einige hundert Mann belief. Es folgte dann bekanntlich Wenzels Absetzung, an welcher die beiden Brüder in ganz verschiedener Weise beteiligt waren. Während Johann, der die Partei Wenzels nicht verließ, 1399 auf einer Zusammenkunft der Fürsten des Marburger Bundes als Gesandter des Königs erschien und dessen Interesse zu wahren suchte, wohnte Friedrich der Versammlung in Oberlahnstein, wo Wenzel entsetzt wurde, und der unmittelbar darauf folgenden Wahl Ruprechts zum Könige bei und schloß sich diesem aus inniger Überzeugung an, weil er von ihm, der übrigens sein Schwager war, eine Besserung der öffentlichen Zustände im Reiche erwartete. Er begleitete ihn dann auch auf seinem unglücklichen Zuge nach der Lombardei und hatte die Genugthuung, daß auch sein Bruder Johann, so sehr er auch einen Bruch mit Wenzel zu vermeiden suchte, Ruprecht als König anerkannte.

Aus seiner Ehe mit der luxemburgischen Prinzessin wurde Johann nur eine Tochter geboren, die sich später mit dem Grafen Eberhard von Württemberg vermählte. Friedrich hat erst im Jahre 1401 Elisabeth, des verstorbenen Herzogs Friedrich von Bayern-Landshut Tochter, heimgeführt, eine nicht nur schöne, sondern auch entschlossene Frau, welche in Abwesenheit ihres Gatten öfters die Landesgeschäfte besorgte. Leider wurde Friedrich dadurch in den Familienzwist verwickelt, welcher damals im bayrischen Herrscherhause wütete. Viel Verdruß bereitete ihm auch sein Streit mit der übermütigen Reichsstadt Rothenburg, die 1405 dem Marbacher Bunde beitrat. Als sie in die Acht erklärt wurde, weil sie die Urteile des Nürnberger Landgerichts und des königlichen Hofgerichts mißachtete, verband sich Burggraf Friedrich mit dem Bischof von Würzburg und dem Grafen Eberhard von Württemberg, um dieselbe durchzuführen. Zwar wurde 1407 das Gebiet der Stadt erobert, aber diese widerstand einer Belagerung und erlangte durch Vermittelung des Marbacher Bundes einen Waffenstillstand auf ein Jahr. Dann hob

König Ruprecht die Reichsacht auf, ließ bloß die der Stadt gehörigen Burgen schleifen, schenkte aber derselben die Summe, welche sie laut richterlichen Urteils an den Burggrafen zu zahlen hatte. Als sich Friedrich dann bemühte, wenigstens die Reichsvogtei in Rothenburg zu erlangen, hatte er keinen Erfolg, obgleich er sich verpflichtete, dieselbe sogleich wieder der Stadt zu verpfänden. Ein Opfer dieser Wirren war der Bürgermeister Heinrich Toppler, den man des Einverständnisses mit dem Burggrafen beschuldigte; er wurde von den Städtern als Verräter in den Kerker geworfen, in welchem er nach wenigen Monaten starb. Durch die Rothenburger Fehde kam Friedrich VI. in finanzielle Not und trat, wie oben berichtet ist, in den Dienst des ungarischen Königs, welcher ihn dann zur Statthalterschaft und schließlich zum Kurfürstentum der Mark Brandenburg beförderte.

Kap. 2. Friedrich I.

Nach bevor die Zustimmung König Wenzels zur Übertragung der Mark an Friedrich (s. Fig. 74) erfolgt war, hielt dieser am 18. Okt. 1415 seinen Einzug in Berlin, wo der märkische Adel und die Vertreter vieler Städte erschienen waren. Hier ließ er seine durch König Siegmund erfolgte Ernennung zum erblichen Markgrafen und Kurfürsten verkündigen und erlangte die Huldigung, obgleich einige Städteboten den Einwand erhoben, daß der König, welcher ihre Huldigung persönlich entgegengenommen habe, sie auch nur mündlich von ihrer Pflicht zum Gehorsam befreien könne. Erst als man sie darauf hinwies, daß sie ja den König, der damals eine langdauernde Reise nach Spanien angetreten hatte, die ihn bis nach England und den Niederlanden führte, aufsuchen könnten, um sich von ihrem Eide entbinden zu lassen, gaben sie ihren Widerspruch auf. Nach altem Brauche wurde die Huldigung von den einzelnen Städten, in welche sich der Kurfürst begab, geleistet, was diesen bis ins folgende Jahr in der Mark zurückhielt.

Mit Unrecht hat man behauptet, daß Friedrich seine fränkischen Diener auf Kosten der märkischen Bevölkerung begünstigt habe. Man findet sogar nur wenige Gnadenbeweise

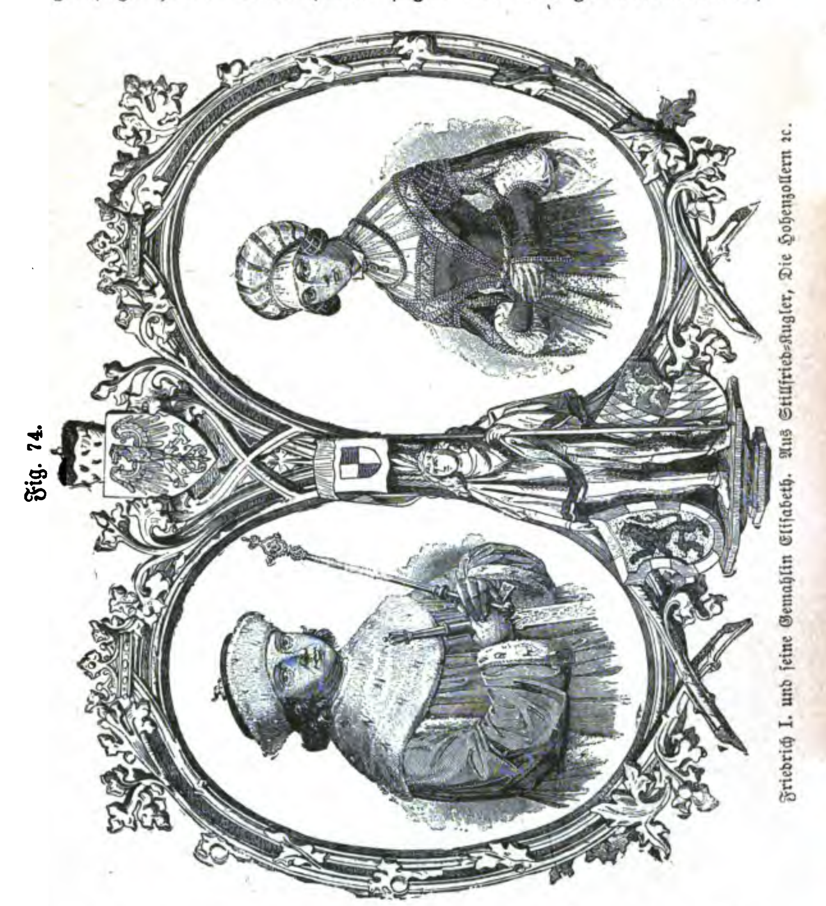


Fig. 74.

Friedrich I. und seine Gemahlin Elisabeth. Aus Stillfried-Kugler, Die Hohenzollern ꝛc.

an Franken, dagegen zahlreiche an märkische Familien in den Urkunden. Auch die unbotmäßigen Vasallen, die erst jüngst gedemütigt waren, erhielten Verzeihung und zum Teil ihre Lehen

wieder; so Wichard von Rochow die Burg Golzow, Gebhard von Alvensleben Schloß und Vogtei Gardelegen und zugleich auf Wunsch der Stände die Würde des Hauptmanns der Altmark. Selbst Kaspar Gans von Putlitz erlangte bald nach der Abreise des Kurfürsten die Freiheit wieder. Im Sommer des Jahres 1416 begab sich dieser, nachdem er sich noch mit den Herzogen von Pommern-Stettin wegen einiger verpfändeten Orte in der Uckermark geeinigt und mit Mecklenburg wenigstens eine Einigung vorbereitet hatte, nach Konstanz.

Hier fand am 18. April 1417 auf dem obern Markt die Belehnung des Kurfürsten durch den König statt. Vor dem sog. Hause „zu dem hohen Hafen“ war eine Tribüne errichtet, auf welcher für Siegmund ein Thron aufgestellt war. Nachdem die Mannen des Kurfürsten und anderer Fürsten zu Roß einen feierlichen Umzug durch die Stadt gehalten hatten, holten sie Friedrich aus seiner Wohnung ab und geleiteten ihn zum Markte. Hier stieg der König zunächst auf die Tribüne, von hohen Geistlichen und seinem Kanzler, welcher die Belehnungsurkunde in der Hand hielt, begleitet. Alsdann begaben sich die Kurfürsten von der Pfalz und von Sachsen mit Zepter, Reichsapfel und Schwert auf die Tribüne und stellten sich neben dem Könige auf. Nun erst stieg Friedrich hinauf, von zwei Bannerträgern geleitet. Oben angelangt, knieten alle drei nieder und vernahmen, wie der Kanzler aus der Belehnungsurkunde die Pflichten des Kurfürsten aufzählte. Darauf begann der König: „Herr Kurfürst des heil. römischen Reichs, lieber Oheim! Wollt Ihr das beschwören?“ Friedrich antwortete nur: „Mächtiger König, gerne!“ und leistete den Eid. Siegmund überreichte ihm dann das Banner der Mark Brandenburg und der Burg Nürnberg, ferner Zepter und Reichsapfel zum Zeichen der Belehnung.

So schildert Ulrich von Reichental, ein Zeitgenosse, und der Konstanzer Gebhard Dacher fast übereinstimmend den Akt der Belehnung. Obgleich die Abbildungen in der Konstanzer

Fig. 75.

Friedrich begiebt sich zum Empfang der Belehnung.
Aus Riedel, Ahnherren des Preuß. Königshauses.

Fig. 76 u.



Kaiser Siegmund belehnt
Aus Riebel,

Fig. 77.



Friedrich mit der Mark.
Ahnherren zc.

Handschrift des Reichental nicht ganz mit der Erzählung übereinstimmen, fügen wir sie hier bei (s. Fig. 75—77), weil sie gleichzeitigen Ursprungs sind. Auf den beiden letzten Bildern trägt Friedrich gleich dem Kurfürsten von Sachsen geistliche Kleidung, während er auf dem ersten Bilde in Fürstentracht dargestellt ist.

Kurfürst Friedrich I. hat leider den größten Teil seiner noch folgenden Regierungszeit dem Dienste des Königs widmen müssen, was der Mark in ihrem noch unfertigen Zustande nur nachteilig war. Auf dem Konzil zu Konstanz wirkte er bei den wichtigsten Regierungshandlungen Siegmunds mit, verhinderte das Auseinandergehen des Konzils und überwand alle Schwierigkeiten, welche der Wahl des Papstes Martin V. entgegenstanden. Die Bedeutung Friedrichs prägt sich auch darin aus, daß er bei der Krönung gleich dem Könige des Papstes Zelter im Festzuge führte. Als dann wegen des drohenden Türkenkrieges der König das Reich verließ, ernannte er den Kurfürsten 1418 zu seinem Statthalter. Dieser trat sein wichtiges Amt in einer schwierigen Zeit an, denn es war in vielen deutschen Städten zu Unruhen gekommen, und in Böhmen stand ein blutiger Krieg bevor. Friedrich bemühte sich, den Bund, welchen die vier rheinischen Kurfürsten geschlossen hatten und der die Städte und Fürsten am Rhein bedrohte, unschädlich zu machen. Er verhinderte auch den Krieg des Pfalzgrafen mit Baden und schloß mit jenem selbst ein Bündnis, so daß der rheinische Bund jetzt weniger gefährlich wurde. Als dann Köln von den Verbündeten bedrängt wurde, gelang es ihm Frieden zu stiften. Nicht geringeren Eifer zeigte er, um die Fehden in Franken und Bayern zu unterdrücken.

Inzwischen kam es im Jahre 1419 in Prag zu Unruhen; die religiös-nationale Bewegung, welche sich hier zeigte, hätte sich bald wieder gelegt, wenn Siegmund mehr Mäßigung und Konsequenz bewiesen hätte. Die hussitische Partei wollte ihn in ihrer Mehrzahl nach Wenzels Tode als König anerkennen,

wenn er ihre Forderungen bewilligte. Seine Weigerung veranlaßte die blutigen und ruhmlosen Hussitenkriege. Als so ein Unwetter im Osten heraufzog, wäre es Pflicht der deutschen Fürsten gewesen, ihre Sonderhändel einzustellen. Allein Herzog Ludwig von Bayern verfolgte mit tödlichem Hasse seinen Vetter Heinrich und dessen Schwager, den Kurfürsten Friedrich. So lange dieser in Franken blieb, hielt jener noch an sich, doch als Friedrich zum König nach Breslau zog, überfiel der Bayer die Burg der Hohenzollern in der Stadt Nürnberg bei Nacht, plünderte sie und brannte sie nieder. An die Städte in der Mark richtete er Briefe, durch welche er sie zum Abfall vom Kurfürsten aufrief. Weil Ludwig das Prinzip der Selbsthilfe auf seine Fahne schrieb, strömten ihm auch überallher, selbst aus fernen Landen beutegierige Edelleute zu und nahmen an seinen Raubzügen teil.

Während sich dieses Unwetter über Franken entlud, ballte sich ein zweites an den Grenzen der Mark zusammen. König Siegmund hatte zu Konstanz Friedrichs Lehnshoheit über das Herzogtum Pommern-Stettin anerkannt. Um die drohende Übermacht der Hohenzollern einzuengen, schlossen die Nachbarfürsten einen Bund, zuerst die Herzoge von Pommern und Mecklenburg, dann auch Sachsen-Lauenburg und Braunschweig-Lüneburg. Ja selbst der Herr von Werle, der sich einen Fürsten von Wenden nannte, zerriß den erneuten Lehnsvertrag mit dem Kurfürsten und schloß mit dem Herzoge von Mecklenburg-Stargard eine Erbverbrüderung. Die Verbündeten begannen im Frühlinge 1419 den Krieg. Herzog Johann von Stargard wurde dabei von den Märkern gefangen, aber die Stadt Prenzlau fiel in die Hände der Feinde. Der Kurfürst wurde durch die Reichsversammung zu Breslau im Januar 1420 von der Mark fern gehalten; erst im März konnte er dahin eilen, entriß den Mecklenburgern die Schlösser Dömitz und Gorlosen und wandte sich gegen die Pommern, welche zum Entsatz von Angermünde herbeizogen. Hier kam es nun zu

einem denkwürdigen Kampf, der sogar im Liede verherrlicht ist und in der Chronik des Engelbert Wusterwitz folgende Darstellung gefunden hat:

„Mittwochs nach Judica (27. März) hat der Markgraf Friedrich die Stadt Neu-Angermünde in der Uckermark, welche in die 70 Jahre von den Herzogen zu Stettin innegehalten, bestritten und eingenommen, und weil er das Schloß nicht bald samt der Stadt hat erobern können, hat er es belagert. Denn der pommersche Schloßhauptmann hat nicht allein das Schloß, sondern auch das eine Thor noch innegehabt. Da nun Herzog Kasimir in Pommern, dieses Namens der sechste, vernommen, daß er das Schloß und das eine Thor noch frei hätte, ist er willens gewesen, mit Gewalt da einzufallen und die Märker wieder aus der Stadt zu jagen. Weil er aber von seinen Kundschaftern gehört, daß sich die Märker mitten auf dem Markt wohl verschanzt hätten und daß ein Herr von Putlitz mit 400 Reitern vor dem Thor im Hinterhalt läge, hat der Ritter, Herr Detlef von Schwerin, geraten, der Herzog sollte sich erst an Putlitzens Haufen machen und denselben trennen, damit er hernach desto besser in die Stadt ohne Widerstand kommen möchte. Diesen Ratschlag hat der Herzog nicht annehmen wollen, sondern ist mit seinem hellen Haufen der Stadt zu gezogen, und als er durch das Thor, welches sein Hauptmann noch innehatte, hineingekommen, hat er in drei Gassen drei Banner aufgerichtet. Nun hatte der Markgraf sein Volk am meisten in den Herbergen untergebracht und hier und dort in der Stadt gelassen. Er selbst aber hatte sich mit etlichen Reitern auf dem Markt mit den Wagen verschanzt und sich darauf zur Ruhe begeben, weil er die vorige Nacht bei der Eroberung der Stadt große Mühe und Arbeit gehabt und nicht viel geschlafen hatte. Als nun Herzog Kasimir unversehens in die Stadt gekommen war und mit den Seinen nicht anders dachte, als er hätte die Stadt wieder in seiner Gewalt, da haben sie alle geschrieen: „Stettin! Stettin!“ Von solchem Geschrei

ist der Kurfürst samt den Seinen erwacht, hat sich mit seinem Banner der Mark Brandenburg bald hervorgemacht und ist mit den Pommern in einen harten Streit mitten in der Stadt gekommen; da sind Detlef von Schwerin und Peter Trampe, beide Ritter, die an der Spitze der Herzoglichen standen, mit vielen andern geblieben und erschlagen worden. Und weil der Herr von Putlitz mit seinen 400 Reitern auch hineingedrungen und die Pommern also recht mitten unter den Feinden gewesen, daß sie sich hinten und vorn haben wehren müssen, ist es ihnen unmöglich gewesen, etwas Treffliches auszurichten, sondern sie haben wieder durch das Thor, durch welches sie hineingekommen, zurückweichen müssen. Da das geschehen, hat der Markgraf mit gewaltiger, gewappneter Hand den Hauptmann vom Schlosse getrieben, über 300 Mann von den Pommern und Polen und über 500 Pferde gefangen genommen, welche die Märker folgenden Tages unter sich geteilt haben. Zu Ehren dieses Sieges hat der löbliche Markgraf in gedachter Stadt Angermünde mehrere Edelleute durch Herrn Günther von Bartensleben zu Rittern geschlagen."

Der Eindruck dieses Sieges war so groß, daß Friedrichs Feinde sich zum Frieden bequemten, der am 23. Aug. 1422 zu Perleberg durch Vermittelung Braunschweigs zustande kam. Man unterwarf sich dem Schiedsspruche der beiden Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die im folgenden Jahre einen dreijährigen Waffenstillstand festsetzten, während dessen jede Partei behalten sollte, was sie von dem Gegner an Gebiet und Leuten im Besitz habe.

Inzwischen hatte König Siegmund des Kurfürsten Mahnung zur Milde gegen die Hussiten kein Gehör geschenkt, sondern war der päpstlichen Partei gefolgt, die zur Strenge gegen die Ketzer drängte. Auf der Reichsversammlung in Breslau, wo es sich nicht nur um die hussitische Bewegung, sondern auch um den Streit des deutschen Ordens mit Polen handelte, fällte Siegmund als Schiedsrichter einen für die Polen so ungünstigen

Urteilsspruch, daß diese ihm Parteilichkeit vorwarfen. Friedrich hoffte, der König werde jetzt, da er Polens Feindschaft fürchten mußte, gegen die Böhmen milder verfahren. Doch derselbe faßte jetzt einen verhängnisvollen Entschluß; er bat den Papst, einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ketzer zu predigen. Nun gewann die revolutionäre Partei, an deren Spitze die Stadt Prag stand, die Oberhand, und der böhmische Adel, welcher Siegmund schon anerkannt hatte, fiel ab und suchte den Polen die Wenzelskrone zuzuwenden.

Am ersten Kreuzzuge gegen Böhmen (1420) nahm Friedrich nicht teil, weil er in der Mark zurückgehalten wurde. Der unglückliche Ausgang desselben ist bekannt; daß Siegmund damals die Krönung in der Kirche St. Veit zu Prag erlangte, war von untergeordneter Bedeutung. Nichts half dem König, daß er sich um die Gunst des böhmischen Adels bemühte und die Deutschen zurücksetzte; am Ende des Jahres war ganz Böhmen in den Händen der radikalen Partei, welche von Ziska geführt wurde. Seit dieser Zeit zeigt sich eine Entfremdung zwischen Siegmund und dem Kurfürsten; er nahm diesem übel, daß er sich am Kreuzzuge nicht beteiligt hatte. Um so mehr gewann Ludwig von Bayern die Gunst des Königs und trat nur noch frecher gegen den Kurfürsten auf. Diesem mußte daran liegen, in seinem Lande Ruhe zu haben; deshalb versöhnte er sich mit dem Erzbischof von Magdeburg, welcher ihm die seit einigen Jahren sich wiederholenden Einfälle märkischer Ritter zur Last gelegt hatte. Auch Hans von Quitzow, welchen gleich seinem Bruder Dietrich der Erzbischof in seine Dienste genommen hatte, erhielt jetzt Friedrichs Verzeihung. Um sich vor Einfällen der Böhmen zu sichern, schloß dieser damals ein Bündnis mit Meißen und Kursachsen. Dann that er Schritte, Polen auf seine Seite zu ziehen. Die Böhmen hatten nämlich dem polnischen Könige Wladislaw die Krone angeboten. Es lag im Interesse Brandenburgs dies zu verhindern, weil sonst der Orden und die an ihn verpfändete Neumark wären ver-

loren gewesen, zumal hussitische Lehren schon in Hinterpommern Anhänger gefunden hatten. Der Kurfürst kam auf den Gedanken, für seinen zweiten Sohn Friedrich, der allerdings noch ein Knabe war, um die Hand von Wladislaws einziger Tochter Hedwig zu werben. Auch König Siegmund erklärte sich anfangs mit diesem Plane einverstanden. So wurde denn im März 1421 zu Krakau, wohin sich auch der Kurfürst begeben hatte, die Verlobung mit Zustimmung der Stände abgeschlossen, und der jugendliche Friedrich blieb am polnischen Hofe zurück. Gleichzeitig kam es zu einem Vertrage zwischen Polen, Litauen und Brandenburg gegen den Orden, welcher dem Kurfürsten die Auslösung der Neumark verweigerte. Auch Siegmund näherte sich jetzt den Polen. Er bot dem Könige die Hand seiner Tochter Elisabeth, obwohl sie dem Herzoge Albrecht von Österreich versprochen war, und die Nachfolge in seinen Landen an, oder wenn jene für ihn zu jung wäre, sollte er seine Schwägerin, die Witwe König Wenzels, heiraten und Schlesien als Mitgift erhalten. Wladislaw entschied sich damals für das letztere, doch ist die Ehe nicht zustande gekommen.

So sehr auch Friedrich zur Milde gegen die Hussiten geneigt war, konnte er sich der Teilnahme am zweiten Kreuzzuge (1421) nicht entziehen. Er bot die Mannschaften aus der Mark auf, rückte zuerst nach Franken und vertrieb den Herzog Ludwig von Bayern, der gegen ihn und seine bayrischen Verwandten wieder den Krieg begonnen hatte. Dann drang er gleich den andern deutschen Fürsten in Böhmen ein und begann die Belagerung von Saaz an der Eger. Hier wartete man vergebens auf die Ankunft des deutschen Königs, der sein Erscheinen zugesagt hatte. Sobald aber Ziska mit den Hussiten heranrückte, stob das Kreuzheer schmählich auseinander. Nach der Niederlage der Königlichen bei Deutsch-Brod (1422) ist der Papst auf die Idee gekommen, Böhmen zu teilen und den deutschen Fürsten einzelne Gebiete als Beute anzubieten. Auch Friedrich ging auf den Plan ein, obwohl er dadurch mit seiner bisherigen

Politik der Versöhnung brach. Alle Aussicht auf Frieden schwand, als der Großfürst Witold von Litauen die ihm angebotene böhmische Krone annahm und seinen Neffen Sigismund Korybut als Regenten ins Land sandte. Das Reich bereitete nun einen neuen Feldzug vor. Zwar scheiterte auf dem Reichstage zu Nürnberg der Vorschlag einer Reichskriegssteuer an der Weigerung der deutschen Städte, aber es wurde ein neuer Kreuzzug gegen die Hussiten beschlossen und Kurfürst Friedrich zum obersten Hauptmann des Kreuzheeres ernannt. Man ließ auch den Plan einer Teilung Böhmens fallen und gedachte für König Siegmund sein Erbland zu erobern. Leider kam der Kreuzzug nicht zustande, da die deutschen Fürsten die versprochenen Kontingente nicht stellten.

Obgleich der Kurfürst seine Bereitwilligkeit, zu Gunsten Siegmunds das Schwert zu ergreifen, gezeigt hatte, beharrte dieser in seinem Groll und suchte jenen bei jeder Gelegenheit zurückzusetzen. Nicht genug, daß er die Reichsverweserschaft nicht Friedrich, sondern dem Erzbischof von Mainz übertrug, er belehnte auch 1423 nach dem Erlöschen der Askanier in Kursachsen den Markgrafen Friedrich von Meißen mit diesem Kurlande, obwohl ein Teil der sächsischen Edelleute den Kurfürsten von Brandenburg zum Herrn begehrte und des verstorbenen Kurfürsten Rudolf III. von Sachsen einzige Tochter Barbara an den jungen Markgrafen Johann von Brandenburg vermählt war. Friedrich fügte sich der Entscheidung seines Lehnsherrn und entsagte seinen Ansprüchen auf Sachsen gegen eine Geldentschädigung, doch der König gab bald noch weitere Beweise seiner feindlichen Gesinnung. Er bemühte sich, einen Bund Dänemarks und der norddeutschen Fürsten gegen Brandenburg zustande zu bringen; ja er lud Friedrich vor sein Hofgericht, um sich darüber zu verantworten, weil er den Frieden mit Ludwig von Bayern gebrochen hätte. Auch bemühte sich Siegmund, die Vermählung des jungen Friedrich mit der polnischen Prinzeß zu hintertreiben und war in diesem Sinne bei seiner Anwesen-

heit in Krakau 1424 thätig. Er hatte sich damals nämlich dem polnischen Könige genähert und fand bei diesem auch in der böhmischen Frage Entgegenkommen; wenigstens verließ damals Prinz Korybut auf einige Zeit Böhmen. Allerdings hatte Siegmund sich den Polen dadurch erkenntlich gezeigt, daß er ihnen gegen den deutschen Orden freie Hand ließ. Es geschah deshalb nicht aus Sympathie für letzteren, wenn er ihm mitteilte, daß Friedrich die Mark nicht erblich, sondern nur auf Wiederkauf besitze, also unter denselben Bedingungen, unter denen der Orden die Neumark erworben habe. Vielmehr wollte er damit nur kundthun, daß der Kurfürst auf die Neumark keine Ansprüche erheben dürfe, da sein Recht auf die Kurmark selbst auf so schwachen Füßen stände. Dieselbe Gehässigkeit offenbarte sich darin, daß Siegmund Brandenburgs Lehnshoheit über Pommern dadurch antastete, daß er den Herzog Kasimir von Stettin als reichsunmittelbar anerkannte. Unter diesen Verhältnissen war für Friedrich die Kurfürsten-Einigung von Bingen (1424) von der größten Bedeutung, da hier die Verbündeten sich gegenseitig ihre Länder und Gerechtsame garantierten. Sie schlossen sich dann dem Proteste Friedrichs gegen die Vorladung vor das Hofgericht an, indem sie betonten, daß ein Kurfürst nur von seinesgleichen gerichtet werden könne, und wiesen dadurch Siegmund in seine Schranken zurück. Auch der König von Polen ging nicht auf Siegmunds Absichten ein; er hielt an der Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Friedrich fest, und Prinz Korybut kehrte bald mit einem großen Heere nach Böhmen zurück.

Nur an einer Stelle hatte Siegmund mit seinen Aufhetzungen Erfolg: die Herzoge Otto und Kasimir von Pommern-Stettin rüsteten sich zum Kriege mit Brandenburg und fanden bei den Fürsten von Mecklenburg-Stargard und Wenden Unterstützung.

Im Jahre 1425 begannen die Feindseligkeiten mit einzelnen Fehden an der pommerschen Grenze, welche die Kurfürstin Elisabeth vergebens abzustellen suchte. Dann rückten die Pommern vor Prenzlau und nahmen dies durch Verrat, doch erhielt der

kurfürstliche Hauptmann, der dort kommandierte, freien Abzug. Markgraf Johann, des Kurfürsten ältester Sohn, vermochte gegen die Übermacht nicht aufzukommen. Auch der Kurfürst selbst, der mit fränkischen und bayrischen Truppen herbeieilte und sich mit Geschütz wohl versehen hatte, wurde vor Prenzlau zurückgeschlagen. Ebenso erfolglos war die Belagerung von Schloß Vierraden, von dessen Besitz die Erhaltung von Schwedt abhing. Deshalb erregte es allgemeines Aufsehen, als der Kurfürst plötzlich mit seinen Truppen abzog und einen Teil seines Belagerungsgeräts in den Händen der Feinde zurückließ. Ein Lübecker Chronist erklärt das damit, daß der Kurfürst den Abfall seiner Mannen befürchtete. Wenn man dieser Notiz wirklich Wert beilegen will, so bleibt es doch unentschieden, ob das Aufgebot aus Franken und Bayern oder die einheimische Mannschaft zweifelhaft erschien; allerdings war man jetzt in der Mark dem Kurfürsten nicht sonderlich zugethan, weil er sich vornehmlich mit den Angelegenheiten des Reichs beschäftigte und sich selten in der Mark aufhielt.

König Siegmund machte mit den Böhmen von Jahr zu Jahr schlimmere Erfahrungen und mochte zuletzt gar nicht mehr ins Reich kommen. Doch die deutschen Fürsten konnten den Kampf gegen die Hussiten nicht aufgeben, da diese nach Ziskas Tode ihre verheerenden Einfälle in die umliegenden Länder unternahmen. Die Zeit hatte auch des Königs Abneigung gegen Friedrich vermindert, und es gelang dem Kurfürsten von Sachsen und den Herzogen von Bayern auf dem Reichstage zu Wien (1426) eine Versöhnung zwischen den beiden alten Freunden herzustellen. Auf dem Reichstage zu Frankfurt wurde dann 1427 ein vierter Kreuzzug gegen die Hussiten beschlossen. Auf Grund eines daselbst angenommenen Planes, daß von je 20 männlichen Einwohnern einer ins Feld ziehen sollte, wurden vier Heere gebildet. Auch der Kurfürst von Brandenburg nahm am Zuge teil und zwar beim fränkischen Heerhaufen. Die einzelnen Heere vereinigten sich bei Mies und begannen die Be-

lagerung dieser Stadt, brachen dieselbe aber ab, sobald die Nachricht eintraf, daß die Hussiten unter ihrem damaligen Führer Prokop dem Großen herannahten. Bald artete der Rückzug in wilde Flucht aus, und der Kreuzzug nahm ein schmähliches Ende. Obwohl man sich gegenseitig mit Vorwürfen des Verrats und der Feigheit überhäufte, gab man den Gedanken an einen neuen Feldzug nicht auf. Auf einem Reichstage zu Frankfurt, der im Nov. 1427 zusammentrat, wurde eine Kriegssteuer, der sog. „gemeine Pfennig“, beschlossen, die vornehmlich das Einkommen des Klerus treffen sollte, und zu Hauptleuten für den Kreuzzug der Kardinal von Winchester und Kurfürst Friedrich bestellt. Ihnen sollte ein Kriegsrat, der aus sechs Vertretern der Kurfürsten und drei der Reichsstädte bestand, zur Seite treten. Allein diesmal blieb es bei der guten Absicht. Wohl wurde die Kriegssteuer gezahlt, aber von den deutschen Fürsten im eignen Interesse verwandt. Der Kardinal verließ Deutschland, ohne einen Stellvertreter zu ernennen, und statt über die böhmischen Ketzer fielen die süddeutschen Stände übereinander her. Die Hussiten durchzogen in den folgenden Jahren die umliegenden deutschen Lande, sie fielen im Januar 1430 auch in Franken ein und drangen bis Baireuth und Bamberg vor. Zum Glück kam damals der Kurfürst aus Ungarn herbei und schloß vor Kulmbach mit den Feinden einen Waffenstillstand, in welchem sie gegen eine Geldzahlung die Umkehr versprachen. Das mit ihnen verabredete Religionsgespräch zu Nürnberg konnte nicht stattfinden, weil der Papst dagegen Einspruch erhob.

Nachdem es lange Zeit wegen der Erkrankung Siegmunds und mehr noch wegen der Gleichgiltigkeit der deutschen Fürsten zu keinem Reichstage gekommen war, wurde endlich im Februar 1431 in Nürnberg ein Reichstag eröffnet, der sehr besucht war. Auch der Papst Martin V. hatte als Legaten den Kardinal Julian Cesarini dahin abgeordnet. Hauptgegenstand der Beratungen war ein neuer Kreuzzug gegen die Hussiten; für denselben wurde eine Heeresordnung und vielleicht die Erhebung

einer Reichssteuer wie vor einigen Jahren beschlossen. Auch wenn der Papst damals nicht gestorben wäre, hätte er den früher maßgebenden Einfluß auf die deutschen Fürsten nicht behalten, weil er sich in der Frage des Konzils so widerwillig gezeigt hatte. Da er dasselbe, das spätestens im März 1431 in Basel zusammentreten sollte, noch immer nicht berief, ließen im Nov. 1430 zwei christliche Fürsten — man hielt sie für den Kurfürsten Friedrich und seinen Schwiegersohn, den Herzog Ludwig von Brieg — in Rom eine anonyme Schrift verbreiten, in welcher die Geistlichkeit und die Laienwelt, besonders aber die Fürsten aufgefordert wurden, für den rechtzeitigen Zusammentritt des Konzils zu sorgen. Wenn sich der Papst und die Kardinäle dem weiter widersetzen würden, so sollte das Konzil sie als Förderer der Ketzerei absetzen. Während die deutschen Fürsten in Nürnberg tagten, trafen die ersten Geistlichen in Basel zum Konzil ein, dessen Eröffnung sich jedoch bis zum Juli verzögerte. König Siegmund wollte dasselbe zur Beilegung des Streites mit den Hussiten benutzen. Wenn auch in Nürnberg ein neuer Kreuzzug beschlossen und Friedrich wieder zum Oberfeldherrn ausersehen war, so versuchte der König auf des letztern Rat zunächst den Weg der Unterhandlung mit den Hussiten. Nachdem er an den böhmischen Landtag eine Gesandtschaft geschickt hatte, welche die Böhmen aufforderte, mit den umliegenden Landen Waffenstillstand zu schließen und über ihre Forderungen in Sachen der Religion mit dem Konzil zu verhandeln, erschienen vier Abgeordnete, darunter der Priester Prokop, am königlichen Hofe zu Eger, wo sich auch Friedrich aufhielt. Die böhmischen Abgesandten forderten die Berufung eines allgemeinen Konzils, vor dem sie die Richtigkeit ihrer vier Artikel aus der heil. Schrift erweisen wollten. Doch eine Verständigung darüber wurde durch Gesandte des Baseler Konzils verhindert, und der Krieg war unvermeidlich.

Das Kreuzheer, das sich auf 90 000 Mann zu Fuß und 40 000 Reiter belief, zog in drei Haufen, von denen Kurfürst

Friedrich einen führte, über den Böhmerwald auf Tachau, indem es unterwegs überall sengte und plünderte. Als man am 14. Aug. 1431 bei Tauß auf den Feind stieß, lief das Kreuzheer auseinander, bevor es zum Kampfe kam, und ließ das Geschütz und die ganze Bagage in den Händen des Feindes. Jetzt erst erkannte Siegmund, daß man auf dem Wege der Gewalt nicht zum Frieden komme, und beauftragte den Kardinal Julian und den Kurfürsten mit Verhandlungen. Auf einer Versammlung zu Eger, an welcher Friedrich selbst teilnahm, verstanden sich zu Anfang 1432 die Hussiten endlich dazu, das Konzil zu beschicken. Bekanntlich ist es dann zu den sog. Prager Kompaktaten gekommen, welche auf Grund der vom Konzil bewilligten vier Artikel den Frieden mit der gemäßigten Partei in Böhmen herstellten.

Inzwischen hatte auch die Mark Brandenburg alle Schrecken eines Einfalls der Hussiten empfinden müssen. Jedoch ist derselbe durch spätere Tradition aufgebauscht und als gefährlicher dargestellt worden, als er in Wirklichkeit gewesen ist. In Übereinstimmung mit den besten Quellen berichtet der allerdings um 150 Jahre später lebende Pfarrer von Strausberg Andreas Angelus darüber folgendes: „Die böhmischen Hussiten brannten am Sonntage Judica (6. April 1432) die Gubener Vorstadt von Frankfurt a. O. ab samt der Karthause. Doch trieben die Frankfurter Bürger sie wieder zurück und schlugen sie zu Müllrose, zwei Meilen davon. Den Sonntag Palmarum (13. April) rückten die Hussiten wiederum vor Frankfurt und belagerten die Stadt, mußten aber unverrichteter Dinge von der Belagerung ablassen und davonziehen. Am folgenden Tage plünderten sie das Städtlein Lebus mit dem Schlosse daselbst. Danach zogen sie fort und nahmen ein und verwüsteten in der Marterwoche Müncheberg, Strausberg, Landsberg samt vielen Flecken und Dörfern." Wenn Angelus dann aber fortfährt: „Zuletzt wurden sie vor Bernau dermaßen mit heißem Brei empfangen, daß sie sich wieder davonmachen mußten, wiewohl der meiste Haufen

davon umkam", so steht er mit gleichzeitigen Berichten im Widerspruch. Denn in dem jetzt verlorenen Bernauer Stadtbuch fand sich folgende Bemerkung: „Am Tage des h. Georg, am Mittwoch in der Osterwoche (23. April), kamen die Hussiten und wollten unsere Stadt Bernau erobern und verwüsten; sie griffen uns vielfach und heftig an, wir aber widerstanden ihnen tapfer mit Hilfe Gottes und des h. Georg, und viele sind durch uns vor unserer Stadt getötet worden. Deshalb haben unsere Prokonsuln Hermann Lüdeke, Hans Bergholz, Gregor Sachtleben und Hermann Arendsee, die damals Rektoren der Stadt und Konsuln waren, eine alljährliche Prozession am Ostertage zu Ehren Gottes und des h. Georg, mit Absingen des Tedeums, gelobt." Wie eine wenig spätere Urkunde des Bischofs von Brandenburg mitteilt, wurde die Prozession bald auf den Georgstag, den Tag des Kampfes, verlegt. Auch sind die Hussiten, deren Zahl schwerlich 8000 Mann überstieg, nicht nach der Neumark gezogen, wie Angelus berichtet, sondern haben sich schleunigst aus dem Staube gemacht, denn am 8. Mai hatten sie schon wieder die böhmische Grenze überschritten. Wenn eine noch spätere Sage erzählt, daß Kurfürst Friedrich mit 6000 Mann vor Bernau geeilt sei und dort auf dem Platze, wo die Panke entspringt, die Feinde besiegt habe, wobei die Bernauer diesen in den Rücken fielen, so ist dies schon deshalb unmöglich, weil der Kurfürst gar nicht in der Mark war und sein Sohn Johann, übrigens kein Kriegsheld, damals den Ausbruch einer Fehde mit dem Fürsten von Wenden erwartete. Demnach gebührt nur den Bürgern von Bernau neben den Frankfurtern der Lorbeer für die damals bewiesene Tapferkeit.

Der Kurfürst ist seit 1426 nicht mehr in die Mark gekommen und überließ deren Verwaltung völlig seinem ältesten Sohne Johann. Diesem fehlte es an der nötigen Charakterfestigkeit, um die unzufriedenen Elemente im Lande zu zügeln und sich bei den Nachbarn in Respekt zu setzen. Da er sich außerdem fortwährend in Geldnot befand, so entschloß er sich wie einst

die Luxemburger zur Verpfändung von Gebietsteilen und Gerechtsamen. Die Mißstimmung mit seiner Verwaltung wurde noch durch die Wirren gesteigert, welche in einigen Städten ausbrachen, weil die Zünfte Eintritt in den Rat begehrten und teilweise auch durchsetzten. Der Markgraf fühlte sich in Berlin nicht mehr sicher und verlegte seine Residenz nach Spandau. Da die Unsicherheit im Lande zunahm, schlossen um 1431 die Städte in der Mittelmark und später auch die in der Altmark und Priegnitz Bündnisse. Überall suchte man sich selbst zu helfen, da man vom Landesherrn keinen ausreichenden Schutz zu erwarten hatte. Auch in den Nachbarländern sank das Ansehen der Hohenzollern. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß Mecklenburg die Erbverbrüderung nicht achtete, welche seit 1415 zwischen Brandenburg und den Herren von Werle bestand, und 1436 nach dem Erlöschen dieses Geschlechts das Fürstentum Wenden an sich riß.

Der Kurfürst hatte nach dem Tode seines älteren Bruders Johann (1420) in Franken auch das Land oberhalb des Gebirgs erworben. Er hatte dann die Kadolzburg, auf welcher er seit seiner Übersiedelung nach Franken mit Vorliebe weilte, mit großem Aufwande umgebaut, nachdem er die 1427 von den Bayern zerstörte Burg Nürnberg an diese Reichsstadt verkauft hatte. Die Kadolzburg, welche zur Erinnerung an jene Zeit noch die Wappenschilde Friedrichs und seiner Gemahlin zeigt, hat auch die Stürme der folgenden Jahrhunderte und sogar des dreißigjährigen Kriegs überdauert und giebt trotz einzelner Veränderungen der Reformationszeit ein getreues Bild einer mittelalterlichen Feste.

Noch bei Lebzeiten (1437) hat Friedrich I. über die Nachfolge Verfügung getroffen. Danach sollte die Mark Brandenburg nicht dem ältesten Sohne Johann, wie es die Goldene Bulle verlangte, sondern dem zweiten Sohn Friedrich II. und dessen jüngstem Bruder, der auch Friedrich hieß, zufallen. Beide sollten wegen der großen Jugend des letzteren für die nächsten

16 Jahre gemeinschaftlich regieren. Johann erhielt das Land oberhalb des Gebirges oder das Fürstentum Baireuth, Albrecht das Land unterhalb des Gebirges oder Ansbach. In der Kurwürde sollte auf Friedrich II. erst dessen jüngster Bruder, dann der eigene Sohn folgen. Wenn die märkische Linie ausstarb, so sollte die fränkische Linie folgen und umgekehrt; deshalb wurden alle Söhne als Markgrafen und Burggrafen von Nürnberg mit der gesamten Hand belehnt. Friedrich II. übernahm schon jetzt an Johanns Stelle die Verwaltung der Mark.

Der Kurfürst hat in seinen letzten Jahren noch zweimal bei einer Königswahl mitgewirkt. Nach dem Tode Siegmunds meinte man, wie ein Chronist erzählt, daß er selbst oder einer seiner drei Söhne, die ihn nach Frankfurt begleiteten, zum römischen Könige gewählt werden würde. Doch kam es nicht dazu, und Friedrich erklärte sich schließlich für Albrecht von Österreich, der anfangs nur die Stimmen von Mainz, Köln und Sachsen für sich gehabt hatte. Als es dann zwei Jahre später nach Albrechts frühem Tode zu einer neuen Königswahl kam, stimmte Friedrich gleich dem Vertreter Böhmens, dem Burggrafen Heinrich von Plauen, für den Landgrafen Ludwig von Hessen, während die übrigen Kürfürsten Friedrich von Steiermark auf den Thron erhoben. Am Abend seines Lebens wurde dem Kurfürsten noch die Ehre zu teil, daß ihm die Mehrzahl der böhmischen Wahlherren die Krone Böhmens anbot, doch schlug er sie aus. Er ist dann am 20. September 1440 auf der Kadolzburg gestorben und im Kloster Heilsbronn beigesetzt. In ihm verlor das Reich einen seiner größten Staatsmänner, den nicht minder politische Einsicht als diplomatische Gewandtheit auszeichnete. Als Feldherr hatte er sich tapfer und entschlossen gezeigt, wenn ihn auch das Glück nicht immer begünstigte; Anerkennung verdient, daß er sich die Veränderungen zu nutze machte, welche die Einführung des Schießpulvers in der Kriegführung mit sich brachte. Friedrich hatte einen hohen Begriff von den Pflichten seines Amtes; so erklärt er in einer Urkunde,

durch welche er ein geistliches Stift in der Mark beschenkt: „Dies geschieht zum Preise Gottes, der uns solche und andere Güter befohlen hat, die wir lediglich durch seine Gnade haben: wie wir das bekennen, indem wir uns von unsern Fürstentümern von Gottes Gnaden schreiben.“ An jener Stelle nennt er sich ferner „Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstentum.“ Trotz seiner gediegenen Bildung — er war mit der lateinischen, französischen und italienischen Sprache vertraut und hat sogar Rechtsstudien gemacht — war er ein frommer Christ, jedoch kein Fanatiker, wie wir an seinem Verhalten gegen die Hussiten gesehen haben. Daß seine großen Gaben nur zum geringern Teil der Mark zu gute kamen, ist zu bedauern, aber nicht besser erging es ihr unter Albrecht Achilles, der doch auch zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit gehört. Ein Hohenzoller des 15. Jahrhunderts betrachtete es eben als seine vornehmste Aufgabe, dem deutschen Reiche Kopf und Arm zu leihen, und erst die folgende Generation hat sich ausschließlich den Interessen der neuen Heimat gewidmet.

Kapitel 3. Friedrich II., der Eiserne.

Friedrich II. (s. Fig. 78) hat zuerst von den hohenzollerschen Kurfürsten seine ganze Kraft der Verwaltung der Mark geweiht. Ihn hatte schon in früher Jugend das Schicksal schwer geprüft: daß sich seine Hoffnung auf die Nachfolge in Polen nicht erfüllte, hat auf ihn weniger Eindruck gemacht als der plötzliche Tod der ihm verlobten Prinzessin Hedwig, welcher er in inniger Liebe zugethan war. Er hat diesen Schlag niemals verwinden können, und als er zehn Jahr später Katharina von Sachsen zum Altare führte, blieb sein Herz doch der Toten treu, und die Ehe mit der ungeliebten Frau wurde keine glückliche. Hedwig betrachtete er noch lange als seinen Schutzgeist, der ihn an Gottes Thron vertrete. Sein Wesen, dessen Grundzug tiefe Frömmigkeit war, wurde fortan noch mehr von religiösen Re-

gungen bestimmt. Deshalb war eine seiner ersten Herrscherthaten die Stiftung des Schwanenordens (1440). Seine Mitglieder, die aus dem Ritterstande entnommen wurden, sollten ein frommes Leben führen und dem märkischen Adel mit gutem Beispiele vorangehen. Auch Frauen und Jungfrauen wurden später in den Orden aufgenommen und die Kurfürstin deren weibliches Oberhaupt. Die Marienkirche bei Brandenburg, bei der schon seit einigen Jahren ein besonderes Kapitel bestand, wurde zum Mittelpunkte des Ordens erhoben und eine Kapelle daneben errichtet, in welcher die Ordenssitzungen stattfinden und Bilder und Wappen der Mitglieder hängen sollten. Als der Orden sich dann weiter ausdehnte, bestimmte Albrecht Achilles für die jenseits des Thüringer Waldes ansässigen Ritter die Sankt-Georgskapelle in der Gumpertskirche zu Ansbach als Versammlungsort. Der von ihm dort errichtete Altar des Schwanenordens existiert noch jetzt und ist mit der Gestalt des h. Georg, einem Gemälde der Madonna mit dem Christkinde und den Bildnissen des Markgrafen u. a. geschmückt. Der Orden hat sich bis in die Zeit der Reformation erhalten.

Auch als Landesherr ist Friedrich für die Förderung der Religion thätig gewesen; so befahl er seinen Vasallen, ihre Unterthanen zur Sonntagsheiligung anzuhalten und von ihnen am Tage des Herrn keine irdischen Dienstleistungen zu verlangen. Er bahnte ferner eine Reform der Klöster in der Mark an und veranlaßte den Papst, die beiden Domkapitel zu Havelberg und Brandenburg umzugestalten, damit sie Pflanzstätten kirchlicher und wissenschaftlicher Bildung würden. In dem Streite zwischen dem Baseler Konzil und dem Papste Eugen IV. verhielt er sich neutral, da doktrinäre Erörterungen, auf welche sich das Konzil einließ, seiner Natur zuwider waren. Nach Eugens Tode schloß er sich dem Papste Nikolaus V. an und erhielt von ihm das Vorrecht, daß er bei der Besetzung der Landesbistümer den ihm genehmsten Kandidaten bezeichnen dürfe. Derselbe Papst verfügte auch auf Friedrichs Ansuchen, daß die geistlichen Gerichte

in der Mark sich nicht in die bürgerliche Gerichtsbarkeit einmischen sollten, was früher zu mancherlei Kompetenzkonflikten den Anlaß gegeben hatte.

Fig. 78.



Friedrich II. Aus Stillfried-Kugler, Die Hohenzollern rc.

Während der Statthalterschaft des Markgrafen Johann war die Macht der Städte erheblich gewachsen. In der Altmark stand Stendal an ihrer Spitze, in der Mittelmark die Doppelstadt Berlin-Köln. Beide Städte, die zusammen über

1000 Häuser und Buden und gegen 10000 Einwohner zählten, besaßen seit 1432 gemeinsame Verwaltung. Bei der Huldigung hatte Friedrich II. zwar die Eidesleistung der städtischen Behörde entgegengenommen, aber sich nur zu einer allgemeinen Bestätigung ihrer Rechte verstanden, ohne der besonderen Privilegien zu gedenken. Die städtische Verwaltung bestand damals aus zwei Ratsversammlungen, nämlich einem regierenden Rat, dessen Mitglieder den Patriziergeschlechtern entnommen wurden, und einem großen Rat, in welchem frühere Ratsmitglieder, Vertreter der Viergewerke und Verordnete der Geschlechter beider Städte saßen. Letztere waren zwar zur Heeresfolge und Steuerzahlung verpflichtet, besaßen aber eigene Gerichtsbarkeit und völlige Selbstverwaltung. Nur mit Erlaubnis des Rats durfte der Kurfürst die Städte betreten und nur eine bestimmte Zahl von Begleitern mit sich führen. Als nun im Jahre 1442 bei den Viergewerken und der sonstigen Einwohnerschaft sich Unzufriedenheit mit dem gemeinsamen Rat erhob, wurde der Kurfürst von beiden Parteien um seine Vermittelung gebeten. Er erschien mit Truppen in Berlin und ließ sich die Schlüssel zu den Thoren einhändigen. Darauf trat der Rat zurück, und für beide Städte wurde eine getrennte Verwaltung eingeführt, indem je ein Rat aus der Gemeinde und den Gewerken gebildet wurde, welcher jedoch der Bestätigung des Landesherrn unterliegen sollte. Zugleich nahm der Kurfürst den Städten die Gerichtsbarkeit und verbot ihnen, Bündnisse zu schließen. Ihre Privilegien ließ er sich ausliefern und riß zum Zeichen ihrer Aufhebung die Siegel davon ab. Der Bürgereid wurde so abgeändert, daß an Stelle des Gehorsams gegen den Rat eingeschaltet wurde: Die Bürger sollten dem Markgrafen treu und gewärtig sein. Um die Umwandlung beider Städte in eine kurfürstliche Residenz zu vollenden, begann er auf inem Platze an der Spree, den ihm Köln abtreten mußte, den Bau des Schlosses, welches er durch eine Besatzung sicherte.

Nun richtete sich die allgemeine Erbitterung gegen den Landesherrn. Gegenüber dem Schlosse legten beide Städte

Befestigungen an und rüsteten sich zum Aufstande. Dann sahen sie sich nach Hilfe um, fanden aber, wie es scheint, nur bei wenigen Städten Gehör. Trotzdem begann 1447 ein Aufruhr, den man als „Berliner Unwillen" bezeichnet. Man warf den von Friedrich bestellten Richter ins Gefängnis, schloß die Thore und bemächtigte sich der kurfürstlichen Kanzlei. Friedrich, der anfangs in Güte den Aufruhr zu dämpfen versuchte, schlug ein Schiedsgericht vor und überwies den mächtigsten Städten der Mark die Vermittelung. Als aber die Aufständischen alle Mittel der Versöhnung zurückwiesen, erschien er mit einer Schar Berittener vor Berlin, besetzte einige der Stadt gehörige Dörfer und schüchterte sie so ein, daß sie sich 1448 auf den Rat des Johannitermeisters und des Bischofs von Brandenburg unterwarf. Eine Versammlung der märkischen Stände, welche zur Beilegung des Handels berufen wurde, entschied, daß die Stadt sich in die bisherigen Maßregeln fügen und noch den Zoll und das Mühlenrecht aufgeben müsse. Der Kurfürst hat dann noch einzelnen Patriziern ihre Lehen entzogen und die Gefährlichsten von ihnen ausgewiesen. So wurde Berlin-Köln Residenz und der Grund zu seiner späteren Größe gelegt.

Des Kurfürsten jüngster Bruder, Friedrich der Feiste, sollte, wie erwähnt, erst 16 Jahre nach des Vaters Tode die Regierung in der Altmark und Priegnitz, die für ihn bestimmt waren, übernehmen; aber er wollte nicht so lange warten, sondern für mündig erklärt werden, und der Kurfürst übertrug ihm schon 1447 sein Erbe. Doch war er dem räuberischen Adel nicht gewachsen und mußte nur zu bald bemerken, daß sich in seinem Lande die unsichern Zustände aus der Zeit der Luxemburger erneuerten. Einmal mußte der Kurfürst sogar mit Truppen ins Land rücken und Frieden stiften. Als Friedrich der Feiste 1463 ohne männliche Leibeserben starb, wurde die Mark Brandenburg wieder vereinigt. Dieselbe war inzwischen durch mehrere Erwerbungen wesentlich vergrößert worden.

Die Landvogtei in der Lausitz, ein böhmisches Lehen, war noch zu Zeiten Kaiser Siegmunds an einen Herrn Johann von

Polenz verpfändet worden. Nach dessen Tode verwaltete sie sein Bruder Nikolaus als Vormund für des Verstorbenen Söhne. Derselbe trat ums Jahr 1441 im Einverständnis mit den Ständen seines Landes unter den Schutz des Kurfürsten von Brandenburg auf drei Jahre. Beinahe wäre es damals mit Kursachsen zum Kriege gekommen, weil dieses auch nach dem Besitz der Niederlausitz gelüstete. Nikolaus ging dann zur sächsischen Partei über, belastete die Vogtei mit Schulden und versprach sie nur an Kursachsen zu verpfänden. Kurfürst Friedrich II., der 1445 schon Stadt und Land Kottbus erworben hatte, kaufte 1448 von den Erben des Ritters Johann von Polenz ihr Recht an der Lausitz für 16 000 Schock Groschen, dazu auch die Stadt Lübben und die Herrschaft Peiz. Während das Land ihm als dem neuen Herrn huldigte, besetzte der Kurfürst von Sachsen die Stadt Senftenberg und berief die Stände der Lausitz dorthin, um ihnen eine Verschreibung des Kaisers zu zeigen, der ihm als Vormund des böhmischen Königs die Landvogtei übertragen habe. Obwohl ein kaiserlicher Kommissar dies bestätigte, verweigerten die Stände dem Kurfürsten von Sachsen die Anerkennung. Friedrich II., der sich in seinem Rechte bedroht sah, erklärte dennoch, daß er die Lausitz an Böhmen ausliefern würde, wenn er die Pfandsumme zurückerhielte. Trotzdem kam es zum Kriege mit Kursachsen, bis der Erzbischof von Magdeburg 1450 eine Einigung herbeiführte, daß nämlich Brandenburg die Lausitz als Pfand behalten, Kursachsen aber die Städte Senftenberg und Hoyerswerda erhalten sollte. Auch Georg Podiebrad, der später die böhmische Krone erlangte, erkannte Friedrich II. als Landvogt an; erst als er bei seinen Plänen auf Erwerbung der deutschen Königswürde an Friedrich und noch mehr an dessen Bruder Albrecht Achilles Widerstand fand, suchte er einen Vorwand, jenem die Lausitz zu entziehen. Er übertrug die Herrschaft Kottbus, die Brandenburg innehatte, an den Burggrafen von Prag, Sdenko von Sternberg, und ließ durch diesen die Streitsache vor den böhmi-

schen Lehnshof zur Entscheidung bringen. Der Kurfürst wurde vor diesen geladen, erschien aber nicht, sondern legte beim Kaiser Berufung ein. Darauf eröffneten der Burggraf von Prag und seine Verbündeten die Feindseligkeiten, indem sie vor Kottbus zogen. Vergebens suchte der Kurfürst Hilfe bei den Ständen der Lausitz, vergebens suchten sächsische Gesandte den Krieg zu verhindern. Erst dem Könige von Dänemark, an den sich Friedrich zuletzt wandte, gelang es, 1462 den Vertrag von Guben zustande zu bringen. Darin erhielt Georg Podiebrad die Lausitz gegen Erstattung der Pfandsumme zurück, Friedrich aber behielt die einzelnen Herrschaften, die er gekauft hatte, wie Kottbus, Peiz, Teupitz und die Anwartschaft auf Beeskow-Storkow, unter böhmischer Lehnhoheit.

Weniger Schwierigkeiten fand der Kurfürst bei anderen Nachbarn. So veranlaßte er 1449 den Erzbischof Friedrich von Magdeburg, die seit der Zeit der Askanier bestehende Lehnshoheit über einen großen Teil der Altmark und Zauche aufzugeben, wogegen er selbst auf Wolmirstedt, Jerichow, Sandow und die zur Grafschaft Wernigerode gehörigen Lehen verzichtete. Diese Grafschaft selbst, die seit kurzem dem Geschlechte von Stolberg gehörte, kam damals wieder unter die Lehnshoheit Brandenburgs. Von größerer Bedeutung war der Wiedergewinn der Neumark. Der deutsche Orden, welcher sie als Pfand besaß, geriet damals infolge des Abfalles seiner Unterthanen, die dem König von Polen als ihrem Herrn huldigten, in große Bedrängnis. Auf Hilfe aus dem Reich konnte er nicht rechnen, denn hier waren aller Augen auf die Türken gerichtet, welche soeben Konstantinopel erobert hatten und die ganze abendländische Christenheit bedrohten. Als es daher zum Kampfe mit Polen kam, war der Orden nicht im stande die Neumark zu decken, und da er nicht willens war, sie in Polens gierige Hände kommen zu lassen, bot er sie dem Kurfürsten von Brandenburg zum Kaufe an. Dieser hegte wie schon sein Vater den lebhaften Wunsch, jenes wertvolle Grenzland wieder zu erwerben, und zwar

weniger aus Eigennutz als aus patriotischem Sinn. So schärft er auch später seinen Nachfolgern ein: „Daß solch' Land, die Neumark nämlich, bei deutschen Landen und dem heil. römischen Reich und bei dem würdigen Kurfürstentum der Mark Brandenburg, der es bei der Einrichtung der Kurwürde einverleibt ist, bleibe und nicht zu undeutscher Zunge gebracht werde, das däucht mir gut, edel und rechtlich." Deshalb ging auch der Kurfürst gern auf den Vorschlag des Landkomturs zu Sachsen, Friedrich von Polenz, der im Namen des Ordens unterhandelte, ein und erwarb durch Vertrag vom 22. Februar 1454 den Pfandbesitz der Neumark gegen Erstattung von 40000 Gulden. Doch behielt sich der Orden das Recht des Wiederkaufs vor, dagegen verpflichtete sich der Kurfürst nach Preußen zu gehen und zu Gunsten des Ordens mit Polen zu verhandeln. Auch die neumärkische Landschaft, um deren Gunst sich der Polenkönig vergebens bewarb, erkannte nach einigem Zögern den Kurfürsten als Herrn an und leistete ihm zu Landsberg a. W. die Huldigung. Im folgenden Jahre ließ sich der Hochmeister, der Brandenburg noch mehr für sich gewinnen wollte, zu dem Zugeständnis herbei, daß die Wiederkaufssumme auf 100000 Gulden erhöht werden und der Rückkauf nicht mehr bei Lebzeiten des gegenwärtigen Kurfürsten eintreten sollte.

Andere Erwerbungen von Gebiet hat Friedrich II. nach der Sitte seiner Zeit wenigstens vorbereitet. Er hatte im April 1442 mit den Herzogen von Mecklenburg-Schwerin und -Stargard zu Wittstock eine Zusammenkunft, in der er auf das von seinem Vater beanspruchte Fürstentum Wenden für immer verzichtete, dagegen die Zusicherung erhielt, daß sein Haus in allen mecklenburgischen Landen nachfolgen solle, falls das dortige Herrschergeschlecht im Mannsstamm erlöschen würde. Ferner gestatteten ihm die Herzoge, eine einmalige, eventuelle Erbhuldigung von ihren Ständen entgegenzunehmen.

Auch in die Erbverbrüderung der Fürstenhäuser von Kursachsen und Hessen wurde Brandenburg durch den Vertrag von

Naumburg (1457) aufgenommen; doch sollten die von alters her verbündeten Häuser Sachsen und Hessen in engerer Verbindung bleiben und die Hohenzollern erst nachfolgen, wenn die beiden erstgenannten Geschlechter im Mannsstamm erloschen wären. Dieser Vertrag, wie der mit Mecklenburg, hat dann auch die kaiserliche Bestätigung erhalten und besteht mit einigen Abänderungen noch heute.

Leider ist Friedrichs wichtigste Unternehmung, deren Erfolg die Hohenzollern wohl zwei Jahrhunderte früher zu einer maßgebenden Stellung in Deutschland emporgehoben hätte, völlig gescheitert. Das Aussterben der herzoglichen Linie in Pommern-Stettin, wozu damals das Land an der Ostseeküste von Greifswald bis Kolberg gehörte, veranlaßte den Kurfürsten 1464 die alte Lehnshoheit Brandenburgs über Pommern, wie sie im Vertrage von 1338 noch ausdrücklich bestätigt war, geltend zu machen. Die Gegner mochten wohl einwenden, daß letztere Urkunde nur Verbindlichkeit gegenüber den Nachkommen der damals regierenden Wittelsbacher gehabt hätte, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß deren Rechte auf die Hohenzollern übergegangen waren. Die ausführlichste Darstellung jenes Erbfolgestreits und der folgenden Kriege mit Pommern finden wir bei Thomas Kantzow, der allerdings schon dem 16. Jahrhundert angehört, aber als herzoglicher Sekretär gut unterrichtet war, obgleich er nur zu deutlich für die pommerschen Herzoge Partei nimmt und deshalb mit Vorsicht zu benutzen ist. Er schreibt in seiner niederdeutschen Chronik etwa so:

„Nicht lange danach war eine große Pest in Stettin, an welcher Herzog Otto starb. Als ihn die Landschaft nach fürstlicher Gebühr ehrenvoll zu Grabe gebracht hatte, war ein Bürgermeister zu Stettin, der hieß Glinden, der war ein Märker und stand im Einvernehmen mit dem Markgrafen. Derselbe warf dem Herzog in das Grab Schild und Helm nach und sagte: „Da liegt unsere Herrschaft." Als das aber der Adel sah, trat ein Herr von Eickstedt, wie man sagt, hervor und sprang in

das Grab, holte Schild und Helm wieder heraus und sagte: „Glinden lügt wie ein ehrloser Bösewicht; es leben noch Herzoge zu Stettin und Pommern, das sind unsere angestammten Herren, die wir nicht ausschlagen dürfen.“ Man schickte Schild und Helm fort an die Herzoge Erich und Wartislaw (von Wolgast) mit dem Anerbieten des Gehorsams. Glinden in Stettin ruhte nicht, sondern zog auf des Markgrafen Seite alles, was er konnte, und versprach große Dinge von seiten des Markgrafen. Also schickte er samt seinem Anhange an den Markgrafen die Botschaft, daß der Herzog tot wäre; die Geistlichen, der Adel, auch etliche Städte und der größte Teil des Volkes neigten zu Herzog Erich und seinem Bruder. Deshalb sei Gefahr vorhanden, daß er wenig vom Laude erhalten würde. Er möchte demnach sogleich kommen oder nach Schillersdorf vor Stettin senden, wohin sie auch hinsenden wollten und mit einander verhandeln, was zu thun wäre. Der Markgraf war nicht faul und schickte dorthin; da kamen auch die von Garz hin auf Einladung der Stettiner. Dort verhandelten sie unter einer Linde in der Nacht und beschlossen, daß der Markgraf den Stettinern Damm, Gollnow und Greifenhagen mit den Dörfern, die herumliegen, und den Garzischen auch etliche Dörfer und einige Privilegien geben sollte.“ Es folgen dann Einzelnheiten über den Verrat und Friedrichs Anschlag auf Stettin. Kantzow hat diese jedenfalls aus der mündlichen Überlieferung geflossene Darstellung später verworfen und den Krieg selbst in kürzerer Fassung sowohl hier, als in seiner hochdeutschen Chronik behandelt. Wir entnehmen darüber der niederdeutschen Chronik folgendes:

„Markgraf Friedrich samt seinem Sohne Albrecht (er meint Johann) forderte die Herzoge von Pommern (=Wolgast) vor sich und zeigte ihnen an, daß er Brief und Siegel vom Kaiser hätte, ihnen ihre Lehen zu verleihen. Die Briefe und Siegel begehrten die Herzoge zu sehen, aber sie kamen nicht zum Vorschein. Darum fochten sie dies heftig an, und es drohte der Ausbruch

des Krieges. Doch wurden etliche Tage noch zwischen dem Markgrafen und ihnen gehalten, auf denen der Markgraf als Abschlag das Land an der Tollense, Pasewalk und etliche geistliche Lehen begehrte. Dies wollten die Herzoge von Pommern keineswegs zugeben, sollten sie auch all' ihr Land dabei verlieren; denn sie gestanden dem Markgrafen nicht einen Titel Recht an Herzog Ottos Lande zu, viel weniger ein Dorf, ein Stück Landes oder eine Stadt. Da schickten die Fürsten von Pommern, Herzog Erich und Wartislaw, Herrn Dr. Mathias von Wedel an Kaiser Friedrich, der sich wegen der verfänglichen Belehnung beklagte, die der Kaiser dem Markgrafen gewährt, und dieselbe zurückzunehmen und auf die Herzoge das Land zu Stettin, welches durch Erbrecht an sie gefallen, zu vererben bat. Da sagte der Kaiser, es sollten seine Oheime von Pommern kommen und um ihre Lehen nachsuchen, wie sich gebührte; dann wollte er sich darein schicken. Als Herr Mathias von Wedel solchen Bescheid hatte und zurückziehen wollte, starb er plötzlich nicht ohne Argwohn der Vergiftung.*)

Und als so gar kein Bescheid an die Herzoge kam und sie nicht wußten, wie die Sache stand, gewann der Markgraf mittlerweile die Vornehmsten von der Landschaft für sich durch Bestechung. Dieselben sagten den Herzogen, es wäre ihnen wegen des Ungehorsams ihrer Unterthanen nicht möglich, dem Markgrafen zu widerstehen. Deshalb sind die Markgrafen **) und die Herzoge von Pommern zu Soldin zusammengekommen und haben sich über die Rechte, welche die Markgrafen beanspruchten, geeinigt, so daß sie den Vertrag wollten durch den Kaiser bestätigen lassen. Sobald aber der Kaiser gesehen, daß der Vertrag dem Römischen Reiche und seiner kaiserlichen Majestät verfänglich wäre, hat er ihn nicht bestätigen wollen, sondern ver-

---

*) Wedels Sendung wird in Kantzows hochdeutscher Chronik erst nach dem Kriege mit Brandenburg berichtet.

**) Hier ist außer dem Kurfürsten dessen Sohn Johann, der schon 1467 starb, gemeint.

nichtet und diese Kassation der Landschaft zu Stettin in Pommern und den Herzogen durch Jaroslaw Barnekow zugeschickt. Darum haben die Herzoge im Jahre 1466 die Huldigung von denen zu Stettin empfangen, mit großer Willfährigkeit der Unterthanen, die vor märkischem Blute immer Scheu haben.

Da sah der Markgraf, daß er angeführt war; er ruft seine Freunde und Unterthanen zu Hilfe und schlägt im Jahre 1468 eine Brücke über die Randow. Er zog an zwei Enden ins Land Stettin und gewann Garz durch Verrat, hat sich dann durch die Bürger huldigen lassen und ein Schloß in der Stadt angelegt. Danach ist er vor Vierraden (s. Fig. 79) gezogen, das die Stettiner besetzt hatten; diese gaben es auf ohne sonderliche Not. Alsdann gewann er die Löckenitz (Feste im Westen von Stettin), doch nicht ohne den Verlust etlicher seiner Kriegsleute, und ließ sich vom Adel, der hier herum saß, huldigen und schwören. Darauf zog er vor Greifenhagen und belagerte es, konnte es aber nicht gewinnen.

Zu derselben Zeit zog auch Herzog Heinrich von Mecklenburg samt seinen Söhnen Johann, Albrecht und Magnus und seinem Vetter Ulrich, Fürsten von Wenden, nach dem Lande an der Tollense, belagerte Treptow und suchte ringsum das ganze Land heim. Doch sie konnten die Stadt nicht gewinnen, denn die Pommern darin wehrten sich mannhaft. Da warfen die Mecklenburger so viel Feuer hinein, daß die Stadt niederbrannte; nun konnten die Pommern sie nicht länger halten und gaben sie unter leidlichen Bedingungen auf, nämlich daß sie mit ihren Waffen und ihrer Habe am Tage St. Bartholomäi frei entlassen würden. Darauf besetzten die Mecklenburger die Stadt mit 200 Edelleuten und anderem Kriegsvolk. Nun konnten die Herzoge von Pommern beiden Heeren nicht zugleich begegnen, darum befestigten sie nur ihre Städte und Schlösser und besetzten sie und warteten auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Herzog Wartislaw sammelte bald darauf seinen Adel und die von Greifswald und Demmin und gewann die Stadt Treptow

wieder; er fing alle Mecklenburger darin und schatzete sie hoch. Dann zog er ins Land Wenden, verheerete und plünderte das

Fig. 79.



Ruine des Schlosses zu Vierraden. Aus Bergau, Bau- und Kunst-Denkmäler Brandenburgs.

ganze Land, so daß den Mecklenburgern bald leid that, daß sie sich in die Fehde eingemischt hatten. Unterdessen veranstalteten die Sundischen (d. h. die Hansestädte) Unterhandlungen mit dem

Markgrafen; da wurde auch etliche Tage verhandelt, aber es war umsonst. Also kam es wieder zum Kriege. Deshalb zog der Fürst von Wenden wieder ins Land an der Tollense und verbrannte es ganz und gar. Da kamen die Fürsten von Pommern mit ihrem Volk über ihn und verjagten ihn und verheerten wider seinen Willen das ganze Land zu Stargard und Wenden und weiter die Priegnitz und die Mark.

Da sammelten sich wieder die Markgrafen*) und die von Mecklenburg und zogen ins Land Stettin und thaten dort großen Schaden und belagerten Ückermünde, damit sie den Stettinern die Seefahrt verwehren könnten. Davor lagen sie 4 Wochen und konnten es nicht gewinnen. Und es war ein Augustinermönch darin, der sich wohl auf das Schießen verstand; der that den Feinden großen Schaden; z. B. schoß er einst dem Markgrafen, während dieser aß, den Tisch vor dem Munde weg. Als man so davor lag, gebrach es an Proviant. Sie schickten nun etliche Reiter und Knechte aus, die hundert Wagen mit allen möglichen Lebensmitteln aus Mecklenburg holten und nach dem Lager hinzuführen begannen. Das erspähten die von Anklam und der umwohnende Adel, machten einen Ausfall und schlugen alle Reiter und Knechte bei den Wagen tot und führten den Proviant in die Stadt. Unterdes hatten auch die Herzoge von Pommern viel Volks aufgebracht, wollten die Märker vor Ückermünde schlagen und sannen darauf, sie in der Heide zu überfallen. Es mangelte nur an einigen Städten, deren Mannen noch nachkommen sollten. Sobald der Markgraf dies erfuhr, floh er mit den Mecklenburgern so jählings und erschrocken, daß sie auch Büchsen und alle Belagerungswerkzeuge stehen ließen und nicht eher anhielten, bis ein jeder in sein Land kam.

Da folgten die Herzoge von Pommern und zogen durch die ganze Neumark und Uckermark und verheerten Städte,

*) Der Chronist meint hier wohl neben dem Kurfürsten dessen Neffen Johann, der seit 1467 in der Mark weilte.

Schlösser und Dörfer, daß es ein Jammer war, so daß man jetzt noch viele wüste Feldmarken und Trümmer von schönen Kirchen sieht, die ganz mit Holz und Busch bewachsen und seitdem nicht wieder gebaut sind. Darauf wurden noch etliche Verhandlungen geführt. Als der Zwist nicht beigelegt werden konnte, kam hinzu ein Ritter, der vom Könige von Polen gesandt war, welcher vermitteln sollte. Der richtete nichts weiter aus, als daß er den Krieg zum Stillstand brachte und daß die Markgrafen und die Herzoge von Pommern den König von Polen zum Schiedsrichter annahmen. Der König berief sie nach Petrikau. Dort schickten beide Fürsten ihre Räte hin, aber es kam zu keinem Vergleich."

Der Rostocker Professor Albert Kranz, ein Zeitgenosse, stellt diesen Krieg weniger ausführlich, aber trotz mehrerer Abweichungen so übereinstimmend dar, daß er für eine Quelle des Kantzow gelten darf. Er erwähnt noch, daß die Pommern bei Treptow folgte List brauchten: „Sie ließen einen Wagen vorausgehen, welcher Heu, Stroh oder Feldfrüchte mit sich führte; am Thore der Stadt fiel, wie verabredet war, ein Rad ab, und der Wagen blieb halten. Die Pommern folgten nach, besetzten den Eingang und nahmen durch diese List wieder die Stadt." Kantzows Darstellung vom Ausgange des Krieges ist übrigens in mancher Beziehung übertrieben. Aus einem Briefe des Kurfürsten ersieht man, daß er vor Ueckermünde mit Reitern und Gewappneten, sogar mit einer Wagenburg wohl versehen war und es ihm nur an Geld mangelte. Der Rückzug erregte zwar allgemeines Aufsehen, hatte mit einer Flucht aber keine Ähnlichkeit. Vielmehr gedachte der Kurfürst nun Stettin anzugreifen und wurde nur durch die Einmischung Polens zur Einstellung der Feindseligkeiten genötigt. Übrigens dauerte der ganze Feldzug nur sechs Wochen, und die von Kantzow berichteten Einfälle der Pommern in die Mark gehören schon dem folgenden Jahre an.

Friedrich II. war von Eitelkeit so sehr frei, daß er sich durch äußern Glanz nicht blenden ließ. So schlug er 1446 die

ihm angebotene polnische Krone aus, die seit dem Tode des Königs Wladislaw III. erledigt war, und verwies auf des Verstorbenen jüngeren Bruder Kasimir von Litauen, dem die Nachfolge gebühre. Noch weniger lockte ihn die böhmische Krone, da ihre Annahme ihn in den zwischen Georg Podiebrad und dem Kaiser 1368 ausgebrochenen Krieg verwickelt hätte. Der päpstliche Legat Rudolf suchte das Anerbieten durch den Hinweis zu unterstützen, daß sonst Böhmen an Polen fallen würde und auch die Marken gefährdet wären, weil Polen auf sie Ansprüche zu haben glaube. Friedrich wies deshalb den Plan nicht sofort von sich, sondern beriet erst mit seinem Bruder Albrecht, den er als seinen Erben betrachtete. Er schrieb damals an ihn: „Lieber Bruder, das ist eine große Sache, an der nicht kleiner Nutzen hängt und nicht geringes Verderben, wenn sie fehlschlägt. Auf ein so wichtiges Unternehmen gehen wir nicht ein um unsers Leibes oder der Ehre willen, sondern was davon geschieht, das geschieht zum Besten von Euch und Euren Kindern, zumal unser Leib schwach und krank ist. Ihr wißt wohl, wir sind abgelebt und kein Held mehr, aber wie wir unsern kranken Leib da einsetzen, wo man uns geneigt ist in diesen märkischen Landen, so wollen wir uns gern schleppen und tragen lassen, um Euer und Eurer Kinder Emporsteigen zu erleichtern, obwohl uns ein ruhiges und sanftes Leben mehr nütze wäre.“ Albrecht riet dem Bruder die Krone abzulehnen, aber durch Verhandlungen sich um die Pfandschaft von Schlesien, der Lausitz und andern böhmischen Lehen zu bemühen. Diese Anerbietungen, die allerdings nur im Interesse Friedrichs lagen, wurden von den Böhmen nicht angenommen, und damit fiel der ganze Plan.

Der Kurfürst, welchen sein frommer Sinn 1453 zu einer Pilgerfahrt nach Rom und zum heil. Grabe trieb, hat noch am Abende seines Lebens (1469) zu Köln a. d. Spree einen Dom errichtet, der aber nicht wie der heutige im Norden, sondern im Südosten des Schlosses seine Stelle fand. Den Bau errichtete

er aus Dankbarkeit gegen Gott, der „seine schwache Einsicht sichtbar erleuchtet und ihm in allen seinen Unternehmungen so gnädig geholfen habe, daß er teils durch Wiedergewinn veräußerter Gebiete, teils durch den Erwerb von Landen und Rechten sein Kurfürstentum wunderbar zu vergrößern und verstärken vermocht habe.“ Seine Frömmigkeit veranlaßte Friedrich jedoch nicht, die Einsamkeit zu suchen und sich Pflichten zu entziehen, die mit seiner Herrscherstellung verbunden waren. So unternahm er noch 1469 eine Reise nach Breslau, wohin ihn König Matthias von Ungarn geladen hatte, trotz seiner Hinfälligkeit zu Roß. Sein jugendlicher Neffe Johann begleitete ihn dahin, den der Vater standesgemäß ausgestattet hatte, nachdem er sich ursprünglich geweigert, indem er an Friedrich schrieb: „Er ist bei Ew. Liebden nicht als ein Fürst, sondern als Euer Diener und ein Knabe, den Ihr uns zu Liebe als Euren Verwandten erziehen wollt.“ Wie wenig des Kurfürsten Sinn den Dingen dieser Welt abhold war, zeigt sein Bericht an Albrecht über den Besuch in Breslau: „Wir haben dort auf gut brandenburgische Art wohlgelebt, ein schönes Gefolge gehabt und uns in kurfürstlichem Glanze gezeigt. Unser goldenes Schwert ist gleich hoch wie das des Königs getragen, namentlich in der Prozession am Frohnleichnamstage und sonst überall. Auch mußten wir in der Prozession obenan gehen, der König ging zwischen uns und dem Bischof von Ferrara, dem päpstlichen Legaten. Ew. Liebden wird wohl begreifen, daß man uns dergleichen nicht geboten hätte, wären wir nicht in solcher Pracht dort aufgetreten.“

Es ist jedoch leicht möglich, daß den Kurfürsten, der durch den Tod zweier Brüder (auch Johann war 1464 gestorben) und seines einzigen Sohnes erschüttert war, der schließliche Mißerfolg des pommerschen Krieges so ergriffen hat, daß er in Schwermut verfiel und die Regierung niederzulegen beschloß. Wenn ein Chronist erzählt, daß er rasend geworden, so ist dies sicher übertrieben. Er war allerdings körperlich völlig ge-

brochen und hatte vergebens im Wildbade im Schwarzwald Heilung seiner Leiden gesucht. Jetzt versuchte er seinen Bruder Albrecht zur Übernahme der Regierung in den Marken zu überreden. Nach einigem Sträuben willigte dieser ein; Friedrich zog sich 1470 nach der Plassenburg zurück und bedang sich nur eine Rente von 6000 Gulden zu seinem Unterhalte aus. Hier ist er am 10. Febr. 1471 gestorben.

Kapitel 4. Albrecht Achilles.

Albrecht (s. Fig. 80), der kaum um ein Jahr jünger als sein Bruder war, blickte schon auf ein thatenreiches Leben zurück und hatte sich eine Stellung im Reiche erworben, die der seines Bruders mindestens gleichkam und weit über die Bedeutung seines fränkischen Ländchens hinausging. Es ist hier nicht der Ort, seine Verdienste um das Reich und Kaiser Friedrich III., dessen treuester Lehnsmann er war, seine Kämpfe mit den Städtern, vor allen mit Nürnberg zu schildern; wir wollen nur darauf hinweisen, daß Albrecht ein Mann war, welcher die fürstlichen Eigenschaften, auf die das Mittelalter überhaupt Wert legte, in seltener Vollendung besaß. Er war eine wahrhaft ritterliche Erscheinung, welche an den Künsten des Rittertums noch ihre rechte Freude hatte. Seine Tapferkeit war fast beispiellos und hatte ihm den Beinamen des deutschen Achilles eingetragen; im Kampfe war er immer da zu finden, wo die Gefahr am größten erschien. So ist er, den Seinen vorauseilend, über die feindliche Mauer gestiegen, hat die Fahne dem Feinde entrissen und verteidigt sie unerschrocken, bis die Seinen zu ihm stoßen. Doch war er kein tollkühner Haudegen, sondern ein überlegter Feldherr, der Rüstungen im großen Maßstabe zu veranstalten und Anordnungen für die bevorstehenden Märsche und Schlachten mit peinlicher Sorgfalt zu treffen wußte. Auch verstand er das Geschütz für Kampf und Belagerung zu verwerten. In der Unterhandlung war er gewandt und verschmähte nicht, sich

der List zu bedienen, was ihm dann von den Gegnern wohl als Tücke ausgelegt wurde. Sein vornehmstes Interesse war der Politik des Reichs zugewandt, daneben vernachlässigte er sein Ländchen nicht, das nach seines ältern Bruders Johann,

Fig. 80.



Albrecht Achilles. Aus Stillfried-Kugler, Die Hohenzollern ꝛc.

des Alchymisten, Tode (1464) um das Fürstentum Baireuth vergrößert war. Er verstand es, die Einkünfte seines Landes zu heben und seine Finanzen in Ordnung zu halten. Sein Lebelang war er ein Feind der städtischen Freiheit und be-

trachtete mit Verdruß die emporkommende Macht des benachbarten Nürnberg. Diese Abneigung fußte nicht allein auf seiner politischen Überzeugung, sondern vielmehr auf seiner eigensten Weltanschauung; im vollen Gefühl seiner fürstlichen Würde sah er auf die Städter, mochten sie noch so reich und mächtig sein, als auf Krämer herab, deren Übermut entgegenzutreten er für seine Pflicht hielt.

Kurfürst Albrecht konnte nicht sofort nach der Mark aufbrechen; einstweilen vertrat ihn sein Sohn Johann, der, wie erwähnt, schon die letzten Jahre an Friedrichs II. Hof geweilt hatte. Erst am Ende des Jahres 1471 kam der Kurfürst ins Land. Uber die Eindrücke, die er hier empfing, spricht er sich wenig später in einem Schreiben an den Erzbischof von Mainz recht günstig aus: „Wir haben die Lande hier alle für uns und unsere Erben in Erbhuldigung genommen und können nicht anders merken, als daß sie uns hier gern haben. Und haben uns gehuldigt und Lehen empfangen über 3000 Edle, die hier in unsern Erblanden sind, so daß wir glauben, man habe dergleichen nicht in etlichen Königreichen. Wir haben ein großes, schönes Land mit vielen großen Hauptstädten und gegen hundert, die kleiner, etwa so groß wie Schwabach, sind. Das Land ist gegen 60 Meilen lang, 40 Meilen breit, und es ist mindestens 30 Meilen Wegs, wo es am engsten ist, von Berlin aus zu reiten, wo wir unsern Hof halten. Man sagt, die Mark Brandenburg habe 400 Schlösser und Städte und mit denen, die unser Bruder Friedrich hinzugebracht hat, noch viel mehr. Wäre sie angebaut wie das Land da draußen (in Franken), so wären ihrer noch einmal so viel; doch wollen wir es, so Gott will, von Tag zu Tage bessern. Die Städte sind sehr fest und haben viele Leute, doch sind die Lande hier fester durch Wasser, denn draußen die Städte sind, und es kann niemand herein, man wolle ihn denn gerne hereinlassen."

Noch im Herbst 1471 hielt der Kurfürst einen Umzug durch das Land und nahm überall die Huldigung entgegen. Ein

gleichzeitiger Bericht schildert seinen Empfang in Salzwedel in folgender Weise: „Im Jahre 1471 am Mittwoch nach Elisabeth (20. Nov.) ward Markgraf Albrecht, unser gnädiger Herr, vor dem Kloster zum heil. Geist eingeholt mit Kreuzen und Fahnen, von der ganzen Geistlichkeit und der Schuljugend. Ratmannen, Gildemeister, Bürger, Einwohner, Frauen und Jungfrauen hatten sich dazu jeder mit Geschmeide und Kleidern geschmückt, wie zu einem großen Feste zu Ehren der Stadt. In Prozession wurden Seine Gnaden in die Kirche Unserer lieben Frauen gebracht, wo man ein Tedeum sang. Gegen Abend, einige Zeit vor der Mahlzeit, ward Seiner Gnaden ein Geschenk in die Herberge übersandt, nämlich aus jeder Stadt 2 Wispel Hafer, Fische in großen Fässern, 4 Hammel und eine Last Salzwedeler Bier. Dies wurde jedoch nicht angenommen und auch den Stadtdienern kein Trinkgeld gegeben. Des andern Tages, am Abende vor Cäcilia, kamen Seine Gnaden auf das Gewandhaus, wo die Ratmannen mit allen Bürgern aus der Altstadt versammelt waren, und heischeten von ihnen die Erbhuldigung. Darauf antworteten ihnen die Bürgermeister, wenn Seine Gnaden sie und alle Bürger bei alter Gewohnheit, Freiheit und Gerechtigkeit lassen wollten und ihnen darüber eine Verschreibung gäben, dann wollten sie es gern thun. Darauf sagten Seine Gnaden persönlich, sie wollten so thun und wären dazu verpflichtet. Auf solche Rede hin geschah ihnen daselbst eine rechte Erbhuldigung. Darauf brachten die Bürgermeister Seine Gnaden auf das Rathaus mit all' seinem Gesinde und mit allen Schloßherren vom Adel. Auf dem Rathause waren alle Stühle und Bänke mit Kissen und Polstern von der Gilde der Gewandschneider ausgeziert. Als nun unser gnädiger Herr mit seinen Räten sich gesetzt hatte, ließ ihm der Rat in zwei großen Mulden Apothekerkreide (Eingemachtes) gegen zwei Stendalsche Pfunde vorsetzen. Darauf ward ihm und einem jeden Klaretwein (süßer und gewürzter Wein) und Einbecker Bier vorgesetzt. Als zweiter Gang ward ihm in zwei großen Mulden Bohnenkuchen, mit Mandeln

und Ingwer wohl bestreut, in großen Stücken, wohl bei zwei Pfunden, vorgesetzt. Die eingemachten Speisen konnten, wie man wohl gemeint hatte, nicht an alle Mannen oder an den Adel zu Nutzen und Herrlichkeit der Stadt kommen, vielmehr nahmen, sobald unser gnädiger Herr und seine nächste Umgebung von jenen genommen hatten, unseres gnädigen Herrn Gesinde und die verhungerten Franken die Kreide aus dem Faß und machten unverschämte Griffe hinein, und es wurde viel vernichtet, was unser gnädiger Herr alles mit Schweigen ansah.

Dieselben Franken nahmen auch alles weg, was sie auf dem Rathause erlangen konnten, wie Äpfel, Birnen, Mispeln und was man in Körben und Mulden beiseite gestellt hatte. Als diese Gerichte gegeben waren, wurden die genannten Getränke eingeschenkt. Die Edelleute dieses Landes wie die von der Schulenburg, Bartensleben, Alvensleben, Bülow, Jagow, Badendick, Knesebeck u. a. standen vor dem Schornstein, und unser gnädiger Herr kümmerte sich nicht viel um sie, weder sandte er ihnen etwas Kreide, noch irgend ein Geschenk zu. Als dies der Rat vernahm, trug er ihnen selbst vor in großen Humpen Klaretwein und Einbecker Bier; und da jene ihre eigene Küche zusammen hatten, sandte ihnen der Rat nach einer Herberge ein Faß mit Fischen, was ihnen ganz angenehm war.

Nachmittags, als die Mahlzeit vorüber war, gingen die Bürgermeister zu unserm gnädigen Herrn und forderten die Verschreibung, wie ihnen vorher zugesagt war. Da sagten Seine Gnaden, sie gäben ihnen alles, was sie davon hätten, nur möchte man es von den Kanzlern lösen. Da ward verhandelt wüst und viel; sie wollten nicht weniger als 100 rheinische Gulden haben, obwohl man vormals nichts zu geben pflegte und dies auch nie geschehen ist. Den Kanzlern besonders gab man wohl zwei rheinische Gulden zum Geschenk. Alsdann ward die Verschreibung der städtischen Rechte mit weggenommen."

Nachdem der Kurfürst überall die Huldigung entgegengenommen hatte, berief er einen Herrentag für den Januar 1472

nach Berlin. Hier handelte es sich vornehmlich um die Deckung der Schulden, welche der pommersche Krieg verursacht hatte. Der Kurfürst forderte 100 000 Gulden und schlug für die nächsten vier Jahre ein sog. Ungeld, d. h. eine Steuer auf Bier und Wein vor, von jeder Tonne 2 Groschen. Die Stände hatten zwar gegen die Deckung der Schuld nichts einzuwenden, wollten aber eine indirekte Steuer nicht bewilligen. Nur Stendal und Osterburg hatten sich zur Biersteuer bereit erklärt und wurden deshalb von den übrigen Städten verspottet. Demnach mußte der Kurfürst die Einführung des Ungeldes aufgeben und froh sein, daß die Stände den größten Teil der Schuld selbst übernahmen. Von 124 000 Gulden, die aufzubringen waren, sollten die Städte 50 000, Prälaten und Ritterschaft 30 000, der Kurfürst den Rest aufbringen. Um einen Teil davon zu decken, führte er nun doch ein Tonnengeld ein und berief sich auf ein Privileg des Kaisers vom Jahre 1456, wonach er die alten Zölle erhöhen und neue einführen, ferner auf Wein, Bier und Verzehrungsgegenstände sowohl für den Verbrauch, als auch für die Durchfuhr eine Steuer legen durfte. Auf Veranlassung des Kurfürsten fand im Februar 1473 zu Berlin vor dem Kanzler Friedrich Sesselmann, Bischof von Lebus, als Vorsitzenden und vielen Prälaten, Rittern und Bürgermeistern eine Gerichtsverhandlung statt, in welcher der Kurfürst sein Recht zur Erhebung des Tonnengeldes nachwies. Die günstige Entscheidung, die er damals erwirkte, ließ er sich dann vom Kaiser bestätigen.

Albrecht Achilles war überhaupt mit Erfolg bemüht, die Einkünfte seiner Länder zu steigern. Als er die Regierung aus den Händen seines Bruders übernahm, brachte die Mark kaum 25000 rheinische Gulden ein, weniger als die fränkischen Fürstentümer. Nicht allein war, wie erwähnt, eine erhebliche Schuldenlast zu decken, sondern ein großer Teil des kurfürstlichen Besitzes war verpfändet. Unter solchen Umständen hatte Markgraf Johann, der bei der andauernden Abwesenheit des Vaters die Regierung

führte, einen schweren Stand. Er befand sich in fortwährender Geldnot und mußte seine Vermählung mit Margarete von Sachsen viele Jahre aufschieben, weil die Stände ihren Anteil an den fehlenden 10000 Gulden nicht aufbringen wollten, bis die hohen Zölle beseitigt wären. Wie sehr es ihm, dem Statthalter des Landesherrn, am Notwendigsten fehlte, ergiebt seine Korrespondenz mit dem Kurfürsten. Er schreibt diesem am 10. April 1473: „Wir müssen zur Erhaltung unseres Hofes täglich leihen und borgen und in Jammer und Ängsten leben, wie wir es vormals gethan haben, bevor Ihr ins Land gekommen seid, zumal da die Zölle zwischen jetzt und dem Herbst, wie Ihr wißt, am geringsten sind und den kleinsten Ertrag geben. Darum bitten wir Eure väterliche Liebe, uns mit einigen Mitteln zur Bezahlung unserer Schuld zu bedenken. Wir senden Euch auch hiermit einen Bericht, wie wir unsern Hof geordnet und was wir für Hofgesinde haben, was uns an Silbergeschirr, Zeug, Bettgewand und anderen Dingen hier geblieben ist, und auf einem Zettel den Bestand an weiblichem Hofgesinde, damit Ihr alles erfahret. Falls es Euch mißfällt, so wollet es uns zu verstehen geben, und wir wollen es ändern. Wenn unsere Muhme, Frau Dorothea von Lauenburg, mit oder ohne ihre Kinder hierher kommen sollte, wie sie unserm Freunde, dem Bischof von Lebus, schreibt, und Lager, Kost und Futter hier haben wollte, so thut es uns gütigst kund, wie wir uns darin halten sollen, da wir keines weiteren Hofhalts bedürfen, sondern mit uns und den unsern, die wir hier haben, selbst genug zu thun haben.“ Am 17. Mai desselben Jahres schreibt Johann: „Der Heirat halber ist Euch durch unsern Kanzler und Freund von Lebus vor etlichen Tagen geschrieben worden, daß nach einer Mitteilung des Erzbischofs von Magdeburg mit dem Dispens ein Anfang gemacht worden. Da wir diesem nicht den Grund der Irrung entdecken dürfen, nämlich den Mangel von 10000 Gulden, es sei denn, daß Ihr es zugebt, so schreibt mir, was wir ihm für Antwort geben sollen. Auf den abgehaltenen

Herrentagen ist uns trotz all' unserer Vorschläge nichts bewilligt worden; es hat nichts fruchten mögen, und wir befürchten, daß es schimpflich sein würde, fürder Herrentage darum zu halten. Die altmärkischen Städte und die in der Priegnitz wollen, wie der Bischof von Havelberg unserm Kanzler auf der Versammlung zu Wilsnack gesagt hat, schlechterdings keinen neuen Zoll geben, eher leiden alles, wie Gott will, und zeigen sich ganz hartnäckig in dieser Sache. Wenn Ihr schreibt, daß wir mit dem Hof eine Zeit lang nach Tangermünde ziehen sollen, so spricht zweierlei dagegen; erstens weil man auf Garz Acht haben muß, ist es bequemer mit dem Hof hier zu bleiben. Zweitens handelt es sich um die Kost, da zwei Höfe an zwei Orten gehalten werden müssen, einer hier und der andere zu Tangermünde. Und würden an letzterem Orte an 20 bis 30 Menschen mehr zu speisen sein, denn hier mit Herrn Busso von Alvensleben, dem Hauptmann der Altmark, und seinem Gesinde. Dazu haben wir weder Vorrat, noch andere Dinge alldort; wollte man alles neu kaufen, das brächte nicht allein Schwierigkeiten, sondern auch Schaden. Außerdem ist zu bedenken, ob es gut sei, wenn wir uns dort aufhalten, seitdem die Städte der Altmark sich gegen die Herrschaft widerspenstig zeigen. Denn wenn sie uns irgend welchen Ungehorsam zeigen würden und wir ihnen nicht nach Gebühr begegnen könnten, so würde die Ohnmacht der Regierung erkannt und jene in ihrem Widerstande nur noch mehr bestärkt werden."

Die Hochzeit mit Margarete war schon auf Ende Februar 1473 angesetzt gewesen; die Braut sollte in Treuenbriezen von den Märkern empfangen und nach Köln a. Sp. zur Vermählung geleitet werden. Johann bat den Vater, da er wohl wegen Krankheit nicht kommen könne, wenigstens einen seiner Räte zur Vollziehung des Ehekontraktes zu senden. Daran hatte er folgende Fragen geknüpft: „Schreibt uns, wie wir uns schmücken, auch wo wir's hernehmen sollen; denn was wir von Sachen haben sollen, damit wäre nun Zeit anzufangen. Aus eigenen

Mitteln können wir es nicht herstellen, wie Ihr wohl wißt. Wir sind in unserem Haushalt mit Bettgewand, Laken, Polstern, Teppichen, Tischtüchern und vielen andern Dingen, wozu auch etwas Geld gehört, gar gering versehen. Ihr wißt auch, wie arm wir an Silbergeschirr sind, denn wir besitzen davon nicht mehr, als der Zettel enthält, den wir Euch mit dem übrigen Inventarium zugeschickt haben, ausgenommen 12 silberne Löffel, die wir nach Eurer Abreise haben machen lassen."

Der Kurfürst hatte den Grundsatz, daß die Kurmark ihre Regierung selbst erhalten müsse, und verhielt sich gegen die Bitten des Sohnes ablehnend. Deshalb mußte die Hochzeit immer wieder verschoben werden und fand erst 1476 statt. Man hat es dem Kurfürsten mit Recht verdacht, daß er seinen prächtigen Hofhalt nicht einschränkte, um den Sohn aus seiner bedürftigen Lage zu befreien. Er erschien nämlich auf der Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern mit einer polnischen Prinzeß mit großem Gefolge in Landshut. Beim Einzuge folgten dem Leibwagen der Kurfürstin 14 Fräulein auf Zeltern, alsdann die übrigen Damen ihres Hofes in 25 Wagen. Insgesamt brachte er 1200 Reit- und 100 Wagenpferde mit. Bei der Hochzeit trug die Kurfürstin ein Kleid, das wie mit Perlen übersät war, zwischen denen Edelsteine blitzten. Beim Turnier erschien ihr Sohn, Markgraf Friedrich, gleich seinem Rosse in roten Samt gekleidet, und zehn Edelknaben in rotseidenen Gewändern liefen vor und neben ihm her. Doch solche Pracht entsprach der Sitte jener Zeit und wurde auch nur bei feierlichen Gelegenheiten entfaltet. Man muß es daneben hervorheben, daß der Kurfürst die folgenden Jahre benutzt hat, um die Schulden der Mark zu bezahlen und bei seinem Tode an baarem Gelde, Silbergeschirr und Getreidevorräten 400000 Gulden hinterließ. Außerdem waren die Einkünfte der Mark auf 40000 Gulden gestiegen, eine Summe, die damals, wo der Scheffel Roggen nur 5 Groschen kostete, mindestens den zehnfachen Wert repräsentierte.

Für die Entscheidung des Lehnsstreits mit Pommern kamen Albrecht seine nahen Beziehungen zum Kaiser sehr zu statten. Schon als dieser ihm 1470 die Belehnung mit der Mark erteilte, übertrug er ihm zugleich die Lande „Herzogtum und Fürstentum Stettin, Pommern, der Kassuben, Wenden und Rügen“ als Lehen. Da sich die Herzoge von Pommern nicht fügten, wurde Albrecht, der sich die Lehnshoheit noch einmal auf einem Reichstage zu Regensburg bestätigen ließ, gestattet, sein Recht mit Waffengewalt durchzusetzen. Endlich kam es durch Vermittelung des Herzogs Heinrich von Mecklenburg zum Vertrage von Prenzlau (31. Mai 1472). Diesem zufolge sollte der Kurfürst behalten, „was er von den pommerschen Herzogtümern inne hat, nämlich Namen, Helm, Schild, Land und Leute, Schlösser, Städte und Mannschaft und die, welche ihm erblich gehuldigt haben, mit allem Zubehör und fürstlicher Obrigkeit.“ Die Herzogtümer selbst sollten dem Kurfürsten lehnspflichtig sein als sog. Handlehen, wobei die Treue durch Handschlag angelobt wurde. Die Stände Pommerns sollten ihm als Lehnsherrn und künftigem Landesherrn huldigen. Die Belehnung der Herzoge erfolgte unmittelbar darauf, und der Vertrag wurde im folgenden Jahr vom Kaiser bestätigt.

Herzog Erich beobachtete den Prenzlauer Vertrag gewissenhaft bis an seinen Tod, aber sein Bruder Wartislaw hätte ihn gern beseitigt und hetzte auch Erichs Sohn und Nachfolger (seit 1474) Bogislaw X. dagegen auf. Auf einem neuen Tage zu Prenzlau kam es nochmals zu einer Einigung, doch ist wenig glaubhaft, daß sich dort, wie Kantzow erzählt, Albrecht mit dem Recht der Erbfolge in Pommern begnügt und die Belehnung des neuen Herzogs nicht weiter beansprucht habe. Einen völlig sagenhaften Eindruck macht dann der folgende Bericht, daß Albrecht, als er dem Herzoge die Hand zur Bekräftigung des Vertrages reichte, gesagt haben soll: „Lieber Oheim, hiermit leihe ich Euch Land und Leute.“ Damit habe er gemeint, daß er dem Herzoge sein Land als Handlehen übertrage. Doch

dieser habe die Hand zurückgezogen und, über des Kurfürsten Hinterlist erbittert, die ganze Verhandlung aufheben wollen; obwohl jener seine Bemerkung beim Händedruck nur als einen Scherz bezeichnete, zog Bogislaw von dannen und ließ sich erst auf Zureden des Herzogs von Mecklenburg zur Wiederaufnahme der Verhandlungen herbei.

Daß Kantzows Darstellung wenig Glauben verdient, beweisen die nächsten Ereignisse. Auch in den folgenden Jahren besteht der Prenzlauer Vertrag von 1472 mit seiner demütigenden Bedingung der Lehnsabhängigkeit weiter. Herzog Wartislaw benutzte die Verlegenheit, in welche des Kurfürsten Statthalter, Markgraf Johann, durch den Streit über die Nachfolge im Herzogtum Glogau geriet, um den Erlaß der Lehnspflicht mit Waffengewalt herbeizuführen. Er schloß mit König Matthias von Ungarn, dem Gegner Brandenburgs, ein Bündnis, bemächtigte sich mit List der festen Stadt Garz, die in den Händen des Kurfürsten geblieben war, und forderte von diesem die Aufhebung des Prenzlauer Vertrages. Wie wenig Albrecht dazu geneigt war, zeigen folgende Worte in einem seiner Briefe: „Wenn man den Herren von Stettin läßt Garz und Vierraden und läßt die Lehnsbriefe so setzen, daß Herzog Erich und Herzog Wartislaw sie für sich und ihre Erben empfangen haben und in demselben Briefe bekennen, wenn sie nicht männliche Erben ihres Geschlechts hinterließen, so sollte dem Kurfürsten und Kurfürstentum zu Brandenburg das Land heimfallen — dann brauchten sie und die Lande keine Erbhuldigung zu leisten. In diesem Falle wären sie unsere lieben Schwäger, dienen uns, verbinden sich mit uns und thun, was uns lieb ist. Wir schließen nicht einen solchen Vertrag, eher stürben wir. Denn, säßen wir in einem Stock, es wäre genug!“

Auf Bitten seines Sohnes Johann kam der Kurfürst im Juni 1478 aus Franken nach Berlin, in der Absicht, mit den Pommern schnell aufzuräumen, um dann alle Streitkräfte gegen den Herzog von Sagan verwenden zu können. Albrecht machte

umfassende Rüstungen und brachte aus den Truppen, die er von Franken mitgenommen hatte, und dem märkischen Aufgebot ein Heer von etwa 20000 Mann zusammen, unter denen sich 6000 Reiter befanden. Dazu kamen noch 600 Trabanten, die von den Städten der Mark als eine Art stehender Truppen gestellt wurden. Der Kurfürst rückte mit seinem Heere zunächst auf Herzog Bogislaw los, der sich in Pyritz festgesetzt hatte. „Markgraf Hans (richtiger: Albrecht)“, so erzählt Kantzow in in seiner hochdeutschen Chronik, „belagerte Greifenhagen, konnte es aber nicht gewinnen. Darum beraubte er das Kloster zu Kolbatz und das Land um Pyritz. Darin war Herzog Bogislaw mit 300 Pferden und etlichem Fußvolk. Die Pommern sahen, daß die Stadt nicht allzu sicher wäre und der Markgraf alle Macht daran setzen würde, Herzog Bogislaw darin zu fangen und vielleicht umzubringen, und Herzog Wartislaw konnte in der Eile so stark nicht werden, daß er sie errettete. Darum gedachten sie jenes keineswegs zu gestatten und wollten lieber alle darum sterben. Denn wenn Herzog Bogislaw wäre umgebracht worden, so hätte der Markgraf eine gewisse Hoffnung auf das Land gehabt, weil Herzog Wartislaw keine Kinder hatte. Darum machten sie diesen Anschlag: Sie wollten in der Nacht aus der Stadt unversehens über die Märker herfallen und sich mit diesen, obgleich ihrer zehnmal mehr waren, schlagen; indes sollte Herzog Bogislaw sehen, daß er davon käme. Dies hatte der Markgraf erspäht und die Wacht um so stärker bestellt, und als Herzog Bogislaw und die Pommern einen Ausfall machten, entstand ein hart Scharmützel, und die Pommern schlugen anfangs die Märker und fingen ihrer viele. Aber als der Markgraf dies sah, kam er mit seinem gewaltigen Haufen den Seinen zu Hilfe, und diese schlugen viele Pommern nieder und trieben Herzog Bogislaw und die Pommern wieder in die Stadt, so daß er damit nicht entkommen konnte. Sie brachten ihn dann durch einen Teich und ein Rohrbruch bei dem Jungfrauenkloster und dann durch das Ploenische Bruch fort. Als der Markgraf hörte,

daß Herzog Bogislaw entkommen war, da grämte er sich sehr, schoß nicht einen Schuß mehr und zog von Pyritz ab, besorgt, daß Herzog Wartislaw, der viel Volks aufgebracht hatte, gegen ihn ziehen würde. Da schickten die Herzoge von Mecklenburg ihre Gesandten und schlugen einen Waffenstillstand und gütliche Verhandlung vor. Den Stillstand nahm Herzog Bogislaw mit dem Markgrafen an, aber Herzog Wartislaw wollte ihn nicht annehmen.“ Über die Bedingungen dieses Vertrages erfahren wir durch Chyträus, den Fortsetzer des Chronisten Kranz, daß beide Parteien ihren gegenwärtigen Besitzstand behalten und die Gefangenen gegenseitig ausliefern sollten. Ferner sollten Bogislaw und die pommerschen Stände Urkunden ausstellen, durch welche die Nachfolge des Hauses Brandenburg anerkannt würde, falls die nämliche Linie der Herzoge von Pommern ausstürbe. Nur mit Herzog Wartislaw, welcher Garz nicht aufgeben wollte, ging der Krieg weiter.

Für den Sturm auf Garz, den Hauptstützpunkt des Feindes, hat der Kurfürst einen Plan entworfen, der hier eine Stelle finden mag, weil man dadurch einen Einblick in die damalige Kriegskunst, besonders aber in Albrechts sorgfältige Heeresleitung gewinnt. Danach sollten zwei Sturmkolonnen gebildet werden, die eine unter einem schwarzweißen Fähnlein, die andere unter der burggräflichen Fahne; jede sollte etwas über 1000 Mann stark sein, nämlich 200 Armbrust- und 50 Bogenschützen, 400 Reisige und 400 Trabanten. Den Oberbefehl über die eine Kolonne sollte Markgraf Johann, über die andere Markgraf Friedrich führen. Von jeder Kolonne waren 600 für den Sturm bestimmt; davon sollten 50 Mann mit sog. Setztartschen, d. h. großen Schilden, die in die Erde gesetzt wurden, und mit Schanzkörben voranschreiten, ihnen sollten die Schützen folgen dann 50 Mann die Sturmleitern tragen und 50 andere sie aufrichten helfen, endlich waren 200 (100 Reiter und 100 Trabanten) bestimmt, sie zu ersteigen. Hinter jedem Haufen sollte 100 Mann hergehen, „die da treiben, daß man dem Banne

folge und niemand in den Haufen breche." Jede Kolonne erhielt zehn Hakenbüchsen und zwei Steinbüchsen, die für letztere bestimmten Büchsenmeister sollten auf die in ihrer Abteilung befindlichen Hakenbüchsen achten. Auch sollten 100 Mann und je 10 Wagen mit Erde und Holz zur Ausfüllung der Festungsgräben oder zum Bau von Brücken folgen. Gleichweit von beiden Kolonnen entfernt sollte das Gros mit dem Hauptbanner unter der Führung des Bischofs von Lebus Aufstellung nehmen und diejenige Abteilung unterstützen, die in Gefahr gerate. Zur Sicherung desselben war die Anlage einer Wagenburg angeordnet, deren Reihen ganz geschlossen sein und durch 20 Hakenbüchsen und mehrere Steinbüchsen gedeckt werden sollten. Die Nacht vor dem Sturm soll man um Mitternacht Messe lesen oder von den heil. drei Königen singen und nach altdeutschem Brauch Sankt Johanns Minne trinken, wozu man der Getränke genug besorgen soll. Alsdann sollen die Geschütze zu der einzelnen Kolonne abrücken, und wenn die große Hauptbüchse abgeht, soll der Hauptmann der betreffenden Sturmkolonne ein Trompetensignal geben lassen. Die Losung soll Sankt Georg, die Mutter Gottes das heimliche Wahrzeichen sein, während Kreuze mit Eichenlaub zur Erkennung dienen sollten. Alsdann soll man im Namen des Allmächtigen angreifen und die Kolonne, welche zuerst siegt, der andern, welche noch keinen Erfolg gehabt hat, 200 Mann zu Hilfe senden. Von den Büchsenmeistern soll einer seine Steinbüchse auf den Turm, der andere die „Sternbergerin" auf die Bollwerke richten. Was jeder beim Sturm gewinnt, das soll man ihm bei Todesstrafe lassen, damit Tumult vermieden werde. Diejenigen Mannen, welche zuerst in die feindliche Stadt eindringen, sollen Ritterrecht erhalten.

Trotz dieser sorgfältigen Vorbereitungen erwies sich die Einnahme von Garz unausführbar, und der Kurfürst ging im September einen Waffenstillstand ein, der bis zum Juni 1479 dauern sollte. Während desselben starb Herzog Wartislaw.

Trotzdem bereitete sich Albrecht für dieses Jahr auf einen neuen Feldzug gegen Pommern vor.

Unter den Anschlägen über die von den einzelnen märkischen Ständen zu stellenden Kontingente, welche wir aus diesem pommerschen Kriege besitzen, führt auch einer die Truppenmacht auf, die Ostern 1479 von der Mark „gegen Stettin" zu stellen war. Insgesamt waren 7180 Mann mit 1330 Pferden erforderlich; davon mußten 6 Städte wie Berlin und Brandenburg je 600 Mann und 100 Pferde, ferner 2 Haubitzen, einen Büchsenmeister und zwei Zimmerleute stellen, die kleineren Städte entsprechend weniger. Gegenüber dem Aufgebot der Städte ist das von Prälaten und Ritterschaft zu stellende Kontingent auffallend gering, nämlich nur 760 Maun und 250 Pferde. Jeder Wagen im Heere sollte 5 Mann Bedeckung haben, darunter einen Knecht und 4 Trabanten, von denen einer mit Spieß, ein anderer mit Büchse und die beiden letzten mit Armbrüsten bewaffnet sein sollten.

Herzog Bogislaw, der seit dem Tode des Oheims ganz Pommern in seiner Hand vereinigt hatte, ging endlich auf Albrechts Bedingungen ein und schloß am 2. Juli 1479 einen neuen Vertrag zu Prenzlau, in welchem er Brandenburgs Lehnshoheit anerkannte und dem Kurfürsten eine Anzahl der eroberten Schlösser in der Uckermark abtrat, nur das so hartnäckig verteidigte Garz behielt.

Albrechts Erfolg war um so höher zu schätzen, als die Herzoge von Pommern mit einem mächtigen Feinde im Bunde gestanden hatten, der die Mark im Osten bedrohte. Eine Tochter Albrechts Barbara war einige Jahre vorher mit dem Herzoge Heinrich XI. von Glogau vermählt worden und von diesem im Testamente zur Erbin des Herzogtums eingesetzt, dessen dereinstiger Besitz ihr schon bei ihrer Verlobung in Aussicht gestellt war. Im Falle ihres kinderlosen Todes sollte das Herzogtum an Brandenburg fallen. Als aber Herzog Heinrich 1476 starb, erhob sein Vetter Hans von Sagan Ansprüche auf die Nachfolge, fand

jedoch nur bei der Stadt Glogau Anerkennung. Die einflußreichste Stellung in Schlesien besaß damals der König Matthias von Ungarn, der jenes Land den Böhmen entrissen hatte. Wenn Kurfürst Albrecht sich dem Ungarnkönige angeschlossen hätte, so hätte er das ganze Herzogtum Glogau bekommen können, doch er mochte die Partei des Kaisers nicht verlassen, der damals mit Ungarn im Kriege lag. Inzwischen verlobte sich Barbara mit dem jungen Könige Wladislaw von Böhmen und überließ diesem ihre Ansprüche auf Glogau. Die Stände des Herzogtums huldigten ihm auch in Freistadt, ohne jedoch unbedingt Barbara als berechtigte Erbin anzuerkennen. Hans von Sagan gab dagegen seine Ansprüche nicht auf und begann den sog. Märkischen Krieg, für den er bei Bogislaw von Pommern Unterstützung fand. Markgraf Johann, der damals in der Mark befehligte, hoffte vergebens auf Hilfe aus Böhmen; er besetzte noch rechtzeitig Krossen, während das übrige Land dem Herzog Hans zufiel. Dieser drang im Jahre 1477 in die Mark selbst ein und lagerte sich auf den Höhen von Kunersdorf bei Frankfurt. Hier griff ihn Johann am Morgen des 5. Oktober an, wurde aber von dem übermächtigen Feinde geschlagen und mußte sich in die Stadt zurückziehen. Ein Sturm auf diese unterblieb, der Feind brannte die Oderbrücke nieder und verwüstete die Dammvorstadt. Dann wandte er sich nach Drossen und führte seine Truppen zum Sturm; diese wurden jedoch von den Einwohnern mit heißem Brei und siedendem Wasser empfangen und zum Rückzuge gezwungen.

In seiner Bedrängnis hatte sich der Markgraf an seinen Vater, welcher in Franken weilte, mit der Bitte um Hilfe gewandt und geschrieben: „Wir sind ganz verlassen und in unserm Thun behindert gleich dem Vogel am Fluge, wenn man ihm beide Flügel abhaut; deshalb fährt, wie die Eule auf andere Vögel, ein jeder auf uns los und wirft uns Blödigkeit, Ohnmacht und Versäumnis vor. Aber wir wollen den Sattel der Blödigkeit von uns werfen, wir wollen kein Glied unseres

Leibes sparen und wie der treue Judas Makkabäus den Schild der Kühnheit zeigen." Auf diese pathetischen Phrasen des gelehrten Jünglings antworte der Vater mit folgenden kühlen Bemerkungen: „Ihr habt nur einen Fürsten zum Feinde, während doch ein König und 17 Fürsten unsere Feinde waren und wir wohl 10 Städte und Schlösser verloren hatten, gleichwie unsre Ritterschaft 30 Sitze. Vier Heere umlagerten uns: der König von Böhmen auf einer Seite, der Bischof von Bamberg, der Pfalzgraf und Herzog Otto auf der andern auf dem Gebirge, ferner die bayrischen Herren, endlich der Bischof von Würzburg und die böhmischen Söldner; alle hatten über 40000 Menschen im Solde. Dagegen hatten unsere Freunde am Rhein ein Treffen verloren und lagen im Kerker, und unser seliger Bruder mußte von uns reiten, so daß all' unsere Macht sich nicht über 1000 Pferde und 5000 Mann zu Fuß belief, da die andern alle in Städten und Schlössern sein mußten, um sie zu bewahren — auch damals half Gott, daß wir einen ehrenvollen Frieden erlangten, und ich wollte eher tot sein, als daß wir einen schimpflichen Frieden angenommen hätten."

Da der Vater keine Hilfe sandte, mußte sich Johann selbst zu helfen suchen. Die Sachlage wurde für ihn dadurch noch ungünstiger, daß Wladislaw auf die Verlobung mit Barbara verzichtete und mit Ungarn einen Frieden schloß, in dem er Schlesien opferte. Erst als König Matthias 1478 den Krieg unmittelbar an Brandenburg erklärte, kam Albrecht aus Franken nach der Mark. Er brachte den Krieg mit Pommern, wie wir gesehen haben, bald zum Stillstande, wandte sich dann gegen Herzog Hans, welcher Krossen bestürmte, und schlug ihn daselbst. Alsdann ging er nach Frankfurt, um diesen wichtigen Ort und den dortigen Übergang über die Oder zu decken. Wenn die Ungarn bisher nicht unmittelbar eingegriffen hatten, so verminderte sich diese Gefahr noch mehr, als sie im Jahre 1479 den Wiederausbruch des Türkenkrieges befürchten mußten. Ja, Matthias bot die Hand zum Frieden und schloß einen Vertrag,

demzufolge Barbara auf Glogau verzichten, aber eine Entschädigung von 50000 Dukaten erhalten sollte. Doch Herzog Hans war nicht willens, das Herzogtum dem Ungarnkönige, der es einem illegitimen Sohne zuwenden wollte, zu überlassen, setzte vielmehr den Krieg auf eigene Hand fort. Erst als er 1480 Krossen einnahm, wo die Herzogin Barbara bisher Hof gehalten hatte, trat Matthias dazwischen und nötigte ihn zum Vertrage von Glogau (1481), in welchem Hans zwar den größten Teil des Herzogtums für sich und seine Erben als Lehen erhielt, aber zu Gunsten Barbaras auf Krossen, Schwiebus und Züllichau verzichten mußte. Diese Abfindung wurde im Kamenzer Vertrage (September 1482) dahin abgeändert, daß außer den Städten Krossen und Züllichau mit ihrem Gebiet Sommerfeld und Bobersberg der Herzogin als Pfand zugesprochen wurden. Die Pfandsumme wurde auf 50000 ungarische Gulden festgesetzt. Der Kurfürst war mit der in Glogau früher vereinbarten Entschädigung nicht einverstanden gewesen nnd hatte in seiner derben Weise folgende für Johann wenig schmeichelhaften Worte an den märkischen Kanzler Sesselmann geschrieben: „Wie schleicht sich unser Sohn in den Handel ein und weiß doch nicht, was im Reiche vorgeht! Es liegt uns nichts am Kriege, aber es ist uns um Dank und Ehre, um den Kaiser und das Reich zu thun. Hans ist für solche Fragen noch zu jung; es wäre uns lieber, er hätte einstweilen wilde Schweine gejagt. Wie hat er sich da weise gedünkt! er ist doch sonst nicht gar so reich an Witz!“ Den Kamenzer Vertrag bestätigte der Kurfürst jedoch noch im Oktober 1482. Erst Joachim II. hat es durchgesetzt, daß das Recht, die damals verpfändeten Lande einzulösen, das inzwischen auf den Herzog von Münsterberg übergegangen, 1537 von dessen Erben aufgegeben wurde, was König Ferdinand I. bald darauf bestätigte. Trotzdem blieben jene Gebiete bis 1742 böhmische Lehen.

Das größte Verdienst um das Kurland hat sich Albrecht Achilles durch sein Hausgesetz, die sog. dispositio Achillea, erworben. Dasselbe datiert vom 24. Februar 1473 und wurde

in Übereinstimmung mit der Kurfürstin Anna, Albrechts zweiter Gemahlin, und seinen beiden ältesten Söhnen Johann und Friedrich entworfen. Wie es die Goldene Bulle verlangte, wurde die Unteilbarkeit der Mark Brandenburg ausgesprochen; sie sollte dem ältesten Sohne des Kurfürsten und dessen männlichen Nachkommen zufallen, während in den fränkischen Landen zwei jüngere Söhne folgen und sie auf ihre Nachkommen vererben sollten. Überhaupt sollte es nie mehr als drei regierende Herren im Gesamthause geben. Falls Johann ohne männliche Nachkommen stürbe, so sollte ihm der nächstälteste Bruder in der Kurmark folgen, dafür sein fränkisches Fürstentum an den jüngsten Bruder, der kein Erbe erhalten hatte, abtreten. Wenn auch jener sterben sollte, so war, wenigstens dem Wortlaut der Urkunde gemäß, die Nachfolge in der Mark nicht seinem Sohne, sondern dem ältesten noch lebenden Bruder bestimmt. Als diese Eventualität nach einigen Jahrhunderten eintrat, ist man doch von der natürlichen Erbfolge nicht abgewichen, da nach Friedrich dem Großen nicht sein zweiter Bruder Heinrich, sondern Friedrich Wilhelm II., der Sohn des verstorbenen Prinzen August Wilhelm, den Thron bestieg. Brandenburgische Prinzen, welche in den geistlichen Stand treten würden, sollten zur Nachfolge unfähig sein. Dieses Hausgesetz ist zwar von den späteren Kurfürsten nicht durchweg beachtet worden, hat jedoch den brandenburgischen Staat vor der Zerstückelung bewahrt.

In seinen letzten Jahren überließ der Kurfürst seinem Sohn Johann die Regierung in der Mark und widmete sich ausschließlich den Reichsgeschäften, an denen er sein Leben lang so thätigen Anteil genommen hatte. Johann bemühte sich, so gut er konnte, der während der andauernden Kriege in der Mark eingetretenen Unsicherheit und Verwilderung zu steuern. „Als in diesen Zeiten auf dem alten wendischen Boden der Priegnitz“ — so berichtet ein Zeitgenosse — „die Straßenräuber nicht fehlten, hat Markgraf Johann dem Wedego von Putlitz, Bischof von Havelberg, aufgetragen, daß er mit dem Ritter Wilhelm von

Pappenheim, welchen er deshalb zum Hauptmann der Mark ernannte, für die Züchtigung der Räuberei sorgen und solche für die Zukunft verhüten sollte. Jene nahmen zu sich die Städter jenes Landes, schritten gegen die ein, welche, wie man sagte, an dem Unwesen Anteil hatten, und zerstörten 15 ihrer Raubnester mit Feuer und Schwert. Die Gefangenen, deren Verbrechen erwiesen waren, ließen sie mit dem Schwerte hinrichten und sorgten mit allem Eifer dafür, daß dergleichen in Zukunft nicht mehr geschehe." Im Jahre 1484 ward dann ein Landfrieden für die Mark verkündet.

Die großen Schulden, die durch die letzten Kriege entstanden waren, wollte Johann wieder durch Erhebung einer direkten Steuer, der Bierziese, decken, aber er stieß bei den Städten auf unbeugsamen Widerstand. Die meisten Städte wollten wenigstens den auf sie fallenden Anteil an der Landesschuld übernehmen, doch die Städte in der Altmark weigerten sich, mehr als eine halbe Landbede zu bewilligen. Da hat der sonst so sanftmütige Markgraf auch einmal Energie bewiesen; er forderte die Widerspenstigen nach Berlin vor ein aus den märkischen Ständen zusammengesetztes Gericht und ließ sie zur Zahlung ihres vollen Anteils verurteilen. Leider war ihm auf die Dauer damit auch nicht geholfen.

Der Kurfürst hatte noch den Reichstag zu Frankfurt a. M. besucht, wo des Kaisers Sohn Maximilian zum römischen Könige gewählt wurde. Eben rüstete er sich zur Heimreise, da wurde er im Dominikanerkloster zu Frankfurt, in welches er sich wie gewöhnlich auf einem Stuhl hatte tragen lassen, am 11. März 1486 vom Tode ereilt. Der Kaiser und die zum Reichstag erschienenen Fürsten geleiteten die Bahre bis zum Main, wo sie auf ein Schiff gesetzt und nach Franken übergeführt wurde. Hier ist Albrecht Achilles im Kloster Heilsbronn beigesetzt worden.

Kap. 5. Johann Cicero.

Die Erhebung Johanns (s. Fig 81) zum Kurfürsten brachte für die Mark keine weiteren Veränderungen mit sich, weil er die Regierung schon seit fast zwei Jahrzehnten geführt hatte. Er war der Bevölkerung kein Fremder, da er mit ihr seit lange Freud' und Leid geteilt hatte. Für die Mark war von Vorteil, daß Johann an den Angelegenheiten des Reichs kein sonderliches Interesse nahm und sich nur um sein Erbland kümmerte, von welchem dem Hausgesetze gemäß nach des Vaters Tode die fränkischen Fürstentümer abgetrennt wurden. Diese sind dann erst wieder unter der Regierung König Friedrich Wilhelms II. an Brandenburg gefallen.

Obgleich Johann schon in jungen Jahren eine fast selbständige Stellung erhalten hatte, ist er doch stets von seiner Umgebung abhängig geblieben. Er liebte es, die Verwaltung seinen Räten zu überlassen und mußte von diesen dann selbst den Vorwurf hören, daß es besser stehe „um die anstoßenden Lande, die geringer wären als die Mark zu Brandenburg, aber in kurzer Zeit durch Selbstregierung der Fürsten gebessert seien.“ Die Zustände in der Mark waren noch immer schlimm. Die Städte kehrten sich nicht an die Befehle des Landesherrn und bestraften sogar diejenigen ihrer Mitbürger, welche sich an die kurfürstlichen Gerichte wandten; sie schlugen ihre besonderen Münzen und nahmen Hörige anderer Stände als Pfahlbürger auf. Der Adel beanspruchte das Geleit bei den Handelszügen der Kaufleute und sperrte die Wege, falls man auf eigene Hand die Reise antrat. Nur bei der Bewilligung einer indirekten Steuer erwiesen sich die Stände willfähriger, indem sie im Jahre 1488 die erste sogen. Bierziese bewilligten. Darüber schreibt der Chronist Angelus: „Sie wurde auf 7 Jahre von geistlichen und weltlichen kurfürstlichen Räten bewilligt, nämlich von jeder Tonne Bier 12 Pfennige, so daß hiervon der Kurfürst 8 und die Städte

4 Pfennige zur Besserung ihrer Lage nehmen sollten. Auf Reminiscere dieses Jahres hat das Einnehmen des Geldes angefangen. Die Prälaten, Grafen, Herren und die von der Ritter-

Fig. 81.



Johann Cicero. Aus Stillfried-Kugler, Die Hohenzollern 2c.

schaft sind von diesem Biergelde auf ihren Schlössern und Höfen befreit worden. Die altmärkischen Städte, besonders aber Stendal haben in diese Steuer nicht willigen wollen. Darauf ist der Kurfürst Johann mit einem starken Haufen in die Altmark ge-

zogen und hat zu Stendal viele der aufrührerischen Unterthanen enthaupten und daselbst auch etliche, wie zu Salzwedel und Gardelegen, in den Kerker werfen lassen."

In der auswärtigen Politik hatte Johann wenig Erfolge aufzuweisen. Ein Glück für ihn war, daß Ungarn damals von den Türken daran verhindert wurde, weiter in die Verhältnisse Norddeutschlands einzugreifen. Als dann Matthias 1490 starb, folgte ihm nicht sein natürlicher Sohn Johann Corvinus, sondern König Wladislaw von Böhmen. Diesen wußte Johann dadurch für sich zu gewinnen, daß er das Erbrecht seiner Gemahlin Margarete auf den Thron Ungarns nicht geltend machte. In Schlesien hatte schon im Jahre 1488 Brandenburgs langjähriger Widersacher, Hans von Sagen, einen wohlverdienten Untergang gefunden, nachdem er sich gegen Matthias empört und seinen Töchtern die Nachfolge in seinem Lande hatte zuwenden wollen. Der Kurfürst erwarb 1490 die Herrschaft Zossen von einem Herrn von Stein um 16 000 rheinische Gulden und erlangte 1493 vom böhmischen Könige, unter dessen Lehnshoheit sie als Teil der Lausitz stand, die Bestätigung dieses Kaufs. Dieser Erwerb war jedoch ohne sonderliche Bedeutung und wurde reichlich durch die Einbuße aufgewogen, die Johann den Pommern gegenüber erlitt. Herzog Bogislaw X. wollte dem Kurfürsten den Lehnseid nicht leisten und erklärte den letzten Vertrag von Prenzlau für aufgehoben. Als dann seine Gemahlin Margarete von Brandenburg 1489 nach kinderloser Ehe starb, vermählte er sich mit der polnischen Prinzessin Sophie, welche ihm mehrere Söhne gebar. Dadurch wurde die Nachfolge der Hohenzollern in Pommern, die man schon als nahe bevorstehend ansah, wieder in weite Ferne gerückt. Außerdem war das Ansehen Brandenburgs im Reiche so gesunken, daß König Maximilian nicht mehr glaubte, auf den Kurfürsten irgend welche Rücksicht nehmen zu müssen und dem Herzoge von Pommern erklärte, daß er gegen die unmittelbare Lehnsabhängigkeit Pommerns vom Reiche nichts einzuwenden habe. Bogislaw steigerte jetzt seine Ansprüche noch

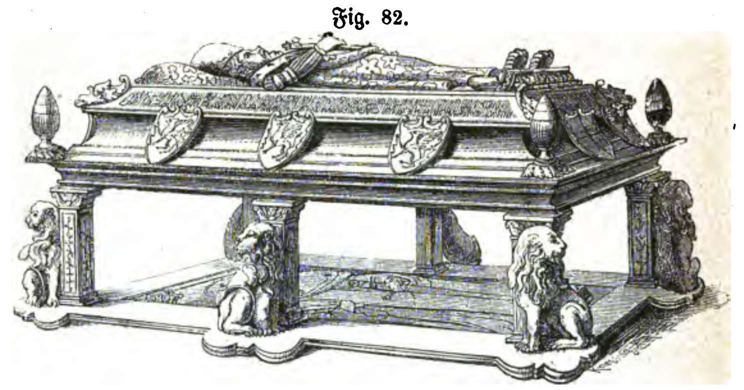
weiter; er erklärte sich bereit, das Heimfallsrecht des Kurfürsten nur anzuerkennen, wenn er ihm einen Teil der Eroberungen Albrechts zurückgebe. Durch Vermittelung des Ritters Werner von Schulenburg, der beiden Fürsten nahe stand, kam es 1493 in Königsberg und Pyritz zu einem Vertrage, in welchem Johann die Lehnshoheit über Pommern aufgab, aber für sich und sein Haus die Nachfolge im Herzogtum zugesichert erhielt, wenn die männliche Linie daselbst erlösche. Auch einige Schlosser in der Uckarmark mußten damals an Pommern abgetreten werden.

Der Kurfürst besaß eine für seine Zeit seltene Bildung. Seine Kenntnis der lateinischen Sprache, die er als Redner auf mehreren Reichstagen bewies, hat ihm den Beinahmen des deutschen Cicero eingetragen. Der märkische Adel hatte bisher der gelehrten Bildung völlig fern gestanden und deshalb in manchen Hofämtern, für welche juristische Studien unerläßlich waren, keine Verwendung finden können. Diese Stellen hatte man bisher mit Franken besetzt, seit der Abtrennung der fränkischen Fürstentümer drohte aber diese Hilfsquelle zu versiegen. Deshalb veranlaßte Johann junge Edelleute aus der Mark fremde Universitäten zu besuchen, und wir finden diese später in den wichtigsten Stellungen des Kurlandes. Als nun Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms (1495) die Kurfürsten aufforderte, in ihren Landen Universitäten zu errichten, ging Johann mit Eifer auf diesen Gedanken ein, zumal er schon vorher die Absicht geäußert hatte, in der Mark eine hohe Schule zu gründen. Unter den Städten, die sich darum beworben hatten, der Sitz der neuen Hochschule zu werden, wurde Frankfurt a. O. auf den Rat des Bischofs von Lebus, Dietrich von Bülow, und des Professors Simon Pistoris aus Leipzig auserwählt, weil jene Stadt „volkreich, wohlhabend und gut gebaut war und in einer anmutigen Gegend lag.“ Der Papst Alexander VI. erteilte der Universität den nötigen Freiheitsbrief. Doch bevor der Kurfürst seinen Plan durchführen konnte, starb er am 9. Januar 1499 in Arneburg an der Wassersucht und wurde zunächst im Kloster

Lehnin beigesetzt, von wo seine Leiche dann nach dem Dome zu Köln an der Spree übergeführt wurde. Joachim II. ließ ihm später ein prachtvolles Denkmal von der Meisterhand des Nürnberger Künstlers Peter Vischer setzen (s. Fig. 82).

Wie Angelus erzählt, beschied der Kurfürst vor seinem Tode seinen ältesten Sohn Joachim zu sich nach Arneburg und gab ihm folgende Lehren auf seinen Lebensweg mit: „er solle gottesfürchtig sein, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit üben, ferner seine Unterthanen schützen, damit sie von den Gewaltigen nicht unterdrückt würden, endlich dem Adel den Zaum nicht zu lang lassen."

Fig. 82.



Grabmal Johann Ciceros Aus Stillfried-Kugler, Die Hohenzollern ꝛc.

Kap. 6. Joachim I. Nestor.

Joachim (s. Fig. 83) war noch nicht 15 Jahre alt, als er zur Regierung kam. Die Vormundschaft stand seinem Oheim, dem Markgrafen Friedrich von Ansbach, dem seit einigen Jahren beide fränkische Fürstentümer gehörten, zu, doch dieser erklärte den Neffen sofort für mündig. Zugleich mit Joachim empfing auch sein Bruder Albrecht, der erst 10 Jahre alt war, die Huldigung der Stände. Der neue Kurfürst hatte durch den Bischof Dietrich von Lebus eine tiefere Bildung erhalten und erregte durch seine

Gewandtheit im Gebrauch der lateinischen Sprache wie sein Vater auf manchem Reichstage ungeteilte Bewunderung. Wegen seiner Beredsamkeit wurde ihm von Zeitgenossen der Beiname

Fig. 83.



Joachim I. Nestor. Aus Stillfried-Kugler, Die Hohenzollern ꝛc.

„Nestor“ beigelegt. Der gelehrte Abt Johann von Tritheim, der ihn 1503 in Mainz kennen lernte, schildert ihn als einen Fürsten von großem Verstande und tiefem Interesse für theologische und philosophische Fragen und rühmt seinen Durst

nach Wahrheit. Wie es zu seiner Zeit üblich war, hatte Joachim auch in der Astronomie und Astrologie Studien gemacht und stand beim niedern Volk in dem Rufe, daß er die „schwarze Kunst“ verstehe. Neben einem Kaiser wie Maximilian, welcher die ritterlichen Tendenzen des Mittelalters noch einmal vor ihrem Schwinden verkörperte, erscheint Jaochim jedoch als eine phantasielose, berechnende Natur, ohne Interesse für kriegerischen Ruhm oder die Größe des Reichs, nur bestrebt, die Zeitumstände zu seinem Vorteil auszubeuten. Die Energie, die ihn von seinem Vater unterscheidet, war nicht die Festigkeit der Thatkraft, sondern die Hartnäckigkeit des Eigensinns. Vielbesprochen war seine Habsucht, die besonders bei der Königswahl von 1519 hervortrat. Er kam dabei nicht einmal zum Ziel, da diejenigen, die er zu überlisten gedachte, ihm an Schlauheit überlegen waren. Nach allem kann seine Regierung nicht als ein Glanzpunkt in der Geschichte Brandenburgs betrachtet werden.

Die märkische Bevölkerung stand am Ausgange des Mittelalters noch auf sehr niedriger Kulturstufe, und ein Süddeutscher, wie Johann von Tritheim, bemerkte den Abstand von seiner heimischen Umgebung gar wohl. Über die Beobachtungen, welche er bei seinem Aufenthalte in Berlin 1505 machte, äußert er sich in mehreren Briefen: „Ich bin hier durch Gottes Gnade gesund, in großen Gnaden bei dem Kurfürsten, jedoch ohne allen gelehrten Umgang. Die Einwohner sind gut, aber zu roh und ungebildet, sie lieben mehr die Schmausereien als die Wissenschaften. Selten findet man einen Mann, der die Bücher liebt, sondern aus Mangel an Erziehung und Lebensart ziehen sie die Gesellschaften, den Müßiggang und den Becher vor. Indessen gefällt mir ihre Frömmigkeit und Religion, in der sie eifrig und andächtig sind. Sie gehen fleißig in die Kirche und feiern die Feste der Heiligen mit Ehrfurcht; sie halten die Fasten streng und sind in der Religion um so eifriger, da bekannt ist, daß sie unter allen deutschen Völkern die letzten gewesen sind, die den christlichen Namen angenommen haben. Die Ausschweifung im

Trinken wird von ihnen nicht für ein Laster gehalten, doch giebt es auch viele, die sich dessen enthalten, und die Einwanderer aus Franken und Schwaben sind, wie ich oft bemerkt habe, mehr dem Trunk ergeben als die Einheimischen." Ein anderes Mal schreibt er: „Das Land ist gut und sehr fruchtbar; es fehlt aber an fleißigen Arbeitern, denn es ist ausgedehnt und groß. Die wenigen Bauern, die es hat, sind sehr faul und ziehen den Trunk und Müßiggang der Arbeit vor. Man kann von den Märkern sagen, daß sie durch die vielen Festtage und durch ihre Faulheit zur Armut gebracht werden und durch das viele Fasten und den Trunk ihren Tod beschleunigen, indem sie hierin die übrigen Deutschen übertreffen. Das Leben in der Mark besteht in nichts als Essen und Trinken."

Den märkischen Adel schildert der Abt als gutherzig, aber roh und unwissend. Auch aus andern Berichten geht hervor, daß die Zustände in der Mark recht unsicher geworden waren, da der Adel Wegelagerei trieb und die Handelszüge der Kaufleute plünderte. Das Verhalten des Kurfürsten diesem Unwesen gegenüber ergiebt sich aus einem eigenhändigen Schreiben an den Markgrafen Friedrich von Ansbach (14. Febr. 1504); darin bemerkt er, daß er durch seinen Gesandten beim Reichstage, Eitelwolf von Stein, vernommen habe, man beschuldige ihn im Reich übermäßiger Strenge gegen den heimischen Adel; diesem Gerücht solle der Oheim entgegentreten und sich von dessen Grundlosigkeit aus folgender Darstellung des Sachverhalts überzeugen: „Am Anfange unserer und unseres lieben Bruders, des Markgrafen Albrecht, Regierung ist den Kaufleuten und andern armen Leuten viel Plackerei und Schaden widerfahren, so daß wir bei der Erbhuldigung dem Adel persönlich, bei Vermeidung unserer Strafe und Ungnade, solches verbieten mußten. Dies haben wir auf mehreren Herren- und Landtagen wiederholt. Obwohl nun etliche der Unsern solches mannigfaltig übertreten haben und, als es offenbar war, deshalb flüchtig geworden sind, nämlich Achim Röbel, Matthias Lindenberg, Hans Greifenhagen, Libo-

rius Kittlitz, Hans Reusse u. a., die wir auf ihrer Verwandtschaft Bitten, wenn auch ungern, wieder zu Gnaden angenommen haben, nachdem sie einen Teil ihres Raubes herausgegeben — so haben sie sich doch böser That, Wegnahme und des Raubes nicht enthalten, sondern nach wie vor die Unterthanen unserer Nachbarfürsten beraubt und verwundet. Davon haben wir einige auf Ansuchen des Herzogs Georg von Sachsen u. a., sodann auch weil ihre Bosheit kein Ende fand, als Liebhaber des Friedens selbst befohlen, richten zu lassen. Auf ihr Geständnis sind manche Teilnehmer ihres Frevels bekannt geworden und nach Schlesien, der Lausitz und anderswohin geflohen, wo sie nicht weniger denn zuvor ihre Übelthaten geübt haben. Röbel, Kittlitz und Greifenhagen haben u. a. im vergangenen Sommer ohne Ursache und Ankündigung etliche unserer Bürger auf freier Straße überfallen, teils gefangen, teils erstochen, acht von ihnen eine Hand abgehauen und einen gezwungen, ihre Fehdebriefe mir, dem Kurfürsten, zu überbringen. Diese Räuber mit ihren Helfershelfern hielten sich in Schlesien und der Lausitz, in Beeskow, Storkow, Sacrow und Buchholz auf. Deshalb ist unser Hausvogt Hans Nybett mit etlichen der Unsern vor den Edelsitz Buchholz, der dem Anton Lange gehörte, gezogen und haben die Auslieferung der Feinde verlangt. Dagegen hat man sich mit Büchsen gewehrt und etliche der Unsern verwundet oder totgeschossen. Dies hat sich der Hausvogt zu Herzen genommen, mit Ernst den Hof bestürmt und, nachdem die Feinde geflohen, die Burg erobert und darauf etliche Büchsen, zehn Pferde, Gewänder und andere den Frankfurtern und Sachsen abgenommene Habe erbeutet. Die Bürger von Frankfurt a. O. sind auch nach mancherlei Unfall, den unsere Bürger erlitten, einstmals nach Verlust und Plünderung ihrer Wagen auf frische That einem ehrbaren (!) Manne, Hans Bornstorf, nachgefolg und haben ihn in seiner Behausung in der Lausitz gefaßt, w man auch einen Teil der Beute als Beweis seiner Schuld ge funden hat; sie haben ihn nach Frankfurt geführt und ihm darun

sein Recht widerfahren lassen. Daraus kann Eure Liebe entnehmen, daß wir und die Unsern nicht Ungebührliches gegen den Adel vornehmen, wie uns vielleicht von unsern Neidern nachgesagt werden mag. Auch hat uns Balthasar Bornstorf nach andern vollbrachten Frevelthaten zwei unserer Diener im Felde ohne Ankündigung der Fehde niederwerfen helfen und uns mit seinem Anhange unverschuldete und ungebührliche Fehde angekündigt". Markgraf Friedrich bestätigte in seiner Antwort das Bestehen jenes Gerüchts von der Härte des Kurfürsten, versprach aber solchen Verleumdungen auch ferner entgegenzutreten, wie er es bisher gethan.

Obwohl der Kurfürst selbst behauptet, daß nur ein Teil der adligen Räuber, nachdem er anfangs begnadigt war, später als rückfällig hingerichtet sei, erhielt sich das Gerücht von des Kurfürsten beispielloser Strenge, und im Laufe der Zeit knüpfte sich ein ganzes Gewebe von Anekdoten daran. Bei Tritheim sind es 40 adlige Räuber, die enthauptet oder gehängt wurden, doch weitere Einzelnheiten kennt er noch nicht. Der Chronist Garcäus überliefert dagegen schon 70 Jahre später die bekannten Erzählungen von Joachim und den Raubrittern in unverkennbaren Umrissen: „Es giebt noch heute adlige Familien, deren Vorfahren so berüchtigt und den Reisenden so furchtbar waren, daß diejenigen, welche frühmorgens ihre Reise antraten, Gott um Schutz gegen diese Wegelagerer anriefen und nach dem Aberglauben jener Zeit sich jedesmal bekreuzigten, wenn die Namen derselben genannt wurden. Einer von den Hofbeamten ging soweit, daß er mit Verletzung seines Treueides an die Thür des Gemaches ironische und verbrecherische Drohungen gegen den jungen Fürsten anschrieb und, um diese auszuführen, mit seinen Anhängern im Köpenicker Walde dem Markgrafen, der hindurchreiten wollte, nach dem Leben trachtete. Ein in die Verschwörung eingeweihter Bauer verriet den Anschlag den Dienern des Markgrafen, und diese enthüllten den Plan ihrem Herrn. Sofort kehrte Joachim um, holte Verstärkung, nahm den Ur-

heber des Planes gefangen und ließ ihm den Kopf abschlagen. Diesen ließ er zum ewigen Gedächtnis auf dem Köpenicker Thor in Berlin aufpflanzen; die auf der Flucht ergriffenen Genossen der Verschwörung wurden mit dem Schwerte gerichtet. Man erzählt, es seien in einem Jahre mehr als 70 Adlige und Helfershelfer wegen Straßenraub hingerichtet worden. Als sich der Adel darüber bei dem Markgrafen Friedrich beschwerte und dieser sich für dessen Angehörige bei Joachim verwandte, antwortete der Kurfürst, er habe nur Wegelagerer und Räuber mit gerechten Strafen belegt, nicht aber Adlige". Man sieht, daß die letzte Bemerkung sich gar nicht in Joachims oben angeführtem Briefe findet und auch gar nicht dessen Inhalt entspricht. Der Chronist deutet am Anfange der ausgehobenen Stelle auf den bekannten Vers hin:

„Vor Köckeritz und Lüderitz
Vor Krachten und vor Itzenplitz
Behüt uns, lieber Herre Gott!"

Es ist jedoch auffallend, daß der Kurfürst in seinem Briefe ganz andere Namen aufzählt. Ebenso kannte man später noch den Wortlaut jenes Zettels, welchen ein Herr von Otterstedt an die Thür des kurfürstlichen Gemaches anklebte:

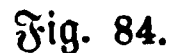
„Jochimken, Jochimken, höde dy,
Wo wy dy krygen, hängen wy dy!"

Dagegen verdient eine Notiz des Frankfurter Stadtschreibers Stagius (um 1571) vollen Glauben und wird teilweise auch durch Joachims erwähnten Brief bestätigt, daß nämlich die Stadt im Jahre 1504 auf des Kurfürsten Befehl 100 Reiter unterhalten habe, weil etliche ihrer Bürger, als sie nach Schwiebus zu Markt zogen, von vielen Adligen überfallen und teils getötet, teils gefangen seien. Der Edelmann, welchen die Frankfurter dann fingen und hinrichteten, hieß nach Joachims Briefe Bornstorf und nicht, wie der Berliner Rektor Hafftitz, ein Zeitgenosse des Stagius, erzählt, Quitzow, was schon an sich wegen

der Analogie mit der Zeit des Markgrafen Jost verdächtig ist. Hafftitz fügt noch hinzu, daß die Frankfurter den Raubritter am Pfingstmontage enthaupten ließen und dafür vom Kurfürsten, welchen der Bischof von Lebus auf die Entweihung dieses hohen Festes aufmerksam machte, mit der Entziehung des Blutgerichts gestraft wurden.

Der Kurfürst nahm dann den Plan seines verstorbenen Vaters, in Frankfurt eine Universität zu gründen, wieder auf. Schon 1499 wurde der Grund zu einem Fürstenkolleg an der Stelle einer früheren Synagoge gelegt. Die Stadt gab das Material zum Bau her, der Landesherr und der Bischof teilten sich in die Baukosten. Am 26. April 1506 fand die Einweihung der Universität statt, in Gegenwart des Kurfürsten, seines Bruders Albrecht und vieler Prälaten und Edelleute. Wie Spieker in seiner Geschichte der Stadt Frankfurt erzählt, wurde zuerst in der Marienkirche ein Hochamt gehalten und das Lied „Komm, heiliger Geist!" gesungen. Dann ritt der Kurfürst mit seinem Bruder und glänzendem Gefolge zum Gubener Thore hinaus. Bei der Sankt Gertraudkapelle hatte sich der Zug geordnet. Vorauf zogen Herolde und Geistliche mit Fahnen und heiligen Zeichen, dann die fürstliche Leibwache, hierauf die Professoren. Der Kurfürst führte den neuernannten Rektor Konrad von Buchen (Wimpina, s. Fig. 84), der Bischof Dietrich von Lebus (s. Fig. 85) als Kanzler der Universität den Zug der Lehrer, denen 70 Studenten, meist von Adel, folgten. Den Magistrat begleiteten die Bürgermeister aller Städte der Mark; die Bürgerschaft von Frankfurt mit den Gewerken und einer Menge von Fremden, die überallher herbeigeeilt waren, schloß den Zug. Unter Trompeten- und Paukenschall, unter dem Geläute der Glocken und dem Jubel des Volks wallte der unabsehbare Zug zum Universitätsgebäude. Nach dem Wechsel verschiedener Reden über den Wert der Wissenschaften, das Verdienst ihres Schutzes und die Bedeutsamkeit der Feier geschah die Installation durch Vorlesung der kaiserlichen und päpstlichen Privilegien, der markgräflichen Stif-

tungsurkunde und der Gesetze, sowie durch Einhändigung der silbernen Zepter an den Rektor Wimpina. Dann ging der Zug


Fig. 84.



CONRADVS WIMPINA DE FAGIS FRANCONICIS
THEOL. DOCT. PRIM. ACADEM. FRANCOFVRT. RECTOR
VIR MVLTÆ DOCTRINÆ ET ACRIS IUDICIJ.

Konrad Wimpina. Aus Seidels Bildersammlung.

nach dem Fürstenhof am Ufer der Oder, wo der Kurfürst ein glänzendes Mahl gab".

Die neue Universität war im ersten Jahr von etwa 90 Studenten besucht; deren Zahl verminderte sich jedoch in den

nächsten Jahren auf 3—400 und sank mit dem Eintritt der Reformation unter 100. Dieser Niedergang wurde nicht allein

Fig. 85.



DIDERICUS A BÜLOW · CONSILIAR: BRAN-
DENBURG: ET EPISCOPUS LEBUSIENSIS.
PRIM⁹ ACADEM: FRANCOFURTAN: CANCEL
LARI⁹ ET CONSERVATOR · MUNIFICUS.
OBIIT ANNO 1523. REGIM: 24.

Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus. Aus Seidels Bildersammlung.

durch die Pest veranlaßt, welche Frankfurt im 16. Jahrhundert mehrmals heimsuchte und die studierende Jugend fernhielt, sondern

durch den einseitig katholischen Standpunkt der dortigen Professoren. Wimpina glaubte sich den Dank seines Kurfürsten zu verdienen, wenn er sich des Ablaßkrämers Tetzel annahm, und ließ diesem den Doktorhut und die Würde eines Professors der Theologie anbieten. Nachdem Tetzel im Nov. 1517 unter dem Geläut der Glocken einen feierlichen Einzug in Frankfurt gehalten hatte, hielt er am 20. Januar 1518 in der Aula eine Disputation zur Rechtfertigung des Ablasses, welcher Scharen von Mönchen, die aus allen Klöstern der Mark hingesandt waren, beiwohnten. Tetzel glaubte seine Lehrsätze unangefochten besprechen zu können, da nahm ein junger Mönch aus Schlesien Johann Knipstrow das Wort und verfocht Luthers Lehren mit großem Geschick. Um seinen Schützling zu retten, beendete Wimpina die Disputation und schritt zur Doktorpromotion. Alsdann zog Tetzel in feierlicher Prozession nach einem freien Platze in der Gubener Vorstadt und verbrannte Luthers Thesen gegen den Ablaß.

Während die Universität von Frankfurt bekanntlich 1811 nach Breslau verlegt ist, besteht eine andere Einrichtung Joachims I. wenigstens dem Namen nach noch heute. Der Kurfürst wollte die mannigfachen Schwierigkeiten, welche der Rechtspflege in der Mark aus den verschiedenen Rechtssatzungen erwuchsen, die noch vom Mittelalter her galten, durch Einführung des römischen Rechts beseitigen. Als obersten Gerichtshof für die Mark bestellte er das Kammergericht, das seinen Sitz in Köln a. d. Spree haben und aus 12 Beisitzern bestehen sollte, von denen er selbst 4, die übrigen 8 die Stände mit seiner Zustimmung ernannten. Die Kammergerichtsordnung vom Jahre 1516 ist nur ein Entwurf, dessen Durchführung sich bis zum Jahre 1526 verzögert zu haben scheint. Für den neuen Gerichtshof gab der Kurfürst 1527 ein Rechtsbuch, die Joachimische Konstitution, welche zunächst das Erbrecht und einige verwandte Materien nach den Grundsätzen des römischen Rechts ordnete.

Schon 1515 hatte Joachim eine Polizeiordnung erlassen, welche die Verfassung der märkischen Städte genau feststellte, um

dem Hader der einzelnen Bevölkerungsklassen um das Stadtregiment entgegenzuwirken. An der Spitze jeder Stadt sollte ein Rat von 16 Mitgliedern stehen, von denen jährlich die Hälfte im Amte war. Dieser „sitzende Rat“ von zwei Bürgermeistern und sechs Ratmännern sollte nur in Ausnahmefällen die inaktiven Ratsmitglieder heranziehen. Vakanzen im Ratskolleg wurden durch Kooptation ergänzt.

Wie Joachim in der Einleitung zu jener Polizeiordnung hervorhebt, lag ihm das materielle Wohl der Städte am Herzen. Deshalb suchte er zunächst dem überhand nehmenden Luxus durch besondere Vorschriften zu steuern, die bei der damals üblichen patriarchalischen Regierungsweise nicht auffallen dürfen. Beim Hochzeitsmahl sollten fortan nicht mehr als 5 Gerichte und von jedem nicht mehr als 2 Schüsseln pro Person gegeben werden. Nur Adligen waren 10 Gerichte gestattet. Die Diener, deren Zahl 20 nicht übersteigen durfte, konnten zusammen 10, die Spielleute 3 Schüsseln erhalten. Bei Kindtaufen durften nur 3 Gerichte, jedes zu 3 Schüsseln, für je 4 Personen berechnet, dargereicht werden. Hierbei war also die Zahl der Gäste auf 12 beschränkt, während für Hochzeiten eine solche Bestimmnng fehlte. Bürgerfrauen durften Geschmeide und Perlen höchstens im Wert von einer Mark Silbers tragen.

Der Kurfürst war ferner bemüht, den Verkehr zu erleichtern und die Steuerkraft der Städte und ihrer Einwohner zu steigern. Deshalb verfügte er, daß niemand aus der Stadt wegziehen durfte, ohne Haus und Hof an einen andern Besitzer zu überlassen. Wüste Bauplätze muß der Zinsherr binnen Jahr und Tag bebauen, sonst soll der Rat darüber unumschränkt verfügen. Etwas seltsam klingt das Verbot, Geld auf ein Haus gegen Hypothek zu nehmen. Praktischen Blick verrät dagegen die Ausdehnung des Berliner Maßes und Gewichts auf die ganze Mark. Auch der Engherzigkeit der Zünfte trat der Kurfürst entgegen, wenn sie aus Brotneid fleißige und geschickte Gesellen in ihre Mitte nicht aufnehmen wollten.

Allerdings ist von dieser Städteordnung nur weniges zur Durchführung gekommen, weil es an Beamten fehlte, um die Städte hinreichend zu kontrollieren, aber die Bestimmungen dienen wenigstens zur Charakteristik des Kurfürsten und zur Kenntnis der damaligen Zustände. Durch die Vorrechte der Stände waren ihm in mancher Beziehung die Hände gebunden. Um sie zur Bewilligung der nötigen Steuern zu veranlaßen, mußte er ihre Rechte als „Herrschaft“ gegenüber den Bauern, die mit Ausnahme von wenigen Freien mehr und mehr in den Zustand der Leibeigenschaft versanken, respektieren. So bewilligten ihm die Stände 1513 die Bierziese, von der die Prälaten und Edelleute nichts zu leiden hatten, ferner 1521 zur Bezahlung seiner Schulden einen „Hufenschoß“ auf vier und 1524 auf weitere acht Jahre. Davon entfielen auf die Städte zwei Drittel, auf die bevorrechteten Stände nur ein Drittel, und dies wurde auf die hörige Bevölkerung abgewälzt. Die „Oberstände“ suchten sich dafür unter allerlei Vorwänden aus Zöllen und Wegegeldern Einnahmequellen zu eröffnen. Des Landesherrn Ausfuhrverbot für Korn umgingen sie, kauften selbst Getreide auf und führten es aus. Von einer offenen Auflehnung der Stände wie in früheren Zeiten war damals keine Rede mehr. Der Kurfürst war Herr in seinem Territorium, das geschlossener war als irgend ein anderes im Reich, da weder eine märkische Stadt, noch die drei Bischöfe die Reichsunmittelbarkeit besaßen. Eine wichtige Erwerbung brachte das Jahr 1524, da die Grafschaft Ruppin nach dem Aussterben ihrer Inhaber, die von der Grafschaft Lindow bei Zerbst den Namen führten, an Brandenburg fiel. Sie standen seit alten Zeiten unter der Lehnshoheit der Kurfürsten und bekleideten an deren Hofe das wichtige Amt des Erbschatzmeisters. Schon vorher hatte Joachim die Herrschaften Krossen, Züllichau u. a. erworben, nachdem die Herzogin Barbara 1515 gestorben war. Eine Aussicht von größerer Bedeutung, deren Tragweite man damals noch nicht ahnen konnte, eröffnete sich durch die Wahl des Markgrafen Albrecht von Ansbach, eines Vetters von

Joachim, zum Hochmeister des deutschen Ordens (1511). Kaiser Maximilian hatte nämlich aus Rücksicht auf die Machterweiterung seines Hauses den Orden aus dem Reichsverbande gelöst und ganz der Machtsphäre Polens, dem derselbe lehnspflichtig war, überlassen. Albrecht, der sich seit seiner Erhebung zum Hochmeister sträubte, dem Könige von Polen den Lehnseid zu leisten, kam 1517 nach Berlin und suchte den Kurfürsten für sich zu gewinnen, weil er auf den Zuzug aus Deutschland angewiesen war, um die im Orden entstehenden Lücken zu ergänzen, und die Mark die einzige Verbindung zu Lande mit dem Reiche darbot. Deshalb ließ sich Albrecht auch bereit finden, auf das Recht zur Einlösung der Neumark zu verzichten. Dafür trat Joachim dem Bunde bei, der sich zu Gunsten des Ordens gegen Polen bildete, doch war die Unterstützung, die er und der deutsche Adel dem Hochmeister bot, zu gering, um die Aufhebung der polnischen Lehnshoheit herbeizuführen.

Joachim I. nahm als Haupt der Hohenzollern in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung eine einflußreiche Stellung im Reiche ein. Auch ihm kam zu statten, daß sein Bruder Albrecht 1513 zum Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt erhoben wurde. Als solcher besaß er den Vorsitz im Fürstenrate und erlangte 1514 durch seine Wahl zum Erzbischof von Mainz auch die höchste Stellung im Kurfürstenkollegium. Letztere Erhöhung hatte Albrecht dem Kaiser zu danken, der aus Gründen der Politik die Hohenzollern damals für sich zu gewinnen suchte. Aus Eifersucht gegen Frankreich wollte er nämlich ein Bündnis dieser Macht mit Dänemark verhindern. Dies gelang ihm nur durch Vermittelung Joachims, welcher mit Elisabeth, der Schwester des dänischen Königs Christian II., vermählt war. Wenn schon die Verbindung mit Dänemark für den Kaiser von Wert war, so schien sie dem Kurfürsten praktische Vorteile zu bringen. Wohl hatte Elisabeth, als sie 1502 Joachims Gattin wurde, auf die Nachfolge in Dänemark verzichtet, außer wenn ihr Vater Johann ohne männliche Erben

stürbe, aber dieser traf, als er wenige Jahre später durch seinen Krieg mit Lübeck und Schweden in Not geriet, folgende Änderung, um seinen Schwiegersohn, wenn nicht zur thätigen Unterstützung, so doch zur diplomatischen Vermittelung zu veranlassen. Johann erklärte 1508, es sollten, falls er und sein Sohn Christian ohne männliche Leibeserben stürben, seine Tochter und deren Erben in seinen Landen, sofern sie nicht Wahlreiche wären, also in dem königlichen Anteil der Herzogtümer Schleswig-Holstein folgen. Damit war dem Kurfürsten die Anwartschaft von seiten Dänemarks zugestanden, es fehlte für Holstein, das Reichslehen war, nur die kaiserliche Bestätigung. Als diese Maximilian 1517 gewährte, wurde die Anwartschaft auf den herzoglichen Anteil der Herzogtümer ausgedehnt. Karl V. bestätigte dieselbe nochmals 1530; doch hatte sie nunmehr keine Bedeutung, da inzwischen über den dänischen Thron und die zugehörigen Länder in anderer Weise verfügt war. Christian II. war nämlich 1523 aus seinem Lande vertrieben und an seiner Stelle sein Oheim Friedrich von Holstein zum Könige gewählt worden.

Der Kurfürst verlor, abgesehen von den Aussichten auf die Nachfolge in den Elbherzogtümern, damit einen wichtigen Bundesgenossen gegen Pommern. Herzog Bogislaw X. hatte sich, wie einst von Maximilian, so 1521 von Karl V. mit Pommern als Reichsfürst belehnen lassen, und wenn dabei auch die Rechte des Kurfürsten vorbehalten waren, so vermißte Joachim doch die Anerkennung seiner Lehnshoheit und wurde nur durch ein Verbot des Reichsregiments, das in Abwesenheit des Kaisers in Nürnberg tagte, von einem Angriff auf Pommern zurückgehalten. Als Bogislaw 1523 starb, folgten ihm seine Söhne Georg und Barnim X Diese schlossen mit Friedrich von Dänemark ein Bündnis, während sich der Kurfürst gegen sie mit dem vertriebenen Christian verbündete. Der Ausbruch eines Krieges stand nahe bevor, schon sammelte Joachim ein Heer bei Perleberg, da vernahm er, daß die Dänen große Rüstungen in Holstein machten, während Christian mit einem in Aussicht gestellten Hilfskorps

immer nicht erschien, und ließ den Kriegsplan fallen. Es kam in den folgenden Jahren zu mehreren Verhandlungen mit Pommern, aber zu keiner Abmachung. Man behauptete auf brandenburgischer Seite, daß durch den Vertrag von 1493 und den gleichlautenden von 1501 das Lehnsverhältnis Pommerns zu Brandenburg nicht aufgehoben, nur die Erneuerung der Belehnung den Herzogen erlassen sei. Auf dem Reichstage zu Speier wurden die Herzoge Georg von Sachsen, Heinrich der jüngere von Braunschweig und Heinrich von Mecklenburg damit beauftragt, einen Vergleich zwischen beiden Parteien zu vermitteln. Derselbe kam erst 1529 in Grimnitz unter folgenden Bedingungen zustande. „Der Markgraf und seine Erben", so berichtet der Chronist Chyträus, „dürfen fortan in keiner Weise die Herzoge von Pommern behindern, wenn sie die Belehnung beim Kaiser nachsuchen oder den gebührenden Platz auf dem Reichstage einnehmen wollen. Damit bei der Nachfolge in dem erledigten Herzogtum Pommern für den Markgrafen besser gesorgt sei, steht ihm frei, so oft der Kaiser den Herzogen ihre Lehen übertragen sollte, zum Zeichen der gemeinsamen Belehnung die Fahne zugleich zu ergreifen. Außerdem müssen immer, so oft den Herzogen der Lehnseid von ihren Unterthanen geleistet wird, brandenburgische Räte zugegen sein, welchen im Namen des Markgrafen die Stände von Pommern versprechen sollen, daß sie den Kurfürsten als ihren wahren und erblichen Herrn anerkennen wollen, wenn die männliche Nachkommenschaft der Herzoge von Pommern erlischt. Für die Mitgift Margaretens von Brandenburg, der Gattin Herzog Bogislaws, und ihre bewegliche Habe soll Herzog Georg 50000 Gulden zahlen und des Kurfürsten Joachim Tochter Margarete mit einer Mitgift von 20000 Gulden zur Gattin empfangen. Diesen Vertrag hat später Karl V. bestätigt."

Der pommersche Chronist Kantzow erwähnt außerdem folgenden, für die Anschauungen der Reformationszeit charakteristischen Vorfall: „Als dieser Vertrag so geschah und der Markgraf und Herzog Georg einander die Hand darauf gaben, sprang dem

Markgrafen ein Saphir aus seinem Halsbande, daß es laut erklang und der Stein vor Herzog Georg niederfiel. Als dies die andern sahen, schauten sie den Markgrafen an. Doch dieser sagte, das wäre eitel Glück, und meinte, er wäre nun eines großen Feindes ledig geworden. Man meint, er habe es durch die schwarze Kunst, mit der er viel umging, zu Wege gebracht." Obwohl Margarete, Joachims Tochter, welche dem Vertrage gemäß den Herzog Georg heiratete, schon 1531 nach des letztern Tode Witwe wurde, blieb seitdem das Verhältnis des Kurfürsten und seiner Nachfolger zu Pommern ein freundschaftliches.

Noch einmal bot sich Joachim die Gelegenheit, die Anwartschaft auf Schleswig-Holstein zur Geltung zu bringen. Ein Einfall Christians in Dänemark mißlang nämlich und endete 1532 mit seiner Gefangennahme; unmittelbar darauf starb sein Sohn Johann, und somit war wenigstens in den Herzogtümern die Kurfürstin Elisabeth zur Erbfolge berechtigt. Als jedoch König Friedrich im folgenden Jahre starb, ging die Herrschaft in den Herzogtümern ohne Widerspruch auf dessen Sohn Christian über. Wenn es auch für Joachim eine Möglichkeit gab, sich um die dänische Krone, deren Verleihung von der Wahl der Stände abhing, zu bewerben, so mußte er doch an der Abneigung des evangelischen Lübeck und dem Widerspruch des damals auch in Dänemark einflußreichen Kaisers Karl scheitern. Damit ging für Joachim eine günstige Gelegenheit, die Macht seines Hauses zu erweitern, verloren, aber es geschah sicherlich zum Glück für Brandenburg.

Der Kurfürst hatte damals die ehrgeizigen Pläne seiner Jugend aufgegeben, weil er bisher in der auswärtigen Politik entschiedenes Unglück gehabt hatte. Kaiser Maximilian hätte nämlich in seinen letzten Jahren die Nachfolge im Reich seinem Enkel Karl von Spanien sichern wollen. Noch im Jahre 1517 schien es, als ob Joachim in dieser Frage auf der Seite Habsburgs stehen werde, denn er traf mit dem Kaiser und dessen Enkel in den Niederlanden zusammen und erhielt auch einige Beweise

des kaiserlichen Wohlwollens, wie die Bestätigung der Anwartschaft auf Schleswig-Holstein. Doch schon damals unterhandelte er mit König Franz I. von Frankreich, der gleichfalls die Hand nach der deutschen Krone ausstreckte und am Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau, einen vielgewandten Anhänger hatte. Die brandenburgischen Gesandten schlossen in Abbeville mit dem französischen Kanzler einen Vertrag, wonach die Prinzessin Renata, die Tochter des verstorbenen Königs Ludwig XII., mit dem Kurprinzen Joachim vermählt werden und eine Mitgift von 150000 Sonnenthalern und dazu ein Jahrgeld von 4000 Livres erhalten sollte. Dafür verpflichtete sich der Kurfürst bei der bevorstehenden Wahl für den König zu wirken. Er bewog auch seinen Bruder, den Kurfürsten Albrecht, mit Frankreich abzuschließen. Im folgenden Jahre reiste jedoch Joachim mit dem Kurprinzen zum Reichstage nach Augsburg und näherte sich jetzt dem Hause Habsburg. Er erhielt damals für seinen Sohn das Anerbieten einer Ehe mit der Enkelin des Kaisers, der spanischen Infantin Katharina, welche eine Mitgift von 400000 Gulden einbringen sollte. Der Kurfürst ging um so bereitwilliger auf diesen Vorschlag ein, als ihm mitgeteilt wurde, daß König Franz die Prinzessin Renata auch anderwärts angeboten hätte. Ein Teil der vom Kaiser zugesicherten Mitgift sollte von dem Kaufhause Fugger durch Obligationen gedeckt werden, doch verzögerte sich die erforderliche Bestätigung der Verlobung durch den König von Spanien. Noch bevor diese eintraf, starb der Kaiser im Januar 1519. Nun machten die Fugger wegen Hergabe der Obligationen Schwierigkeiten; es hieß, die Prinzessin selbst habe zu der Verlobung ihre Einwilligung nicht gegeben, und der Kurfürst sah nur zu bald, daß er wieder einmal getäuscht sei. Sofort kehrte er zur französischen Partei zurück. Der Papst, welchem die Wahl des mächtigen Habsburgers zuwider war, lenkte damals die Blicke Frankreichs auf Joachim selbst und schlug dessen Wahl vor. Demgemäß kam es im April zwischen Frankreich und dem Kurfürsten zu folgender

Verabredung: letzterer sollte bei der Wahl zunächst für den König Franz stimmen und dafür die Statthalterschaft in Deutschland erhalten; falls dessen Wahl nicht durchzusetzen sei, so sollte die französische Partei dem Kurfürsten ihre Stimme geben. Zugleich kam man wieder auf die früheren Verlobungspläne zurück und erhöhte die Mitgift auf 200000 Goldthaler. Der Kurfürst sah es gern, daß beide Thronbewerber sich um seine Unterstützung bewarben und einander überboten; er hoffte dennoch, daß auf keinen von ihnen die Wahl fallen werde, sondern auf ihn selbst. Allerdings sprach dagegen, daß sich sein Bruder Albrecht schließlich doch für die Wahl des Habsburgers entschied. Da Karl über die Streitkräfte des schwäbischen Bundes verfügte, so drängte Joachim den französischen König, gleichfalls ein Heer zu rüsten und erbot sich selbst, ein beträchtliches Kontingent dazu zu stellen. Doch Franz wollte keinen Krieg, weil er die Krone mit Geld zu erlangen hoffte. Wiederum sehen wir jetzt den spanischen König um die Stimme Brandenburgs buhlen, wieder sollte die Hand der Infantin als Lockspeise dienen; aber Joachim steigerte jetzt seine Geldforderungen, und es kam natürlich zu keinem Einverständnis. Man darf nicht glauben, daß es dem Spanier mit seinen Anerbietungen ernst war; er hat damals dieselbe Prinzessin einem Neffen des sächsischen Kurfürsten zur Gattin angeboten, um letzteren, der sich noch nicht entschieden hatte, für sich zu gewinnen.

Im Juni 1519 sollte endlich die Wahl in Frankfurt a. M. stattfinden. Joachim, welcher sich auch dahin begab, berührte vorher Mainz, wo Frankreichs Anhänger sich versammelten. Hier schlug er sich als Wahlkandidaten vor, scheiterte aber an dem Widerspruch des Erzbischofs von Trier. Ebensowenig vermochte er seinen Bruder für seine Wahl zu gewinnen. Es handelte sich damals überhaupt nur um den Kurfürsten Friedrich von Sachsen und den König von Spanien, die Kandidatur des französischen Königs kam gar nicht mehr in Frage. Am 17. Juni begannen die der Wahl vorausgehenden Verhandlungen in Frankfurt. Der Kurfürst von Sachsen ver-

zichtete auf jede Bewerbung, und nun erklärte sich auch der Papst für den Habsburger. Einschüchternd wirkte auch das Heer des Schwäbischen Bundes, das sich unter Franz von Sickingen um Frankfurt gelagert hatte. Nachdem die Kurfürsten noch eine Wahlkapitulation entworfen hatten, gaben sie am 28. Juni ihre Stimme dem spanischen Könige, der auch auf ihre Bedingungen einging. Obwohl Joachim gleich den übrigen Kurfürsten für ihn gestimmt hatte, war Karl über dessen wahre Meinung doch wohl unterrichtet, zumal man Briefe Joachims an den französischen König aufgefangen hatte, die jeden Zweifel hoben. Karl hat dem Kurfürsten seine Haltung vor der Wahl nie vergessen; er wies ihn, als er ihm später gegen ein Jahrgeld seine Dienste widmen wollte, mit dem ironischen Hinweis auf seine Beziehungen zu Frankreich zurück.

Der Gegensatz beider Fürsten wurde dadurch etwas gemildert, daß Joachim in den damals entscheidenden religiösen Fragen auf der Seite des Kaisers stand. Der Kurfürst war ein persönlicher Gegner Luthers, und die Ovationen, die Tetzel in der Mark, besonders in Frankfurt bereitet wurden, waren ganz nach seinem Sinn. Er gehörte auf dem Reichstage zu Worms, den er persönlich besuchte, der streng katholischen Richtung an und war bei der Abfassung des Wormser Edikts besonders thätig. Er allein von den weltlichen Kurfürsten war dort noch anwesend, als Karl das vom Kardinal Aleander verfaßte Edikt vorlegte, und es wird erzählt, daß er in aller Namen die Erklärung abgab, sie seien mit demselben einverstanden. Schon aus Eifersucht auf das mehr und mehr emporblühende Kursachsen trat er bald mit größerer Entschiedenheit gegen die neue Bewegung auf und schloß mit dem Kurfürsten von Mainz, den Herzogen Georg von Sachsen und Heinrich und Erich von Braunschweig 1525 das Dessauer Bündnis. Als später die protestantischen Fürsten den Schmalkaldischen Bund bildeten und ihre Macht so wuchs, daß die altgläubigen Stände in Norddeutschland für ihre Lande besorgt wurden, beeilte sich Joachim mit seinen früheren Verbündeten das Bündnis in

Halle zu erneuern (1534). Man wollte damit verhindern, „daß man sie und die ihrigen von der Religion zu drängen versuche.“ Auch auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) war der Kurfürst anwesend und wirkte hier im Interesse des Kaisers. Als sich die Protestanten bei der Confutation nicht beruhigen wollten, fuhr er gegen sie los, daß sich die Fürsten seiner Partei ins Mittel legen und er selbst seine verletzenden Ausdrücke gegen die Gegner zurücknehmen mußte. Der Kaiser näherte sich ihm damals wieder, weil er die Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige durchsetzen wollte. Wieder war dem Kurfürsten ein hoher Preis in Aussicht gestellt. Wie er an den Kurprinzen schreibt, war ihm eine erhebliche Summe und eine jährliche Pension verheißen, abgesehen von einzelnen andern Vergünstigungen. Sein zweiter Sohn Johann sollte aus des Kaisers Hand eine reiche Erbin mit 100 000 Gulden Mitgift und die Anwartschaft auf Gebiete erhalten, die 200 000 Gulden eintragen sollten. So wirkte denn Joachim energisch für Ferdinands Wahl; als diese jedoch 1531 zu Frankfurt erfolgt war, hielt der Kaiser seine Versprechungen nicht.

In der Mark machte das neue Bekenntnis keine erheblichen Fortschritte, da man allgemein den Zorn des Landesherrn fürchtete. Auf einem Landtage einigte er sich 1527 mit seinen Ständen, bei der alten Lehre und der bischöflichen Verfassung der Kirche zu bleiben. Das Festhalten am Alten brachte allerdings den Vorteil, daß das Land von den Greueln des Bauernkriegs verschont blieb, und die Stände wußten dem Kurfürsten zunächst Dank, daß er allen Neuerungen abhold war. Nur in Stendal kam es im Juli 1530 zu Unruhen. Einige reisende Handwerksburschen veranlaßten die Menge, lutherische Lieder in den Kirchen anzustimmen, und als die Geistlichen sich dagegen sträubten, drang das Volk, aufgehetzt durch den Predigermönch Kuchenbecker, in ihre Häuser. Kurfürstliche Gesandte, die alsbald eintrafen, gerieten in Lebensgefahr, und wohl bei dieser Gelegenheit stürmte man auch das Rathaus. Da mußte der Kurprinz im

Oktober mit 1000 Reitern nach Stendal ziehen und stellte ohne Schwierigkeit die Ruhe wieder her. Einige Rädelsführer wurden zum Tode verurteilt, jedoch vom Kurfürsten begnadigt. Nur die Stadt selbst mußte büßen; sie verlor ihre alte Zollfreiheit und wurde zu einer Strafe von 10000 Gulden verurteilt.

Nicht allein des Kurfürsten nächste Verwandte, wie der Hochmeister Albrecht und die fränkischen Markgrafen, traten zum lutherischen Glauben über, auch in seinem eigenen Hause faßte die neue Lehre Wurzel. Seine Gemahlin Elisabeth, die er durch Liebesverhältnisse mit andern Frauen nur zu sehr gekränkt hatte, war derselben insgeheim zugethan und gewann auch ihren ältesten Sohn dafür, der allerdings aus Furcht vor dem Vater mit seinen Ansichten zurückhielt. Die Kurfürstin geriet um ihres Bekenntnisses willen, wie sie an den Herzog von Preußen schrieb, in Lebensgefahr. Es kam zum offenen Bruch, als sie sich während der Abwesenheit ihres Gemahls durch einen Geistlichen aus Wittenberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen ließ. Der Kurfürst erfuhr davon durch seine jüngste Tochter Elisabeth, die mit dem Herzog Erich von Braunschweig verlobt war. Trotz seiner Erbitterung ließ er ihr auf den Zuspruch verwandter Fürsten noch Bedenkzeit, ob sie zur alten Kirche zurückkehren wolle. Doch bald besann er sich und war geneigt sie mit dem Tode zu strafen oder sich wenigstens von ihr scheiden zu lassen, was seine Umgebung nur mit Mühe zu verhindern wußte. Die Kurfürstin sah die einzige Rettung in der Flucht; nachdem sie sich der Hilfe des Kurfürsten Johann von Sachsen vergewissert hatte, entfloh sie im März 1528 als Bäuerin verkleidet aus Berlin und fand vorläufig in dem Jungfrauenkloster Prettin bei Dommitzsch, später in dem benachbarten Lichtenburg ein Asyl. Der Kurfürst wurde in seiner Abneigung gegen die lutherische Lehre nun womöglich noch mehr bestärkt; deshalb verfügte er in seinem Testament, daß seine Söhne und deren Erben dem alten Glauben treu bleiben sollten, und ließ diese Bestimmung von seinen beiden Söhnen durch einen Eid bekräftigen.

Schon in jüngeren Jahren hatte der Kurfürst von seinem religiösen Fanatismus eine Probe gegeben, die zum Glück in der preußischen Geschichte vereinzelt dasteht, nämlich durch die Judenverfolgung vom Jahre 1510. Den Anlaß dazu bot der Diebstahl einer Monstranz mit zwei geweihten Hostien aus der Kirche des Dorfes Knobloch bei Nauen. Die von Joachim angeordnete Untersuchung führte zunächst dazu, daß im Stadtgraben von Bernau einige Stücke der Monstranz, andere nahe dabei gefunden wurden. Der Verdacht des Diebstahls lenkte sich auf den unweit davon wohnenden Kesselflicker Paul Fromm, einen Christen, dessen Verschwinden aus der Stadt allgemein auffiel. Als er nach kurzer Zeit zurückkehrte, wurde er ergriffen und gestand den Einbruch zu. Der Bischof von Brandenburg, in dessen Diöcese die Unthat geschehen war, betraute seinen Hauptmann Heinrich von Letzschitz mit der weitern Untersuchung. Durch die Folter erpreßte man Fromm das Geständnis, daß er die eine Hostie gegessen, die andere an den Juden Salomo in Spandau verkauft habe. Letzterer, der auf Befehl des Kurfürsten gefangen nach Berlin gebracht wurde, gab dies zu und gestand weiter, daß er die Hostie mit einem Messer durchstochen und Stücke davon an einen Glaubensgenossen in Brandenburg und an einen andern in Stendal geschickt habe. Der Kurfürst ließ auch diese als Mitschuldige festnehmen, und einer von ihnen, der Jude Jakob in Brandenburg, bekannte, daß er das ihm übersandte Stück der Hostie in Gemeinschaft mit dem dortigen Rabbiner durch Messerstiche verletzt habe, worauf Blut daraus geflossen sei. Ähnlich lautete das Geständnis vieler anderer Juden aus Osterburg und andern Städten der Mark. Auf der Folter bekannten auch einzelne von ihnen, daß sie Christenkinder gekauft und geschlachtet hätten, um aus deren Blut einen gegen Krankheiten heilsamen Trank zu bereiten.

In der dann im Juli 1510 zu Berlin stattfindenden Gerichtsverhandlung wurden die einzelnen Umstände des Einbruchs in Knobloch und der Entweihung der Hostie bestätigt, doch scheint der Fre=

vel gegen Christenkinder eine völlig unerwiesene und nur auf der Folter zugegebene Beschuldigung gewesen zu sein, denn im Urteil wird dieser Punkt nicht als belastend hervorgehoben. Ebensowenig gedenkt ein altes Lied, das die Judenverfolgung behandelt, dieser Anklage. Allerdings bemerkt eine gleichzeitige Druckschrift, daß mehrere Juden im Gefängnis bekannten, 7 Christenkinder gekauft und unter Martern getötet zu haben. Daß jene Entweihung der Hostie vorgekommen ist, läßt sich nicht gut bezweifeln, und dergleichen ist bei dem Aberglauben jener Zeit, für welchen sich in Chroniken unzählige Beispiele finden, durchaus nichts Unerhörtes. Jedenfalls stand die Strafe der Juden zu ihrer Frevelthat in keinem Verhältnis. Sämtliche Teilnehmer an der Entweihung der Hostien sollten verbrannt, Fromm vorher noch auf einem Wagen durch die Straßen der Stadt geführt und mit glühenden Zangen gezwickt werden. Das Urteil wurde dann auch noch am 19. Juli an ihm und 39 Juden auf dem Richtplatz an der heutigen Frankfurter Straße zu Berlin vollstreckt; nur zwei Juden, welche zum Christentum übergetreten waren, wurden zum Tode durchs Schwert begnadigt. Zugleich verwies der Kurfürst alle Juden, die man während des Prozesses gefangen gesetzt hatte, aus der Mark und den zugehörigen Landen.

Bekanntlich ist noch einmal zu Anfang des 16. Jahrhunderts das Fehdewesen des Mittelalters wieder aufgelebt, und Männer wie Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen gelten dafür als klassische Beispiele. Auch die märkische Geschichte liefert Beweise, wie weit man damals noch von einem allgemeinen Rechtszustand entfernt war. Der Ritter Nikolaus von Minkwitz, ein Lehnsmann des Herzogs Georg von Sachsen, aber Anhänger der neuen Lehre, hatte damals seinen Sitz auf Schloß Sonnewalde bei Luckau. Sein Streben, Landvogt der Niederlausitz zu werden, hatte zwar keinen Erfolg, aber auch so nahm Minkwitz, der besonders am kursächsischen Hofe angesehen war, eine Stellung ein, die über die eines einfachen Edelmanns weit hinausging. Er benutzte nun einen geringfügigen Anlaß, um, gleich-

wie Sickingen früher am Rhein, so hier gegen den katholischen Kurfürsten Joachim eine Fehde zu beginnen, die leicht größeren Umfang hätte nehmen können; ja Minkwitz hoffte selbst, daß er der evangelischen Lehre zur Herrschaft in der Mark verhelfen werde. Hören wir darüber den Bericht des Chronisten Angelus, der anschaulicher als der des Zeitgenossen Leutinger ist: „Im Jahre 1528 hat sich ein märkischer Edelmann, Namens Birkholz, wider den Bischof von Lebus, Georg von Blumenthal (s. Fig. 86), der ein seltsamer unruhiger Kopf gewesen, aufgelehnt und an sich den Nikolaus von Minkwitz gehängt, der zur selben Zeit Sonnewalde innegehabt, und Otto von Schlieben, der damals samt drei Vettern 27 Dörfer und das Städtlein Baruth besessen hat. Diese haben ungefähr 60 Reiter an sich gebracht, doch sind ihrer auf der Reise immer mehr geworden, bis sich endlich die Zahl der Reiter in die 400 erstreckt hat, und sie sind auf Fürstenwalde gezogen, den Bischof zu fangen und gefänglich mit sich hinwegzuführen. Damit sie aber desto besser möchten in die Stadt kommen, haben sie es also angefangen. Hermann Schnipperling, des von Schlieben Diener, hat sich für einen Kaufmann ausgegeben und ist mit Otto Kienitz, des von Schlieben Jüngen, und etlichen Fuhrwägen, die aus Preußen gewesen, gen Fürstenwalde gekommen. Er hat den Fuhrleuten Trinkgeld gegeben, daß sie sagen sollten, sie gehörten ihm zu, hat auch den Thorhüter gebeten, er möge ihm frühe vor Tage aufthun, daß seine Wagen fortkommen könnten. Als ihm nun der Thorhüter frühe vor Tage aufgemacht, hat ihn Schnipperling gebeten, daß er ihm einen Riemen am Sattel zurechte bringen möchte. Wie er solches hat thun wollen und sich keines Bösen versehen, hat Schnipperling die Schlüssel, die der Thorhüter auf dem Arm hat liegen gehabt, erwischt, den Thorhüter ins Wasser gestoßen, daß er darinnen geblieben und ertrunken ist, und hat darauf ein Feuerrohr losgeschossen. Da solches die andern Reiter, die vor der Stadt zwischen den Holzhausen gelauert, hörten, sind sie bald aufgewesen und in die Stadt eingefallen, um den Bischof zu

fangen. Die Bürger zu Fürstenwalde haben sich zwar erstlich, wie billig, zur Wehre gesetzt, aber als Minkwitz hat anzeigen

Fig. 86.



Georg von Blumenthal, Bischof von Lebus. Aus Seidels Bildersammlung.

lassen, sie sollten sich zufrieden geben, es gälte nicht ihnen, sondern dem Bischof, sind sie ein jeder wieder zu den Seinen gegangen.

Minkwitz aber, nachdem er allenthalben die Thore und Straßen mit Kriegsleuten besetzt, ist mit etlichen Geharnischten zum Schlosse geeilt und hat den Bischof fleißig darin gesucht; und als er denselben nicht gefunden (denn er war in fremder Kleidung entwischt, als er den Braten gerochen), hat er seinen Kriegsleuten der Bürger und der Kapitularen Häuser preisgegeben, doch sollten sie niemand erschlagen, auch die Häuser nicht mit Feuer anzünden. Darauf ist es an ein Rauben gegangen sowohl im Dom und dem bischöflichen Schloß, als in der Bürger und Kapitularen Häuser. Unterdes haben die Bürger, damit die Kriegleute nicht zu sehr wüten möchten, unterhandelt, daß sie sich, wenn er dieselben wieder wegführte, mit der Stadt ergeben wollten — was denn auch geschehen ist.

Man sagt, daß sie den Schatz im Dom auch gesucht, aber nicht haben finden können. Denn ob er wohl nur hinter der Thür gewesen, die sie aufgebrochen, hat sie doch unser Herrgott als Kirchenräuber mit Blindheit geschlagen, daß sie denselben nicht gefunden. Man sagt auch, daß aller Bürger Häuser außer zweien sind geplündert worden. Der eine Bürger hat ein weißes Bettlaken vor die Thür gehängt, als wäre eine Leiche im Hause, und hat damit die Leute abgeschreckt. Der andere Bürger hat eben zu der Zeit Bier gebraut, und wie er den kläglichen Zustand der Stadt gesehen, hat er die heiße Würze aufs Haus getragen und damit diejenigen, die zu ihm hineinwollten, so begossen, daß sie sein Haus haben müssen zufriedenlassen. Was sie an silbernen und zinnernen Gefäßen, desgleichen an Hausrat haben bekommen können, das haben sie alles mit hinweggeführt. In diesem Tumult sind nur zwei Personen umgekommen, einer von den Bürgern und einer von Minkwitzens Volk, der sich in der Stadt bei dem Raub verspätet und von den Bürgern darüber ist angetroffen und erschlagen worden. Der entflohene Bischof aber hat sich von Stund an zum Kurfürsten nach Grimnitz begeben und hat Hilfe gegen den von Minkwitz und seinen Anhang begehrt. Dadurch ist der Kurfürst, der über den

Bischof ungehalten war, bewogen worden, solche Frevelthat an Minkwitz zu rächen, denselben mit Krieg zu überziehen und seine Festung Sonnewalde zu belagern.

Überdies hat Minkwitz seine Festung in Acht gehabt, wohl verproviantiert und besetzt, sich auch ritterlich zur Wehre gesetzt und hat sich hernach von dannen begeben, ohne Zweifel um mehr Kriegsleute aufzubringen und dem Kurfürsten im Felde zu begegnen. Der Kurfürst hat seiner Diener einen, mit Namen Martin Böhme, samt 8 andern Reitern abgefertigt, Otto von Schlieben und Minkwitz zu greifen, welcher auch den von Schlieben zu Dobrichau (bei Torgau) angetroffen. Aber Schlieben hat den Böhme, als er aufs Roß steigen wollte, mit einem Dreiecker erstochen. Minkwitzen hat der Kurfürst beim Könige Ferdinand in Böhmen heftig verklagt und denselben zu strafen gebeten. Da nun der von Minkwitz gemerkt, es würde übel auslaufen, hat er sich gedemütigt und den Kurfürsten um Gnade und Versöhnung bitten lassen, welche ihm auch zugesagt und gehalten worden."

Ein noch merkwürdigeres Stück Mittelalter bieten die Erlebnisse des Hans Kohlhase, die wir hier einfügen, wenn sie auch zum Teil schon der Zeit Joachims II. angehören. Kohlhase, ein ziemlich wohlhabender und gebildeter Kaufmann in Köln an der Spree, reiste zu Anfang Oktober 1532 zur Messe nach Leipzig. Unterwegs wurden ihm im Wirtshause des Dorfes Wellaune (bei Düben) von den Leuten des sächsischen Junkers Günther von Zaschwitz mehrere Pferde unter dem Vorwande, daß sie gestohlen seien, zurückbehalten und mancherlei Beleidigungen zugefügt. Die Pferde wurden ihm nach 10 Tagen vom Richter zugesprochen, doch sollte er das Futtergeld im Betrage von 5—6 Groschen erstatten. Dies lehnte er ab. Als er durch allerhand Unglücksfälle, die mit jenem Falle nicht zusammenhingen, sein ganzes Vermögen verlor, schob er die Schuld auf den Junker von Zaschwitz, weil er, von dessen Dienern aufgehalten, mehrere Stunden zu spät in Leipzig eingetroffen war

Nach einem halben Jahre nahm er jedoch die Gäule in Empfang und wollte auch die Futterkosten zahlen, die auf 12 Gulden gestiegen waren. Aber jene waren inzwischen zur Ackerwirtschaft benutzt worden, und einer von ihnen starb sofort. Kohlhase erhob nun Ansprüche auf Entschädigung für die Pferde und den Schaden, der ihm damals durch den Aufenthalt in Wellaune verursacht war, und wandte sich direkt an den Kurfürsten von Sachsen. Der sächsische Landvogt in Wittenberg bemühte sich vergebens, den Junker zur Entschädigung Kohlhases zu vermögen, obwohl dieser seine Ansprüche sehr ermäßigte. Darauf schickte letzterer im März 1534 einen Fehdebrief an den Kurfürsten von Sachsen. Als nun im April große Brände in Wittenberg ausbrachen, hielt man Kohlhase für den Brandstifter. Umsonst suchte die sächsische Regierung bei dem Kurfürsten von Brandenburg die Auslieferung des gefährlichen Mannes durchzusetzen. Endlich wurde im Dezember durch Vermittelung des Eustachius von Schlieben ein Rechtstag in Jüterbog abgehalten, wo Kohlhase mit einem Eide jeden Anteil am Brande in Wittenberg in Abrede stellte; alsdann wurde ihm eine Entschädigung von 600 Gulden zugebilligt, wofür er die Fehde einstellen sollte. Jedoch die Witwe des Junkers von Zaschwitz, der inzwischen gestorben war, erklärte die Entschädigung für übertrieben und veranlaßte den Kurfürsten von Sachsen, die Abmachung nicht zu bestätigen. So begann denn die Fehde von neuem. Vergebens setzte der sächsische Landvogt Preise auf Kohlhases Kopf aus, dieser wußte sich allen Verfolgern zu entziehen. Bald hier, bald dort tauchte er auf, meist nur von 3—4 Genossen begleitet. Luther, den er, wie so viele Hilfsbedürftige, um seinen Rat bat, riet ihm, die Fehde einzustellen und lieber Unrecht zu leiden; Gott werde ihm seinen Schaden gewiß auf andere Art ersetzen. Eine Zeit lang hielt sich Kohlhase ruhig, wurde dann aber von seinen Verwandten, sogar von seinem Vater aufgehetzt und betrat jetzt die Bahn des Verbrechens. Im Mai 1535 zündete er eine Mühle an, beraubte und verwundete den Müller. Noch einmal

kam es zu einer Verhandlung mit der Gegenpartei in Jüterbog (1537), aber da Sachsen auch hier eine Entschädigung Kohlhases ablehnte, weigerte er sich auf den Vorschlag, seine Beschwerden den sächsischen Gerichten zu unterbreiten, einzugehn. Im folgenden Jahre überfiel der hartnäckige Mann einen Bürger aus Wittenberg, Georg Reiche, der von der Frankfurter Messe heimkehrte, und schleppte ihn mit sich als Geisel. In der Gegend von Storkow wurde der Gefangene zwar von den Leuten eines Herrn von Birkholz befreit, aber Kohlhase entkam dabei. Er sagte jetzt auch Birkholz die Fehde an, da bei dem Überfall einer seiner Knechte gefangen und nach der Tortur gestorben war. Gegen Sachsen setzte er nach wie vor die Fehde fort; er plünderte das Dorf Marzahna bei Wittenberg mit einer Rotte von 35 Gesellen und suchte dann mit ihnen das Weite. Als der Abt des Klosters Zinna zwei seiner Spießgesellen aufs Rad flechten ließ, nahm Kohlhase die Leichname herab, ließ die Räder einen Berg hinablaufen und heftete mit einem Hufnagel an sie einen Zettel mit der Inschrift: „Urteilt recht, ihr Söhne der Menschen!“

Nun erst erließ der damals regierende Kurfürst Joachim II. von Brandenburg einen Aufruf an die Bevölkerung der Mark, den sächsischen Reitern zum Fange des Kohlhase zu verhelfen; doch dies fruchtete nichts, da das Volk für ihn Partei nahm und selbst die Gebildeten ihm geneigt waren, weil sie sich der Fehde des Minkwitz, dessen Verwüstungen Kursachsen nicht Einhalt gethan hatte, erinnerten. Für die Verfolgung und Hinrichtung seiner Gefährten rächte sich Kohlhase durch neue Unthaten, so daß die Unsicherheit in den Grenzlanden, besonders im sächsischen Kurkreise unerträglich wurde. Einmal regte sich bei Kohlhase noch die Stimme des Gewissens; er wollte Luther um seine Vermittelung angehn und suchte ihn deshalb selbst in Wittenberg auf. Hier versprach er, die Fehde gegen Sachsen einzustellen, doch konnte Luther seinen Kurfürsten gegen den Verbrecher nicht milder stimmen. Brandenburg, das jetzt bereit-

williger auf Sachsens Wünsche einging, brachte eine Menge Leute auf, die man der Begünstigung Kohlhases beschuldigte; obwohl viele freigelassen wurden, weil sich ihre Unschuld erwies, sahen doch mehr als 100 der strengsten Strafe entgegen. Kohlhase, der das Luther gegebene Wort nicht gebrochen hatte und jetzt nur auf seine Sicherheit bedacht war, ließ sich von einem Spießgesellen Georg Nagelschmidt zu einer That gegen seinen eigenen Landesherrn bereden. Er meinte, wenn er diesen befehde, werde er sich, um der andauernden Unsicherheit zu steuern, an Sachsen wenden und dieses zur Annahme eines Vergleichs bewegen. Auch glaubte er wohl, daß nicht auf ihn, sondern auf die sächsischen Reiter, die das Land durchstreiften, ein Verdacht fallen werde. So lauerte denn Kohlhase dem brandenburgischen Faktor Konrad Dratzieher, der aus Mansfeld mit Silberkuchen zurückkehrte, in der Nähe des Dorfes Stolpe auf, beraubte ihn und versteckte die Beute unter einer Brücke, die seitdem die „Kohlhasenbrücke" heißt. Der Kurfürst ließ nun den Verbrecher nach Berlin locken und in einem Hause bei der Nikolaikirche festnehmen. Er wurde auf Betreiben des sächsischen Anwalts zum Tode durch das Rad verurteilt. Als man ihn zum Schwerte begnadigen wollte, meinte sein Genosse Nagelschmidt, der gleichfalls gefangen und verurteilt war: „Sind wir gleiche Brüder gewesen, so ziemen uns auch gleiche Kappen", und Kohlhase schlug die Gnade aus. Am 22. März 1540 wurden beide vor dem Georgenthor hingerichtet. Viele ihrer Spießgesellen folgten ihnen im Tode nach.

Kurfürst Joachim I. traf noch bei Lebzeiten Anordnungen über die Nachfolge. Ursprünglich wollte er, daß seine Söhne Joachim und Johann gemeinsam regierten, dann entschied er sich für eine Teilung des Landes. In jedem Falle kehrte er sich nicht an die Hausordnung des Albrecht Achilles. Der Kurprinz sollte die eigentliche Kurmark mit der Kurwürde, sein jüngerer Bruder die Neumark, das Land Sternberg, das Fürstentum Krossen und die Herrschaften Kottbus und Peiz erhalten. Man

meint, daß er diese Teilung vornahm, um seinen Erstgeborenen vor dem Ehrgeiz zu bewahren, der ihm selbst so viele Enttäuschungen bereitet hatte. Der Kurprinz würde, so glaubte der Vater, bei seinen geringern Machtmitteln schwerlich in die Versuchung kommen, sich an der hohen Politik zu beteiligen. Außerdem hoffte Joachim I. dadurch beide Söhne bei dem alten Glauben zu erhalten; zumal der jüngere mußte bei einem Übertritt zum Luthertum fürchten, die Berechtigung, welche ihm zu einem Lande verholfen, zu verwirken. Schon am 11. Juli 1535 ist Joachim noch im besten Mannesalter gestorben. Seine Leiche wurde zunächst in Lehnin beigesetzt, nachmals aber von seinem Sohne nach dem Dom zu Köln an der Spree übergeführt.

Register.